

Lost (in) Spaces

BUCH 1
THEORIE

Zum Umgang mit durch die
Nutzung als Konzentrationslager
verloren gegangenen Räumen

Die approbierte Originalversion dieser Diplom-/Masterarbeit ist in der Hauptbibliothek der Technischen Universität Wien aufgestellt und zugänglich.

<http://www.ub.tuwien.ac.at>



The approved original version of this diploma or master thesis is available at the main library of the Vienna University of Technology.

<http://www.ub.tuwien.ac.at/eng>



DIPLOMARBEIT

Lost (in) Spaces

Zum Umgang mit durch die Nutzung als Konzentrationslager verlorengegangenen Orten

ausgeführt zum Zwecke der Erlangung des akademischen Grades eines Diplom-Ingenieurs/
Diplom-Ingenieurin unter der Leitung von

Ao.Univ.Prof. DI Mag.phil. Dr.phil. Peter Mörtenböck

Institut für Kunst und Gestaltung E264/1

eingereicht an der Technischen Universität Wien
Fakultät für Architektur und Raumplanung von

Julia Rogner

0501580

eigenhändige Unterschrift

Wien, am

Inhalt

« Remember the past,
to build the future »

Unknown

LOST (IN) SPACES – Abstract	7
DANKSAGUNG	9
1. EINLEITUNG UND FRAGESTELLUNG	11
2. GEDENKEN	17
Wovon wir sprechen, wenn wir von Gedenken sprechen	
2.1. Eigenschaften und Charakteristika – was tue ich, wenn ich gedenke	17
2.2. Gedenken und Gedenkarbeit in Österreich: Zwischen Opfermythos, Heldenverehrung und Neupositionierung	21
2.3. Braucht Gedenken einen Ort/eine Verortung und wenn ja, wie werden diese Orte gewählt?	27
2.4. Wie sieht Gedenken aus? Überlegungen zum visuellen Aspekt von Gedenkarbeit	31
3. KUNST SCHAFFT ES (NICHT)?	41
Analyse künstlerischer Projekte im Kontext der NS-Verbrechen, was sie können und wo sie scheitern.	
4. STATUS QUO	55
Welche Arten des Umgangs gibt es heute, wo sind diese Orte und wie sind sie. Eine Bestandsanalyse.	
4.1. Faktoren, die bei der Analyse der heutigen Nutzung zu beachten sind	58
<i>Der Zugang zum Ort durch die Gemeinde und seine Sichtbarkeit</i>	58
<i>Raumprogramme und Nutzung heute</i>	60
<i>Rural oder Urban</i>	62
<i>Grenzen</i>	63
<i>Bestand und Ortsbezug</i>	64
<i>Schwierigkeiten und Möglichkeiten</i>	66
<i>Verantwortlichkeit und Neue Strukturen, die Auslagerung des BMI und ihre Folgen</i>	67
4.2. Überblick Österreich	72
5. LITERATUR UND QUELLENVERZEICHNIS	79

Abstract

«Immer noch dieselbe Welt, und doch hat man Geduld»

Walter Benjamin

LOST (IN) SPACES

Der Umgang mit durch die Nutzung als KZ verloren gegangenen Räumen und die Frage, ob künstlerische Konfrontation der einzig gangbare Weg sein kann, oder wie eine zukunftsorientierte Bespielung aussehen kann.

In Österreich gab es von 1938-1945 das Konzentrationslager Mauthausen mit einem zusätzlichen Lagernetz von über 40 KZ-Außenlagern. Diesen Plätzen, die sich in Lage und Eigenschaften stark unterscheiden, kommen heute, mehr als 70 Jahre nach dieser Zäsur in der österreichischen Geschichte, unterschiedlichste Nutzungen zu: Manche sind so gut wie verschwunden, überbaut und ausradiert. Andere wurden mit großem finanziellen Aufwand zu repräsentativen Gedenkstätten transformiert. Eines haben sie jedoch gemeinsam: Fast jeder dieser Orte wird durch ein gestaltetes, visuelles Element gekennzeichnet – sei es in Form einer Gedenktafel oder durch Mahnmale bzw. Denkmäler. Diese Arbeit analysiert und hinterleuchtet den aktuellen Zugang bzw. den österreichischen Status quo im Umgang mit diesen durch die Geschichte stark belasteten und negativ aufgeladenen Orten und hinterfragt die aktuellen Herangehensweisen. Reicht es, einen solchen Raum mit einem wie auch immer gearteten Hinweis zu versehen? Ist eine in die Vergangenheit orientierte, visuelle künstlerische Annäherung durch Denk- bzw. Mahnmäler oder Museen die einzige Möglichkeit, um diese Plätze zu nutzen und der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen, oder gibt es einen Weg, diese Orte in Österreich zwar im Sinne von Gedenken und Erinnern zu bespielen, dabei aber gleichzeitig eine zukunftsorientierte, gemeinschaftliche und positive Zweitnutzung, ein positives Level in diesen Ort zu integrieren (nicht draufsetzen, das käme einem Verstecken, Vergraben gleich).

Ziel ist es, Nutzungsoptionen für diese Plätze herauszufiltern und zu erkennen, ob die abstrakte Herangehensweise über das Medium Kunst notwendig ist oder eine Variante sein darf. Versucht wird, eine Annäherung an einen solchen Platz zu entwickeln – bzw. herauszufinden, ob dies überhaupt möglich ist. Überprüft wird dieser Annäherungsversuch an dem konkreten Beispiel des ehemaligen KZ-Außenlagers Wiener Neudorf/Neu Guntramsdorf.

LOST (IN) SPACES

The handling of spaces which have been lost through their designation as concentration camp and the question, if artistic confrontation is the only possible solution for those spaces or how a different, future-focused approach could look like?

From 1938-1945, the concentration camp Mauthausen and its system of over 40 „outsourced“ concentration camps was part of the Nazi-structure in Austria. Those spaces differ enormously depending on their location and their characteristics and are now used in very different ways: some of them disappeared and were overbuilt, some of them were transferred into representative commemoration and memorial places. But they do have one thing in common, which is the fact, that every space is marked by a visual element – like a memorial, a commemorative plaque, or an information tablet.

My diploma project analyses the recent ways of shedding light on these spaces and the current status quo with these areas, plagued by history and still viewed negatively. Is it enough just to mark these spaces with any kind of visual element? Are art projects, like memorials or museums, purely focused on the past, the only solution for coping with these special areas and providing them for our society? Or could there be a way to treat those spaces with a commemorative background, but still give them the chance to regain a new, future-focused, common use? Or to adapt a second, positive level to those spaces anyhow?

My aim is to filter out approaches for these special areas and to find out if the media art is absolutely necessary, or if it is just one of many options. I will try to develop a new approach and to find out if this is possible at all. The area I chose for working is the former concentration camp of Wr. Neudorf and Neu-Guntramsdorf.

Danksagung

«Wenn wir eine Situation nicht ändern können, müssen wir uns selber ändern»

Viktor **Frankl**

Merci.

Für Geduld und moralische Unterstützung,
an lauen Sommerabenden vor der Karlskirche oder auf Whatsapp.

Für kontroverse Gespräche und neue Perspektiven, die mich umdenken ließen.
Ob beim Heurigen oder auf der Uni.

Für aufschlussreiche Interviews.

Für das ermöglichen meines Studiums,
finanziell und überhaupt.

Für fantastische Korrekturen.

Für die Betreuung, Inputs und Hilfe.

Für Kaffee, Papier, Geduld, zu jeder Tageszeit.

Für seitenweises Transkribieren. Fun, Fun, Fun.

Für wirklich ausgezeichnete Pausen zwischendurch.
Im Büro, auf Reisen, eigentlich quasi überall.

Für eure Zeit.

Für euch.

*Die betroffenen Personen fühlen sich hoffentlich angesprochen. Sollte dem nicht so sein:
Danke für die geduldige Betreuung, Peter Mörtenböck, Elisabeth Leitner und Sigrid Hauser.
Merci an meine Eltern und meinen Bruder. Meine Großeltern, die durch das Teilen ihrer Erinnerungen mein
Bewusstsein für das Thema gestärkt haben und mir einen sehr persönlichen Zugang ermöglicht haben.
An Andreas Baumgartner und Robert Vorberg, die ihre Erfahrungen und ihr Wissen mit mir geteilt haben.
An Jürgen Gangoly und den Gedenkverein, die mit ihrem Engagement viel für das Leben dieses Diskurs bewirken.
An Herbert Janschka, Robert Weber und Irmgard Balint, die sich Zeit für ein Gespräch genommen haben.
An meine StudienkollegInnen und das Strudel-Kollektiv, es war eine tolle Zeit. Und an meine
Herzensmenschen: Pia, Kerstin, Andi und Lena, die nicht nur während meines Studiums aufbauend und
unterstützend da waren, und mich vom Aufgeben abgehalten haben.

Merci.

Eins

*«Indifference to me, is the
epitome of all evil»*

Elie Wiesel

1

Wieso, weshalb, warum.

Einleitung und Fragestellung

1

*Erstes Kapitel***Einleitung und Fragestellung**

2015 stand ich vor der Wahl meines Diplomthemas. Viele Ideen wurden geboren und wieder verworfen. Im Zuge dieser Themenrecherche erinnerte ich mich an ein Projekt, das wir mit 17 auf die Beine stellen wollten und welches sich leider im Sand verlaufen hatte: Damals wollten wir – Jugendliche der Gemeinde Wiener Neudorf – eine Ausstellung zum ehemaligen Konzentrationslager in Wiener Neudorf/Neu Guntramsdorf gestalten und konzipieren, nachdem die Entdeckung der Vergangenheit unseres Heimatortes uns alle vor den Kopf gestoßen hatte.

Die durch den Syrienkrieg ansteigenden Flüchtlingsströme im Sommer 2015 und die heftigen und teilweise menschenverachtenden Debatten, die aus dieser neuen Situation heraus entstanden sind, zeigten eines ganz deutlich: Was zwischen 1938 und 1945 in Österreich und Europa passiert ist, ist Geschichte. Aber sie wirkt bis heute nach, beeinflusst unser Denken, unser Handeln, unsere Gedenk- und Gedächtniskultur, unseren Umgang mit Menschen, und – was mich als Architektin besonders interessiert – auch den Umgang mit Plätzen, Gebäuden und Räumen, die Teil dieser Geschichte waren und heute Teil unseres Lebensraums sind.

Es gibt verschiedene Beweggründe, warum ich mich mit diesen Orten, und im Speziellen mit Wiener Neudorf, beschäftige. Einerseits natürlich aus meinem persönlichen Bezug, da ich in der Gegend aufgewachsen bin, und die Erkenntnis, dass sich hier ein Teil dieser tragischen Vergangenheit Österreichs abgespielt hat, was für mich eine sehr negative Überraschung war. Andererseits ist es

das Spannungsfeld rund um die Nutzung des Geländes des ehemaligen KZ-Standortes als Industriestandort, der im Besitz der Firma ecoplus ist, die den Platz wiederum an eine Schafbäuerin verpachtet, während parallel dazu der Gedenkverein diesen Ort für Erinnerungsarbeit nutzt und unterschiedlichste Veranstaltungen auf diesem Platz abhält, Führungen anbietet und den Platz durch ein Denkmal und Info-Tafeln klar gekennzeichnet hat. Es findet Gedenken statt, für alle sichtbar. Aber es gibt keinen Diskurs, keine konkrete Prognose zu einer eventuellen Nutzung der Orte, die mehr sein könnte als Weideland für eine Schafherde. So wie es ist, funktioniert es ja, warum etwas ändern? Eine österreichische Lösung? Die Auseinandersetzung mit ehemaligen KZ-Außenlagern wirft viele Fragen auf. Wie darf ein solcher Raum genutzt werden? Die tabuisierende Herangehensweise, die belastete Orte oder auch Tat-Orte seit Jahrzehnten sämtlicher Nutzung und Funktion entbindet, sie aus Mangel an Ideen/Konzepten/Programmen für diese Ort links liegen lässt, macht diese Plätze zu still stehenden, toten Plätzen. Es sind Plätze, die gelegentlich für Gedenkarbeit und Erinnerungsfeiern gebraucht werden, aber nicht mehr. Gibt es eine Möglichkeit, diese Plätze wieder bewusst und behutsam an die Gesellschaft zurück zu geben? Sie für gemeinschaftliche und kollektive Bespielungen wieder in die Gemeindestrukturen zu integrieren, ohne dabei auf ihre Vergangenheit zu vergessen?

Österreichweit gibt es über 40 ehemalige Außenlager. Deren Status Quo und ihre Einbindung in das Stadtgefüge im Vergleich zu analysieren und zu hinterfragen, um

die vorab gestellten Fragen zu beantworten, wird ebenso einen Teil dieser Arbeit ausmachen wie die Schlüsse, die aus zahlreichen Interviews gezogen werden können, um sich im besten Fall zu einem Proposal zum Umgang mit dem Platz zusammenzufügen.

Welche Akteure gibt es? Wer beteiligt sich, und wo stößt die Gedenkarbeit auf Widerstand? Welche Rolle spielt der Raum an sich, wie wird das Thema der Grenze spürbar? Und letztlich wird die Rolle der Kunst – Mahnmäler, Denkmäler und Gedenkstätten sind künstlerische Annäherungen und visuelle Elemente der Kennzeichnung von Gedenkort – hinterfragt: Darf sich ein Künstler anmaßen, stellvertretend für die Opfer, die Trauernden Konzepte zu finden, die dieses schwierige Thema abdecken und entsprechend behandeln? Was muss im Zuge der Kunstproduktion im Umfeld des Holocaust sowie der Verbrechen der Nationalsozialisten beachtet werden, und woran kann sie scheitern?

Mehrmals wurde ich im Zuge meiner Rechercharbeiten mit der Frage konfrontiert, warum ich mich einem Thema widme, das derart weit in der Vergangenheit liegt. Es gäbe doch Bereiche, die viel aktueller und weiterführend, dadurch im Jahr 2016 viel relevanter wären. Folglich stellt man sich diese Frage selber und versucht eine richtige, ausreichende oder zufriedenstellende Antwort darauf zu finden. Denn natürlich könnte man einwenden, die Verbrechen der Nationalsozialisten liegen mittlerweile über 70 Jahre zurück, sie wurden aufgearbeitet und dokumentiert, soweit dies nach geglückter Dokumentenvernichtung der NSDAP möglich war. Man könnte auch, wie es Agamben in „Was von Auschwitz bleibt“ beschreibt, das „Problem“ der Konzentrationslager und der Nazi-Kriegsverbrechen durch die Prozesse in Nürnberg, Dachau etc. als „bewältigt“ abhaken², das Thema als erledigt betrachten. Aber das sehe ich als grundlegenden Denkfehler. Denn Bewältigung bedeutet für mich Aufarbeitung und intensive Auseinandersetzung mit einer Thematik, ein „Sich-Stellen“. Nur weil einige wenige im Zuge von Prozessen zur Verantwortung gezogen wurden, heißt das nicht, dass das Thema dadurch für eine Gesellschaft und ein Land zur Genüge ver- und aufgearbeitet wurde.

Diese immer noch nicht abgeschlossene Verarbeitung, das Fehlen einer kompletten Ehrlichkeit der Vergangenheit gegenüber, auch des Einzelnen, zählt für mich unter anderem zu den Gründen, die meine Motivation, mich dieser Thematik zu widmen, forciert haben. Es sind aber auch die Auswirkungen dieses Fehlens auf heutige Entwicklungen, die mit einer demokratischen Einstellung nicht zu akzeptieren sind. Ebenso sehe ich die wesentliche Bedeutung der damaligen Geschehnisse für unsere Generation, was Zivilcourage und gesellschaftliche Verantwortung betrifft, wo wir doch heute mit ganz ähnlichen Themen wie unsere Großeltern vor 70 Jahren zu kämpfen haben: Rassismus, wirtschaftliche Unsicherheit und Zukunftsängste. Diese totalitäre Vergangenheit beeinflusst nach wie vor die Raumnutzung und ihre Bespielung/Annäherung – oder verhindert diese im schlimmsten Fall. Sie steuert heute noch unsere Wahrnehmung dieser belasteten Orte und unsere Fähigkeit, sich auf diese einlassen zu können. Diese Vergangenheit ist es, die diese Plätze zu dem gemacht hat, was sie sind: Schauplätze, Mahnorte. Vielleicht aber können sie auch wieder mehr sein als das?

Ein weiterer Aspekt ist das langsame Verschwinden – oder „Faden“ – der Sensibilisierung für dieses Thema. Im Jahr 2016 gibt es kaum noch Zeitzeugen, und wenn, waren diese in den Kriegsjahren 38-45 Kinder. Sie berichten dadurch mit Sicherheit anders, als es Menschen tun bzw. tun würden, die die damalige Zeit in einem weiter entwickelten und reflektierteren Bewusstseinszustand erlebt haben, als es Kinder tun. Dadurch und durch den immer größer werdenden zeitlichen Abstand ist diese Zeit auch gefühlt nicht mehr so nahe, verliert für viele Menschen an Relevanz, und der zeitliche Abstand wird ähnlich groß empfunden wie zur Revolution 48 oder zum Mittelalter.³ Doch gerade heute, wo Europa und eigentlich die ganze Welt durch Krisen wie die in Syrien, Terrorismus und ein wachsendes Ungleichgewicht zwischen Arm und Reich gefordert ist, Stellung zu beziehen, Verantwortung zu übernehmen und neue Lösungsansätze zu finden, passiert nichts. Mehrmals bin ich auf Vergleiche zwischen den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts und unserer heutigen Zeit gestoßen. Diese faktischen Parallelen machen einerseits Angst, sollten aber gleichzeitig ein

[12]

[13]

Weckruf sein. So sehr man auch in Versuchung gerät, die Vergangenheit abzuschließen und hinter sich zu lassen – es ist einfacher, man muss sich nicht mit der Thematik der Verantwortlichkeit auseinander setzen oder überlegen, inwiefern Erkenntnisse, die aus Erlebtem gewonnen werden können, heute noch genauso Gültigkeit hätten –, man darf diese Vergangenheit nicht sich selber überlassen, es bedarf einer aktiven Annäherung an die so genannten Schauplätze dieser Vergangenheit. Wie so oft zeigt sich, der einfache ist nicht unbedingt der zielführende Weg.

Wenn Flüchtlingen explizit verboten wird, ein Schwimmbad zu besuchen, erinnert das sehr stark an die Anfänge der Judenverfolgung in den 30er Jahren. Damals gab es nicht von heute auf morgen Konzentrationslager, die als Massenvernichtungslager eingesetzt wurden. Auch damals ist das Ganze schleichend passiert. Die Gefahr, dass sich diese kollektive Ablehnung, Abwehr und Ausgrenzung einer Gesellschaftsgruppe heute wiederholt, vermutlich nicht auf eine so drastische Art und Weise, wie es in den Jahren 38-45 der Fall war, aber auf anderen, subtileren Ebenen, sehe ich durchaus gegeben. Das darf nicht passieren, Totalitarismen stehen, wie Hanna Arendt treffend gesagt hat, immer für die Zerstörung der Menschlichkeit und der Essenz des Menschen⁴, was nicht das angestrebte Ziel irgendeiner Staatsform sein kann. Diese gesellschaftliche Entwicklung in der Zeit des Nationalsozialismus mit all ihren grausamen und abstoßenden Aspekten darf sich nicht wiederholen, vergangene Geschehnisse dürfen nicht vergessen werden. Die Orte, die damals dazu missbraucht wurden, diese totalitäre Struktur in ihrer ganzen Grausamkeit zu verwirklichen, können vielleicht die obengenannten Forderungen erfüllen, nämlich für dieses Entgegenwirken die Basis zu schaffen.

Ich sehe es als Aufgabe von uns Planern, dieses Bewusstsein und dieses Gedächtnis am Leben zu halten. Wir sind diejenigen, die Orte, die von Nazis für ihr Grauen missbraucht wurden, heute beleben, in die Strukturen einer Gemeinde oder einer Stadt integrieren und sie mit Funktion und Bedeutung aufladen können bzw. die Bedeutung, die ein Ort durch seine Geschichte ohnehin bekommen hat, betonen und verankern. Sei es durch eine

architektonische oder eine künstlerische Lösung, oder einen Ansatz, der sich genau an der Schnittstelle dieser beide Disziplinen befindet – sofern es überhaupt möglich ist, hier eine klare Trennlinie zu ziehen. Dies bedarf einer sehr bewussten und vorsichtigen Herangehensweise an einen solchen Ort, der demokratisch und mit Feingefühl behandelt werden muss. Wir schaffen Plätze, an denen sich Menschen bewegen, wir formen durch unser Planen und Eingreifen die Umwelt mit. Dies sollte eine Umwelt sein, die die Menschen begleitet, aufmerksam macht und die die Geschichte eines Grundstückes mit dem Respekt und der Aufmerksamkeit behandelt, die er verdient.

Auch die Frage nach dem architektonischen Kontext in dieser Arbeit wurde mir mehrmals gestellt. Ich denke, der letzte Absatz beantwortet diese Frage bereits. Aus den belasteten Orten sollen keine sakralen Plätze werden, an die sich niemand heran traut und die, ob ihrer komplexen und belastenden Vergangenheit, unantastbar werden und als ungenutzte Un-Orte, als verlorene Orte, vor sich hin vegetieren. Doch es liegt auch an uns Architekten, diese Vergangenheit bedacht und verantwortungsbewusst zu betrachten und zu untersuchen und mit unseren Konzepten, Raumprogrammen und unserer ausgewählten Ästhetik die Brücke ins Heute zu schaffen und diesen Orten neues Leben einzuhauchen und sie dadurch in die heutigen Strukturen zu integrieren. Eine Herausforderung ist es, an einem derartigen Ort gleichzeitig die Vergangenheit bestehen zu lassen, ihm aber eine Zukunft, Bedeutung und Nutzen zu geben.

Es gibt sicher kein Handbuch, das die perfekte 0815-Lösung parat hat, die für jeden dieser Plätze zu applizieren ist. Dagegen sprechen der Geist und die Einzigartigkeit – eventuell umschreibbar mit dem „Genius Loci – eines jeden dieser Orte und die individuellen Besonderheiten, die den Ort prägen. Ich möchte aber im Zuge dieser Arbeit den aktuellen state of the art beleuchten und analysieren und daraus eventuell eine Herangehensweise ableiten und entwickeln, eine Art barrierefreie Annäherung, die hilft, sich auf solche Orte einzulassen. Sie soll zeigen, welche besonderen Aspekte all diese Orte teilen und welche davon ganz gesondert zu beachten sind, bzw. was vielleicht

möglich ist, aber bis dato noch gar nicht beachtet oder in Betracht gezogen wurde.

Ziel ist es, eine Annäherung an diese besonderen und belasteten Orte zu finden, die aus dem aktuellen Schema F ausbricht und es schafft, diese Plätze aus dem Status des „Unortes“ herauszuholen und in einen integrierten und gelebten Ort zu verwandeln, einen Ort, der nicht aufgrund von Berührungängsten links liegen gelassen werden muss und verkümmert. Dabei wird der aktuelle Weg, nämlich künstlerische Umsetzungen vor Ort, auf seine Schwächen und sein Vermögen hin untersucht und hinterfragt, ob Kunst nicht Ausgangsmoment für eine weitere Nutzung des Ortes sein kann.

Um einen Lösungsansatz für diese Annäherung zu finden, muss einerseits der Wandel von Gedenkarbeit und gelebtem Gedenken in Österreich im Laufe der letzten 70 Jahre betrachtet und bewertet werden, um aus diesen Ergebnissen ein mögliches oder erwünschtes Idealszenario zu entwickeln. Andererseits spielt auch hier die Verbindung von künstlerischen Projekten, öffentlichem Raum und politischen Entscheidungen eine große Rolle. Diese unterschiedlichen Aspekte wurden in dieser Arbeit im Zuge von Recherche, Gesprächen und Interviews und konzeptionellen Überlegungen analysiert und in eine mögliche Variante der Annäherung umgesetzt. Vielleicht ist es auch gar nicht so wichtig, die perfekte Antwort zu finden, sondern den Diskurs und die Bewegung oder Belebung der Un-Orte aktiv fortzusetzen.

Zwei

«It happened, therefore it can
happen again: this is the core
of what we have to say»

Primo Levi



Gedenken

Charakteristik des Erinnerns

2

*Zweites Kapitel***Gedenken**

*Wovon wir sprechen,
wenn wir von Gedenken sprechen*

Recherchiert man zu dem Thema „Gedenkarbeit“, lässt sich feststellen, dass es eine starke Dynamik in dem Bereich der Gedenkarbeit gibt. Es gibt immer mehr neue Zugänge, man findet eine Vielzahl von Organisationen, die sich mit der Aufgabe von Gedenkarbeit auseinandersetzen und überraschenderweise wird das Wort Gedenkarbeit scheinbar hauptsächlich im Kontext der nationalsozialistischen Vergangenheit und der Verbrechen der Nationalsozialisten verwendet. Die Suchergebnisse zum Wort „Gedenkarbeit“ im Internet zeigen interessanterweise einen Querschnitt zur Aufarbeitung der Verbrechen der Nationalsozialisten, kaum aber Aufarbeitung anderer Verbrechen, die durch totalitäre Systeme oder durch Terrorismus begangen wurden⁵. Gerade durch diese Vielzahl an unterschiedlichen Annäherungen an das Thema und durch die diversen Interpretationen ist der Begriff sehr schwammig in seiner Definition. Unterschiedliche Personen sprechen eventuell von unterschiedlichen Dingen, wenn sie von Gedenkarbeit sprechen.

Um den Begriff „Gedenkarbeit“ für diese Arbeit zu schärfen, versuche ich das Wort konkret zu definieren, um eine Basis zu schaffen, die von allen Lesenden gleich verstanden wird, und, darauf aufbauend, die Entwicklung von Gedenkarbeit in Österreich zu analysieren. Da die Diskursänderung und die Selbstwahrnehmung eine wichtige Basis für das heutige Verständnis von Gedenkarbeit, Mahnmälern, politischer Kunst im öffentlichen Raum und dem Umgang mit Bauten aus der Zeit des Nazi-Regimes sind, werde ich mich im folgenden Abschnitt vertieft dieser Thematik und ihrer Tragweite widmen.

2.1. EIGENSCHAFTEN UND CHARAKTERISTIKA – WAS TUE ICH, WENN ICH GEDENKE

Das Bundesministerium für Inneres, das aktuell noch für die Verwaltung des ehemaligen Konzentrationslagers Mauthausen verantwortlich ist, definiert in seiner Analyse Gedenken wie folgt: „...individuelles und kollektives Gedenken an die Opfer des KZ Mauthausen und seiner Außenlager in all ihren möglichen kulturellen Ausdrucksformen zu unterstützen und zu fördern. Dies beinhaltet beispielsweise das Abhalten öffentlicher Gedenkveranstaltungen, das Anbringen von Erinnerungszeichen, die Publikation von Gedenkliteratur, die Ermöglichung individueller Trauerarbeit, etc.“⁶.

Gedenkarbeit beginnt meines Erachtens ab dem Moment, ab dem vergangene, traumatische Erlebnisse thematisiert und zugelassen, aufgearbeitet und erforscht werden. Sie setzt ein, wenn sich Menschen mit einer vergangenen, meist traumatisierenden Begebenheit klar und ehrlich auseinandersetzen und die Aufarbeitung dieser fördern. Ziel ist es, diese Vergangenheit zu konfrontieren, zu analysieren, wissenschaftlich aufzuarbeiten, sich ihr zu stellen und die Erinnerung aktiv aufrecht zu erhalten. Gedenkarbeit sollte sich auch nicht nur auf das „Gedenken“ und das Suchen in Vergangenem beziehen – wie es in Österreich bis heute immer wieder der Fall ist –, sondern Gedenken, und auch Erinnern, sollten es schaffen, Erkenntnisse, Schlüsse, Lehren, Konsequenzen etc. aus der damaligen Zeit ins Heute zu transportieren und die relevanten, damit verknüpften Themen wie

soziale Verantwortung, Zivilgesellschaft, Gleichheit etc. im Kontext der heutigen sozial-politischen Themen zu positionieren und zu übersetzen. Dabei sollte das Rückbesinnen, Ehren, Würdigen – kurz Gedenken – genauso einen wichtigen Stellenwert und Platz bekommen wie der inhaltliche Brückenbau in die heutige Zeit. Diese Koexistenz von Vergangenem, Zukunft und Heute ist besonders in Anbetracht der Koexistenz von betroffenen Opfern bzw. lebenden Zeitzeugen und nachfolgenden Generationen, die oftmals kaum oder keinen persönlichen Bezug zu der NS-Vergangenheit Österreichs haben, denen aber die Relevanz dieser Vergangenheit und der daraus resultierenden sozialen, politischen und gesellschaftlichen Nachwirkungen in die heutige Zeit bewusst sein sollte, ein entscheidender Einflussfaktor für funktionierende Gedenkarbeit – unter anderem, um eine Wiederholung der Geschichte verhindern zu können.

Der Historiker Nora definiert Gedenken als etwas Lebendiges, ein sich in ständiger Transformation befindender Zustand, der sich im Spannungsfeld von Erinnern und Vergessen bewegt, der anfällig dafür ist, fallen gelassen und wieder belebt zu werden.⁷ Poetisch ausgedrückt, bezeichnet er Erinnerung als „bond tying us to the eternal present“⁸, das Band, das uns an die ewige Gegenwart bindet. Diese philosophische Annäherung an die Thematik der Erinnerung unterstreicht ihren abstrakten Charakter und betont die Vielschichtigkeit, die zu beachten ist, setzt man sich mit dem Gedenken und der Erinnerung auseinander. Vergangenheit wirkt nach und ist auf unterschiedliche Art und Weise präsent.

Doch von Bedeutung ist nicht nur die Frage „Was ist Gedenken“, sondern auch jene „Was ist Erinnern“. Der Duden, definiert das Wort „gedenken“ mit „an etwas ehrend, anerkennend zurück denkend, erinnern und dies äußern“⁹, in einer zweiten Definition mit „sich an dessen Existenz erinnern“¹⁰. Das Wort „erinnern“ wird mit „im Gedächtnis bewahrt haben und sich dessen wieder bewusst werden“¹¹, „die Erinnerung an jemanden, etwas bei jemandem wachrufen, wieder ins Bewusstsein rufen, veranlassen, an etwas zu denken, jemanden/etwas nicht zu vergessen“¹² gedeutet. Gemäß

dieser Definitionen besteht zwischen beiden Verben ein großer Unterschied, der für mich im Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit eine gewisse Rolle spielt. Lange ging es darum zu gedenken, etwas nicht vergessen lassen. Ein Verb, das ich, wenn ich von den verschiedenen Gruppen im Umfeld von Gedenkarbeit spreche, stark mit der Gruppe der KZ-Opfer und ihren Angehörigen verbinde. Erinnern – mit der Bedeutung des „Wieder-ins-Bewusstsein-Rufens“ – ist das Verb, das für den Umgang mit der österreichischen Vergangenheit im Jahr 2016 eine besondere Wichtigkeit besitzt. Durch das Sterben der Zeitzeugen und das „Verschwinden“ der Opfer, die die Zeit des Nationalsozialismus am eigenen Leib erfahren mussten, verschwinden die Menschen, die die Relevanz der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit durch ihre eigene Erfahrung spürbar machen und weitergeben können. Tatsächlich ist es vermutlich heute so, dass durch den fehlenden Bezug diese Auseinandersetzung für große Teile der Bevölkerung irrelevant wird oder aus dem Fokus verschwindet und somit vergessen wird. Das „Wieder-ins-Bewusstsein-Rufen“ betont die immer noch hohe Relevanz der Auseinandersetzung mit dem Holocaust, der Auswirkungen auf die Zivilgesellschaft und die Bevölkerung und zeigt, wie wichtig es ist, sich auf dieses Thema einzulassen, es zu hinterfragen, auch wenn man augenscheinlich mit diesem Thema eigentlich nichts zu tun hat. Das Verb „erinnern“ ist daher das Verb, das für den heutigen jungen Teil der Gesellschaft in diesem Kontext besonders wichtig ist. Auch in der Wertung der beiden Verben sehe ich einen großen Unterschied. Gedenken ist für mich eher ein schweres, negatives und belastetes Verb. Man gedenkt der Opfer, der Gräueltaten, der Verbrechen. Und das ist selbstverständlich gut und wichtig, aber ich sehe hier auch die Gefahr, dass die Thematik der Schuld und der Belastung eine viel zu große Rolle spielt, denn junge Menschen, die in Österreich heute aufwachsen und sich mit der NS-Vergangenheit unseres Landes beschäftigen, trifft keine Schuld. Ihnen muss es möglich gemacht werden, sich diesem Thema im vollen Bewusstsein seiner Tragweite und all der negativen Aspekte widmen zu können, viel wichtiger aber finde ich, aus diesen Aspekten und ihrer Tragweite Schlüsse und Lehren ziehen zu können und zu versuchen, unsere Gesellschaft

[18]

[19]

und unser System dahingehend weiter zu entwickeln, dass diese Verbrechen nicht mehr passieren. All das Negative, Traumatische und Grausame zu betrachten, als Tatsache zu akzeptieren und daraufhin zu fragen: „Was können wir mit all den Erkenntnissen und Lehren, die sich aus dieser Vergangenheit ergeben nun anfangen? Was können wir für unsere Gesellschaft daraus mitnehmen?“¹³, sollte möglich sein. Dieser Ansatz schließt meines Erachtens nicht aus, der Opfer der NS-Zeit respekt- und würdevoll zu gedenken, einzig das Verb sehe ich als problematisch in Bezug auf das Erreichen von jungen Menschen.

Gedenken und Erinnern ist insofern schwierig als neutral zu bewerten oder einzuordnen, da es sich um ein situationsabhängiges Konstrukt der Vergangenheit dreht, es meist subjektiv und persönlich gefärbt ist und durch die bewusste Kommunikation und den bewussten Umgang mit Erinnerungsorten und Gedenksituationen zu einer gewissen Form der kulturell überformten Gegenwart der Vergangenheit kommt¹³. Es ist oft eine von oben gelenkte und vorprogrammierte Art der Annäherung. Erinnern ist kein klar greifbarer Begriff, da sich „das Kollektive nicht fein säuberlich vom Persönlichen trennen lassen wird“¹⁴.

Spricht man von Gedenkarbeit im Kontext der nationalsozialistischen Verbrechen, aber auch generell, gilt es meiner Meinung nach vorab folgende Fragen zu beantworten, um die Gedenkarbeit verstehen, analysieren und bewerten zu können:

Wessen wird gedacht?

Von wem geht die Initiative aus

Welche Akteure sind involviert

Wie wird das Gedenken gelebt/umgesetzt/visualisiert/zum Ausdruck gebracht

Was ist das Ziel des Gedenkens, welche

Motivation fungiert als Motor, was ist die Absicht?

Alleine durch die Ergebnisse der Beantwortung dieser Fragen lässt sich der Richtungswechsel in Österreich, aber auch in Europa/weltweit erkennen und verdeutlichen. Besonders relevant ist in diesem Zusammenhang der Wandel der Selbstwahrnehmung Österreichs (der Gesell-

schaft?/der Politik/der was?) durch die Waldheim-Affäre im Jahre 1986. Forciert durch die Umkehr der Opfer/Täter-Rolle sind der Staat und die Regierung gezwungen, einen anderen, ehrlichen und selbstkritischen Zugang zur Vergangenheitsbewältigung zu finden. Das neue Selbstverständnis impliziert, Verantwortung zu übernehmen und sich auf eine neue, offene und auf keinen Fall beschönigende Art und Weise mit der Rolle Österreichs im Holocaust und im Hitler-Regime auseinander zu setzen.

Ist diese ehrliche Konfrontation erst einmal gegeben, werden die im Eingang genannten Fragen anders beantwortet als noch in einem Nachkriegsösterreich 1945, als die Gesellschaft und die Politik scheinbar noch nicht fähig waren, sich der tragischen Vergangenheit in all ihrer Tragweite und Konsequenz ehrlich und offen zu stellen, sei es aus Unvermögen, Desinteresse oder Verantwortungslosigkeit heraus. Was hier zusätzlich wirksam wird, ist die Problematik der ungeklärten Identitätsfrage Österreichs in der Nachkriegszeit. Der Schriftsteller Menasse bezeichnet diese Problematik nach 1945 als Problematik einer Generation, die in zu kurzer Zeit viele Identitätswechsel und diesbezügliche „Schulungen“ durchmachen musste: „...von der Habsburger-Monarchie über die Erste Republik, Ständestaat, Nazi-Deutschland, in die zweite Republik. Diese Erfahrung musste natürlich zu einem tiefen Misstrauen gegenüber jeglicher eindeutigen, positiv formulierten Identität führen.“¹⁵

Die (Weiter)-Entwicklung des Gedenkens und seiner Betrachtung wird les- und spürbar: Auslagerung der Zuständigkeit aus dem BMI, die Neugestaltung der Gedenkstätte Mauthausen, Präsenz von Gedenkvereinen in den Sozialen Medien und die Umsetzung unzähliger kleiner Projekte, die vor 30 Jahren so nicht annähernd denkbar gewesen wären, verdeutlichen dies. Diese Änderung im Diskurs zeigt sich auch an Beispielen aus der österreichischen Mahnmal-Geschichte: Betrachtet man die Entstehung des Mahnmals gegen Krieg und Faschismus am Albertinaplatz und die des Holocaust-Denkmal am Judenplatz in Wien, ist der Unterschied zu früheren Entwicklungsprozessen klar ablesbar: Zum ersten Mal nach der Befreiung Österreichs gab es eine öffentliche Diskussion in diesem

Ausmaß zu den Themen Gedenken, faschistische Vergangenheit Österreichs und künstlerischer Umgang mit dieser Thematik im öffentlichen Raum und in den Medien. Und zum ersten Mal wurde das Thema zu einem politischen Thema in der Öffentlichkeit gemacht, wo sowohl von den Vertretern der unterschiedlichen Parteien als auch von den größten Medien des Landes erwartet wurde, Stellung zu beziehen. Es begann sich etwas zu verändern. Diese Veränderung war auch notwendig, um als intreges Land ernstgenommen werden zu können. Die Rolle, die Österreich von 1938-1945 übernommen hatte und die jahrelang in der Öffentlichkeit kaum thematisiert wurde, führte dazu, dass über diese Rolle von anderen Ländern sehr kritisch berichtet wurde.

Diese neuen Entwicklungen werden nun sehr positiv aufgenommen, betrachtet man zum Beispiel Statements aus der NY Times aus dem Jahr 2003: „All this represents an enormous shift. For years the Austrians, absorbed into the Third Reich in 1938 after being invaded by the German Army, were famous for claiming to have been Hitler's first victims.“¹⁶ Dies war besonders in Bezug auf die Nachwirkungen der Regierungsbeteiligung der FPÖ im Jahre 2000 und der diesbezüglichen Kritik ein wichtiges Zeichen nach außen. Dieser Wandel ist ab den späten 80er Jahren, parallel zur Waldheim-Affäre, ablesbar – nicht nur was Kunst im öffentlichen Raum angeht. Dieser neu entstandene Diskurs entsteht aus Impulsen sämtlicher Bereiche der Kunst, wie zum Beispiel auch an der Diskussion um das Theaterstück „Heldenplatz“ von Thomas Bernhard sichtbar wird, ein Indiz dafür, dass ein gesellschaftliches Bedürfnis nach Selbstreflexion wuchs.¹⁷

Gleichzeitig gibt es auch kritische Stimmung, die befürchten, dass durch den Wandel und die Depolitisierung der Holocausterinnerung sowie die Institutionalisierung die geführte Diskussion als sehr einseitig betrachtet werden muss, da die Verstaatlichung mit dieser Entpolitisierung einhergeht und es sozusagen ein „master narrative“ gibt, das sehr klare Vorstellung davon, wie Gedenken zu sein hat, vorgibt.¹⁸

2.2. GEDENKEN UND GEDENKARBEIT IN ÖSTERREICH: ZWISCHEN OPFERMYTHOS, HELDENVEREHRUNG UND NEUPOSITIONIERUNG

Für diesen extremen Wandel des Wesens der Gedenkarbeit in Österreich gibt es mehrere Gründe: Er ist bedingt durch die gesellschaftliche Weiterentwicklung, durch die zeitliche und dadurch auch emotionale Distanz zu den Jahren 1938-45, durch die Medien, die für Gedenkarbeit durchaus eine große Rolle spielen, indem sie diese Vergangenheitsbewältigung widerspiegeln und den diesbezüglichen Diskurs mit voran treiben. Aber auch durch Eigenverantwortlichkeit in der Bevölkerung und den Zwang zur Aufarbeitung von außen, ohne den vieles möglicherweise nicht passiert wäre, kommt es zu diesem Wandel.

In Österreich und Deutschland brauchte es mehrere Jahrzehnte, mitbedingt auch durch die politische Situation der beiden Länder, die unter Besatzungsmächten aufgesplittet waren, bis es zu einer ersten Auseinandersetzung mit dem vergangenen Geschehen auf öffentlicher Ebene kam. Die ersten Jahrzehnte waren von einer starken Doppelsträngigkeit im zeitgeschichtlichen Gedenken geprägt. Diese österreichische Zweiseitigkeit lässt sich gut an der Inszenierung der Seitenflügel des Wiener Heldenplatzes ablesen: Im linken Trakt ist der Gedenkraum für die Opfer des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus untergebracht, im rechten Teil der für die österreichischen Gefallenen. Diese zwei starken Elemente machen den Heldenplatz unter anderem zu einem exemplarischen Erinnerungsort für die Segmentiertheit des Umgangs in Österreich mit der eigenen Vergangenheit, durch die gleichzeitige Unterbringung im Heldenort könnte man meinen, dies stünde für eine Gleichwertigkeit der unterschiedlichen Gedenkgruppen. Beachtet man aber, dass der Weihraum für die Opfer im Kampfe für Österreichs Freiheit erst 1965, kurz nach dem Totschlag Ernst Kirchwegers – einem ehemaligen Widerstandskämpfer – durch einen Nationalsozialisten, umgesetzt wurde, wird klar, wie einseitig und ausgrenzend die Art des Gedenkens lange Zeit war. Welchen Opfergruppen Platz gemacht wurde

und welche verdrängt wurden, all dies zeigt die Uneinigkeit der österreichischen Politik bezüglich des Selbstverständnisses zur Rolle während des Zweiten Weltkriegs. Durch dieses oben genannte Ereignis wurde Österreichs Bezug zum Widerstand akzentuiert und löste den Trend zum affirmativen Gedenken an österreichische Soldaten und Gefallene, welches sich zu stark in den Vordergrund gedrängt hatte, ab.¹⁹ „Daraus ergab sich die für die österreichische zeitgeschichtliche Gedächtniskultur bis hin zur Waldheim-Affäre so kennzeichnende Doppelbödigkeit und Widersprüchlichkeit ihrer Botschaften. Zum einen betonte das offizielle Österreich seine antinazistische Identität, verwies auf den Widerstand und stellte Staat und Gesellschaft als historisches Opfer des deutschen Nationalsozialismus dar; zum anderen bedienten sich politische und gesellschaftliche Repräsentanten besonders im Zuge von Krieger – und Gefallenenehrungen oft einer Rhetorik, die die ehemaligen österreichischen Wehrmachtssoldaten nicht so sehr als Opfer, sondern eher als „Helden“ legitimierte“²⁰.

Lange gab es keinen Platz für öffentliche Trauerarbeit, Rückbesinnung oder eine klare Konfrontation mit den damaligen Geschehnissen, die sich außerhalb der Heldenverehrung bewegten. Die Frage nach der Täter- und Opferrolle sowie der Verantwortlichkeit der Schuldfrage wurde, wenn überhaupt, nur sehr leise gestellt, mehrheitlich aber nicht thematisiert. Bereits in der österreichischen Unabhängigkeitserklärung vom 27. April 1945 wurde festgehalten, dass Adolf Hitler „das macht- und willenlos gemachte Volk Österreichs in einen sinn- und aussichtslosen Eroberungskrieg geführt hat, den kein Österreicher jemals gewollt hat, jemals vorhergesehen oder gutzuheißen instand gesetzt war, zur Bekriegung von Völkern, gegen die kein wahrer Österreicher jemals Gefühle der

Feindschaft oder des Hasses gehegt hat“²¹. Damit wurde eine Richtung in der Auseinandersetzung mit dem Geschehen und der kritischen Selbstreflexion der Beteiligung der österreichischen Bevölkerung eingeschlagen, die für die teilweise fehlende, teilweise viel zu späte oder absurde Formen annehmende Entwicklung von Gedenken und Aufarbeitung der Vergangenheit in Österreich verantwortlich ist. Passieren heute politisch motivierte Verbrechen – zum Beispiel Terrorangriffe in Europa oder Afrika oder andere Katastrophen – dann sieht die Situation ganz anders aus. Durch die Schnelllebigkeit und die Omnipresenz der digitalen Medien ist der Mensch, und mit ihm die Gesellschaft, in der er lebt, permanent damit konfrontiert, Stellung zu beziehen, Reaktionen er- oder selbst zu leben oder dadurch zu einem Teil des Ganzen zu werden. Wegzusehen fällt heute nicht mehr so leicht, wie es im Nachkriegsösterreich 1945 der Fall war – ohne diese Tatsache entschuldigen zu wollen. Als das ganze Land und seine Bevölkerung unter Schock standen und sich dadurch dem Thema Aufarbeitung auch nur schrittweise annähern konnte, fehlten die Bereitschaft, das Verantwortungsgefühl und das Bewusstsein für die Wichtigkeit der Aufarbeitung der Kriegsjahre. Die gleiche Ignoranz wurde auch der persönlichen, emotionalen Aufarbeitung des Einzelnen entgegen gebracht, was durch die Absenz des Themas in der öffentlichen Kommunikation und visuellen Wahrnehmbarkeit gefördert wurde. Die unterschiedliche Art und Weise, wie Gedenken in Österreich gelebt und umgesetzt wurde – und wird – war und ist stark parteipolitisch geprägt, dies lässt sich in seiner Ausformulierung, in der Wahl von Gedenkorten und der Wahl der zu gedenkenden Opfergruppen erkennen. Ein fehlender Konsens in der Beurteilung der NS-Vergangenheit²² und unterschiedliche Positionierungen zu eben dieser dienen als Erklärung dafür:

[22]

„Während die Enthüllung des Denkmals als Festakt des offiziellen Wien im Zeichen der Annäherung zwischen den Bürgerkriegsgegnern des Jahres 1934 und nunmehrigen Regierungspartnern in der Großen Koalition stand, wobei strittige Fragen über die Vergangenheit weitgehend ausgeklammert wurden, kamen die unterschiedlichen Geschichtsauffassungen in separaten Gedenkfeiern der Parteien zum Tragen. In unmittelbarem Anschluss an die Feier begaben sich die sozialistischen Teilnehmer – „ein mächtiger Zug, hinter einem Fahnenwald, mit Vizekanzler Dr. Schärf und Bürgermeister Körner an der Spitze“ – an das Grab des hingerichteten Februarkämpfers Georg Weissel, um der Übergabe eines von der Gewerkschaft der Gemeindeangestellten gestifteten Gedenksteins beizuwohnen. Mit der „Internationale“ wurde die Gedenkfeier beschlossen.“²⁵ Am selben Tag wurde am Zentralfriedhof ein Gedenkkreuz enthüllt, das vom KZ-Verband der KPÖ errichtet worden war. In den Gedenkreden wurde der Opfer eines verbrecherischen Regimes gedacht und gelobt, „dessen Blutschuld zu rächen“. Die Anklage richtete sich aber vor allem auch gegen die Ausblendung der Vergangenheit in einer auf Versöhnung der verfeindeten Lager der Zwischenkriegszeit und Integration der Nationalsozialisten ausgerichteten Gesellschaft: „Sollen wir die Tage (des Februaraufstandes 1934, Anm. d. Verf.) vergessen, wo Kanonen auf Wohnhäuser gerichtet wurden? Sollen wir die Tage des März 1938 vergessen, an denen man begann, Menschenwürde mit Füßen zu treten? Sollen wir vergessen, daß man uns wie Tiere behandelte und erniedrigte?“ Die Gedenkveranstaltung der KPÖ war die einzige, in der von einem Vertreter der israelitischen Kultusgemeinde der jüdischen Opfer gedacht wurde.“²³

Diese Episode in der Geschichte des Gedenkens in Wien zeigt klar, wie sehr die Politik die Thematik des Gedenkens als ihren persönlichen Spielball und als Mittel zur eigenen Positionierung nutzte, was die Absichten hinter Aktivitäten für das Gedenken um so mehr in Frage stellt und verdeutlicht, dass Gedenken auch ein politisches Thema ist.

Dafür gibt es in Österreich zahlreiche Beispiele: Unter anderem „widerspiegelt die Errichtung des Mauthausen-Fensters in der Votivkirche aber die antifaschistische gedenkkulturelle Hegemonie von SPÖ und KPÖ im öffentlichen Raum Wiens und die zugleich hier sichtbar defensive Position der ÖVP, die ihre Gedenkstätten zum Beispiel in Kirchenräumen und damit weniger öffentlich präsent errichtet hat“²⁴. Das Mauthausenfenster ist ein von der ÖVP-Opferorganisation gestiftetes Figuralfenster, das thematisch die österreichische Opfer-Perspektive unter dem Terror der Nationalsozialisten aufgreift und eine Szene zeigt, die sich auf der „Todesstiege“ in Mauthausen ereignet.²⁵ Kritisch betrachtet, ist es „bemerkenswert, die historische Existenz und Realität des nationalsozialistischen KZ Mauthausens als Repräsentation einer österreichischen Ruhmes- und Ehrengeschichte sehen zu können ...“²⁶,

ist doch mittlerweile bewiesen, dass nur ein Bruchteil der inhaftierten Opfer Österreicher waren und die Mehrheit der ausführenden Täter in Mauthausen österreichischen Ursprungs waren. Und auch dieses doch versteckte, nicht öffentliche Gedenken in einem Sakralbau unterstreicht den widerwilligen und nicht in den Fokus der Öffentlichkeit gerückten Charakter des Gedenkens in der Nachkriegszeit. Fraglich ist auch, wie sich Gedenken entwickelte hätte und unter anderem das Gelände in Mauthausen genutzt worden wäre, hätten sich nicht die ehemaligen Häftlinge und Überlebenden für bauliche Rekonstruktion und die Umwandlung in ein öffentliches Denkmal eingesetzt und somit einen erheblichen Einfluss auf den Umgang im Nachkriegsösterreich gehabt²⁷. Hätten die Alliierten nicht den Auftrag gegeben, das Konzentrationslager museal zu erhalten, als Denkmal zur Mahnung für die Zukunft, wäre es vielleicht heute auch verschwunden. Da diese Aufgabe kein gesellschaftlich mitgetragenes Projekt war, sondern als Aufgabe der Bundesregierung betrachtet wurde²⁸, erscheint es logisch, dass die Gesellschaft lange Zeit benötigte und teilweise immer noch benötigt, um dem Gedenken den notwendigen Platz einzuräumen. Ein weiterer Aspekt, der Einfluss auf den Umgang mit Gedenken und der Konfrontation der Vergangenheit nahm, ist die Reintegra-

[23]

tion ehemaliger NS-Funktionäre in die Gesellschaft: „Das Abflauen des antifaschistischen „Geistes von 1945“ und die mit der gesellschaftlichen Rehabilitierung verbundene Aufwertung ehemaliger Nationalsozialisten ließen bereits am Ende der 40er Jahre das Thema Widerstand geradezu zu einem politischen Tabu werden“²⁹. Diese Tabuisierung verfestigte sich, unter anderem auch in Hinblick auf das Buhlen um die Wählerstimmen der ehemaligen NS-Sympathisanten, die damit einhergehenden Toleranz gegenüber Nazi-Verbrechern und das damit verbundene Desinteresse, über Mittäterschaft oder Verantwortung zu diskutieren. Öffentliche Reden von Politikern, die dazu aufforderten, Schlussstriche unter die Vergangenheit zu ziehen, lange Diskussionen zur Errichtung von Widerstandsdenkmälern und letztendlicher Umsetzung dieser in Form von kleinen, unscheinbaren Gedenktafeln sind nur einige Beispiele, die repräsentativ für die abwehrende Haltung gegenüber dem Gedenken in Österreich stehen.³⁰

Nach und nach trat Veränderung ein: „Anders als die Stifter, Errichter, Gestalter und Planungsverantwortlichen des „Mauthausen“-Fensters, die nur auf eine österreichische Opfer-Perspektive fokussierten, beleuchtet eine gegenwärtige österreichische kritisch-wissenschaftliche Zeitgeschichtehistoriographie auch den (österreichischen) Täter-Bereich innerhalb der komplexen KZ-Gesellschaft des Lagerkomplexes Mauthausen, ohne die Bedeutung des Opfer-Gedenkens zu leugnen oder zu relativieren.“³¹ Es kam durch eine wissenschaftliche und reflektierte Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zu einem distanzierteren und wahrheitsgemäßen Umgang mit der Geschichte Österreichs. Dies passierte nicht ausschließlich aus freien, selbstgewählten Beweggründen. In Österreich lässt sich dieser Wandel an einigen spezifischen Momenten ablesen: Die Veränderung der Art und Weise, wie Gedenkarbeit bei uns gelebt und geleistet wird, ist sowohl auf inhaltlicher als auch auf visueller Ebene gut erkennbar. Ein erster Bruch mit dieser Opfer-Tradition fand 1985 statt: Durch die Waldheim-Affäre kam es zum großen Umbruch punkto Gedenken und Gedenkarbeit, denn bis dahin galt „(...)die für die österreichische zeitgeschichtliche Gedächtniskultur bis hin zur Waldheim-

Affäre so kennzeichnende Doppelbödigkeit und Widersprüchlichkeit ihrer Botschaften. Zum einen betonte das offizielle Österreich seine antinazistische Identität, verwies auf den österreichischen Widerstand und stellte Staat und Gesellschaft als historisches Opfer des deutschen Nationalsozialismus dar, zum anderen bedienten sich politische und gesellschaftliche Repräsentanten besonders im Zuge von Krieger – und Gefallenenehrungen oft einer Rhetorik, die die ehemaligen österreichischen Wehrmachtssoldaten nicht so sehr als Opfer, sondern eher als „Helden“ legitimierte“³². Diese Heldendarstellung beeinflusste auch den öffentlichen Raum, mehrheitlich gab es Heldendenkmäler in all den kleinen österreichischen Gemeinden, der Kameradschaftsbund spielte hier eine treibende Rolle. Nach der Waldheim-Affäre kam es zu einer massiven, wenn auch partiellen Delegitimierung und Dekonstruktion der österreichischen Opferthese³³, was zu einem starken Umdenken führte. Vorreiter im Kampf um eine andere Sichtweise bzw. Auslöser zu einer verstärkten Aufnahme dieses Diskurses waren unter anderem auch Simon Wiesenthal und, wie bereits erwähnt, die Ermordung von Ernst Kirchwegger. Auffallend ist das allein durch die Tatsache, dass Denkmäler für die Opfer von Widerstand und Verfolgung hauptsächlich in Wien präsent sind und es kaum schaffen, ihre Legitimation in kleineren Orten zu etablieren.³⁴ Dies zeigt, wie weitreichend die Auswirkungen der ehemals gelebten Opfertheorien in Österreich sind und wie sich dieses Nachwirken in der Umsetzung von Mahnmälern und der (nach außen hin) gelebten Denkarbeit manifestiert.

„Aus der Entwicklungsgeschichte der Denkmallandschaft nach 1945 lässt sich jedoch eine andere These ableiten, nämlich dass diese Denkmalkultur eben nicht im Widerspruch zur Geschichtsauffassung der Zweiten Republik steht, sondern dass sie das indirekte Ergebnis ihrer widersprüchlichen Geschichtspolitik ist. (...)Das Bemühen um die Integration und, damit zusammenhängend, um das beträchtliche Wählerpotential der ehemaligen Nationalsozialisten, aber auch die Auswirkungen der gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse seit den 60er Jahren (Studentenbewegungen, Konsolidierung eines österreichischen Nationalbewusstseins etc.) prägten die

widersprüchlichen Perzeptionen der NS-Zeit in der Zweiten Republik“³⁵ und sind somit verantwortlich für die Vielzahl an Gefallenen-Denkmalern, die einen gewissen Heldenstatus suggerieren, liefern aber auch eine Erklärung dafür, dass bis 1988 das Denkmal zum Gedenken an die gefallenen Soldaten der Roten Armee in Wien das einzige stadtbildprägende Denkmal im Kontext des Nationalsozialismus war.³⁶ Aus heutiger Perspektive betrachtet, geht es mittlerweile in erster Linie nicht mehr darum, Schuldige für die fehlende Aufarbeitung und die dadurch entstandenen Erschwernisse zu finden – dies ist ohnehin passiert und lässt sich nicht mehr ändern, vielmehr geht es darum, all die bis jetzt erreichten Verbesserungen weiter zu tragen, weiter ablesbar zu machen, um diese immer wieder erwähnte Brücke ins Heute schlagen zu können und so viele Menschen wie möglich zu erreichen.

Nach dieser Zäsur im Jahr 1986 lassen sich einige einschneidende Projekte und deren Umsetzung, besonders im Zusammenspiel von öffentlichem Raum und Platz für Gedenken innerhalb der österreichischen Strukturen, erkennen, wie zum Beispiel das bereits erwähnte „Mahnmahl gegen Krieg und Faschismus“ von Alfred Hrdlicka (Errichtungsjahr 1988) am Wiener Albertinaplatz und das „Mahnmahl für die österreichischen jüdischen Opfer der Schoah“ von Rachel Whiteread am Judenplatz (Errichtungsjahr 2000). „Das Hrdlicka-Denkmal am Albertinaplatz und das Holocaust-Denkmal am Judenplatz können als Versuche einer späten symbolischen Wiedergutmachung und kritischen Auseinandersetzung gesehen werden. Die Entstehungsgeschichte dieser wohl markantesten Denkmalsetzungen im Zentralraum Wiens seit 1945 macht sowohl das Konfliktpotential der öffentlichen Erinnerung an die 'dunklen Seiten' der Geschichte wie auch die Probleme bei der Formulierung eines neuen Konsenses über die Vergangenheit – jenseits der Opfertheorie – deutlich.“³⁷ Beides sind Konfrontationen mit der österreichischen Vergangenheit, die an prominenten Plätzen innerhalb Wiens positioniert wurden, und durch diese Positionierung sowie durch die Wahl von bekannten Künstlern für die Umsetzung waren beide Projekte höchst öffentlichkeitswirksam und dienten als Motor für den Diskurs zum Umgang mit dem Holocaust in der

Öffentlichkeit, Gedenken im öffentlichen Raum und der künstlerischer Annäherung zum Thema Nationalsozialismus, ein Diskurs der sich sowohl mit inhaltlichen als auch formellen Aspekten auseinandersetzt.

Allerdings stellt sich hier die Frage, ob diese beiden Denkmäler überhaupt in einem Atemzug genannt und verglichen werden können oder dürfen oder ob sie eigentlich gesondert betrachtet werden müssen: Beide sind Kunstwerke im öffentlichen Raum, die auf die NS-Verbrechen zur Zeit des Zweiten Weltkriegs reagieren. Der große Unterschied ist allerdings die Schwerpunktsetzung. Das Hrdlicka-Denkmal dient als allgemeines Denkmal des Widerstands, als Mahnmahl gegen Krieg und Faschismus – Whitereads Mahnmahl fokussiert hingegen ein ganz konkretes Thema, den Holocaust, somit dient das Mahnmahl dem Gedenken einer spezifischen Gruppe, wird daher mit anderen Konnotationen aufgeladen und evoziert bzw. provoziert somit andere Diskussionen als das Hrdlicka-Denkmal.

Durch beide Projekte wurde die Diskussion in Gang gesetzt, große Medienhäuser Österreichs begannen sich für das Thema zu interessieren, plötzlich gab es Platz für derartige Themen. „How public art turns political“³⁸ betitelt die New York Times 1996 die Prozesse rund um die Entstehung des Holocaust-Mahnmals in Wien, was zeigt, dass diese Diskussion auch über die Grenzen Österreichs hinaus wahrgenommen und geführt wurde, eine Diskussion, die zu diesem Zeitpunkt auch mehr als ausständig war. „The trouble has partly to do with whom the memorial is to serve: whether it is for Jews as a site of mourning, for non-Jewish Austrians as an expression of shame or both. This has led to the question of who it is to decide what form it should take“³⁹. Die Fragen, für wen wird gebaut und warum, die wiederum eine Folge von Entscheidungen über den Standort, die formelle Umsetzung etc. mit sich bringen, wurden plötzlich stärker als zuvor ins Zentrum des Interesses gerückt. Dadurch war auch die Frage nach der Verantwortlichkeit Österreichs, die bisher durch den Opfermythos als beantwortet galt, neu zu beantworten. „The monument here is about Austrian guilt, and perhaps should not be esthetically pleasing

to Austrians“⁴⁰ schreibt Kimmelman, was wiederum zu der Frage führt: Wer entscheidet, wie ein Gedenk-Denkmal auszusehen hat, und ist eine ästhetische Annäherung an den Holocaust möglich und denkbar. Kann man sich einem derartig unfassbaren – im Sinne von unbegreifbar – Geschehen überhaupt durch eine visuelle Kommunikation nähern, da die damaligen Ereignisse nicht in Bilder zu fassen sind, wenn sie nicht zum Zeitpunkt des Geschehens entstanden sind?

In beiden Fällen war auch die Frage nach dem idealen Standort Inhalt zahlreicher Diskussionen. Dass es eines Denkmals bedarf, wurde akzeptiert, nur wo sich dieses befinden sollte, darüber war man sich nicht einig. Nicht zu prominent sollten die Standorte sein: „nur halt nicht der Platz vor der Albertina im Herzen von Wien“⁴¹, stören, provozieren sollten die Denkmäler nicht zu sehr. Die Abwehrhaltung diverser Beteiligten ist selbstverständlich kritisch zu beurteilen, aber allein die Tatsache, dass man durch die Standortwahl und durch die Ausrichtung der Projekte gezwungen war, Stellung zu beziehen und die Thematik in der Öffentlichkeit reflektiert zu diskutieren, war ein enormer Fortschritt hinsichtlich der Wahrnehmung von Gedenken und dem Führen einer diesbezüglichen Diskussion. In diesem Kontext des Wandels der



1 Alfred Hrdlicka, Mahnmal gegen Krieg und Faschismus

Wahrnehmung von Gedenken in der Öffentlichkeit ist auch die Rolle von Mauthausen und, damit verbunden, die der 40 Außenlager zu hinterfragen und möglicherweise neu zu beantworten. „Ist das KZ Mauthausen ein primär österreichisches Thema, eine primär österreichische Angelegenheit und sollte (es), obgleich als Tatort des internationalen Verbrechersyndikats der SS (...) aber gleichzeitig auch heimisches Terrorzentrum der ersten Stunde, als österreichische Erblast begriffen werden?“⁴². Ein Autorenkollektiv österreichischer Historiker äußerte dezidiert, dass der Erinnerungsort KZ Mauthausen vom offiziellen Österreich zwar als ein Ort markiert wird, zu dem die Zweite Republik die scharfe Antithese sei, aufgrund des Faktums, dass in diesem Lager einst Österreicher wohl KZ-Bewacher, und nur eine kleine Minderheit der Häftlinge gewesen sind, für ein kritisches Österreich-Verständnis auch ein „Ort der Schande der Österreicher sei.“⁴³ Diese neue Selbst-Positionierung innerhalb dieses Gedenkens und die Ausrichtung derselben, sind besonders jetzt, wo die zeitliche Distanz zur Vergangenheit immer größer wird, enorm wichtig, um diese Diskussion auf einer sachlichen und wissenschaftlichen Ebene zu führen. Zu definieren, wofür österreichisches Gedenken steht, welche Aufgaben es beinhaltet und was dadurch erreicht werden soll, war nie so wichtig wie jetzt, wo die Gefahr



2 Rachel Whiteread, Mahnmal am Judenplatz

besteht, das Thema aufgrund des Sterbens der Zeitzeugen und Opfer fallen zu lassen und in den Hintergrund zu drängen. Denn auch wenn sich einiges getan hat, belastete Orte heute klar gekennzeichnet werden, man in den Medien von klarer Aufarbeitung und einem Bewusstsein für die Mittäterschaft der österreichischen Bevölkerung spricht, so ist Gedenkarbeit per se immer noch ein Thema, das zwar gerne für politische Auftritte genutzt bzw. missbraucht wird – das jährliche Erscheinen auf Gedenkfeiern, spiegelt wider, wie sehr man hinter der Gedenkarbeit steht; die fototaugliche Feier vor dem neu errichteten Denkmal – aber letztendlich doch gerne sowohl örtlich als auch inhaltlich an den Rand geschoben wird und das, nur wenn man im Zugzwang ist, aktiv behandelt wird, wobei es meist von Bürgerinitiativen getragen und gestartet wird. Dies lässt sich in vielen kleinen und größeren Bereichen ablesen: an der Tatsache, dass es 2016 immer noch keine öffentlichen Verkehrsmittel gibt, die die Verbindung zur Gedenkstätte Mauthausen herstellen⁴⁴, an den politischen Diskussionen um die Zuständigkeit und die Auslagerung der Zuständigkeit in Form einer Bundesanstalt, an der Gedenkarbeit, die gerade in kleinen Dörfern hauptsächlich von interessierten Mitbürgern gestartet wird, an der frisch aufgeflackerten, fragwürdigen Diskussion zur Neugestaltung des Heldenplatzes und einem dort positionierten Denkmal für für Soldaten, die im Einsatz für die Zweite Republik gestorben sind – und noch sterben werden – und auch an persönlichen Erlebnissen, wenn ein FPÖ-Bürgermeisterstellvertreter nicht auf die Bitte nach einem Interview zu dieser Thematik reagiert. All dies zeigt, dass die Auseinandersetzung mit der österreichischen Vergangenheit noch lange nicht an dem Punkt angekommen ist, an dem sie längst sein sollte.

Global gesehen ist wichtig zu erwähnen, dass die Art und Weise der gefilterten und national beeinflussten Herangehensweise, wie sie in Österreich der Fall war, kein alleinstehendes Phänomen ist: „Österreich ist jedoch in der Hinsicht einer gezielten nationalen Filterung und Steuerung eines Holocaust-Gedenkens kein Einzelfall. Wie James E. Young in seinen Untersuchungen zeigt, gilt ähnliches auch für Polen, die Sowjetunion, Israel oder die USA und besonders auch für die ehemalige DDR. Die

Holocaust-Gedenkstätten dieser Staaten, die historisch in äußerst verschiedener Weise und Nähe mit dem Holocausts konfrontiert waren, widerspiegeln national gefärbte, instrumentalisierte Lesarten und Interpretationen des Holocaust, und es wohnt ihnen, wie James E. Young formuliert, eine 'nationale Seele, ein nationales Gedächtnis' inne.“⁴⁵ Gerade aber weil in Österreich jahrelang der einfachere Weg des Verdrängens und der Eigenpositionierung als erstes Opfer Hitlers gewählt wurde und somit eine Aufarbeitung und Konfrontation mit der eigenen Vergangenheit nur sehr schwammig und partiell stattgefunden hat, ist es unsere Aufgabe, diesem ehrlichen Gedenken und seinen gesellschaftspolitischen Konsequenzen für die österreichische Bevölkerung Platz einzuräumen und dies aktiv mitzugestalten. Das wiederum sollte auch räumlich und städteplanerisch wirken. Den Vorteil, sich dieser Thematik durch die zeitliche und auch emotionale Distanz annähern zu können, und die damaligen Geschehnisse kritisch und reflektiert betrachten zu können, sollten wir nutzen. Er gibt uns die Möglichkeit, mit weniger Ballast an diese Diskussion heranzugehen, sie strukturiert und wissenschaftlich zu führen und zukunftsorientierte Gedenkarbeit zu leben. Sobald wir dies schaffen, wird die Veränderung auch im Räumlichen und um uns herum zu spüren sein – in der Art und Weise, wie wir die belasteten Orte behandeln, ob sie ge- und belebt sind oder ob sie, so wie jetzt, bevorzugt links liegen gelassen werden.

2.3. BRAUCHT GEDENKEN EINEN ORT/EINE VERORTUNG UND WENN JA, WIE WERDEN DIESE ORTE GEWÄHLT?

Auf Grund ihrer Vergangenheit und der Ereignisse, die an dem Ort passiert sind, werden bestimmte Plätze und Orte als Erinnerungsorte gewählt bzw. definiert oder qualifizieren sich als solche. Dies erscheint logisch: Gedenken und Erinnern ist in seinem Wesen derartig abstrakt und emotional, dass die Verortung notwendig erscheint, um sie in einer Gesellschaft aktiv aufrecht erhalten und verankern zu können. Gleichzeitig kann die räumliche Nähe helfen, sich dem zu Gedenkenden auf eine besondere Art

nahe zu fühlen.⁴⁶ Gedenken ist zwar einerseits eine sehr persönliche Angelegenheit, gleichzeitig aber ein Phänomen, das die unterschiedlichen Gedenk-Gruppen zusammen bringt und das Bindeglied im Schaffen von Gruppen ist. Für diese Gruppen ist es wichtig, einen Ort zu haben, an dem das kollektive Gedenken gelebt werden kann. Und diese Gruppen spielen in der Frage der Neunutzung eine besondere Rolle, sind es doch diese Menschen, die den engsten Bezug zu den Orten der Verbrechen haben, diesen aktuell am meisten nutzen und ihn auch oft mitgestalten und aktiv bespielen.

Bei all den neuen, zukunftsorientierten und auf den Wert für unsere Gesellschaft fokussierten Ansätzen der Nutzung eines solchen Platzes – eventuell unter anderem der Entkoppelung des Raums von der Belastung, gefolgt von einer Neupositionierung des Ortes – die sich im Zuge dieser Arbeit herauskristallisieren können, darf man die enge Bindung an den Ort als solchen und seine Bedeutung für einen Teil der Gesellschaft und das Gedenken per se nicht unterschätzen. „... trotzdem beanspruchen diese Orte so etwas wie die (unaufdringliche) Präsenz der Vergangenheit in der Gegenwart, zumindest so lange, als die Angehörigen der Verbrechenopfer die Erinnerung an die Tat-Orte lebendig halten...“⁴⁷. Diese beanspruchte Präsenz ist gut und wichtig und ein weiteres Indiz dafür, dass die Bedeutung von konkreten und ausgewählten Orten im Kontext des Erinnerns wichtig ist. Trotz allem liegt es in der Verantwortung der Politik, darauf zu achten, dass diese Orte aber nicht nur durch die Nutzung durch Nachfahren diese Bedeutung erhalten, sondern generell zu bedeutsamen Orten für unsere Gesellschaft werden, deren Tragweite und Einfluss bis in die heutige Zeit nachwirken muss.

„Die Gedächtnisorte entspringen und leben aus dem Gefühl, dass es kein spontanes Gedächtnis gibt, dass man Archive schaffen, an den Jahrestagen festhalten, Feste organisieren, Nachrufe halten, Verträge beim Notar beglaubigen lassen muss, weil diese Operationen keine natürlichen sind. Deshalb lässt die Verteidigung eines Gedächtnisses, das sich in privilegierte und eifersüchtig bewachte Heimstätten geflüchtet hat, durch Minderheiten

nur die Wahrheit aller Gedächtnisorte zum Vorschein kommen. Ohne die Macht des Eingedenkens fegt die Geschichte sie bald hinweg“.⁴⁸ Dieses Hinwegfegen und Verlieren kann gerade durch den direkten Bezug zu einem konkreten Ort verhindert werden. Bereits die kleinste visuelle oder bauliche Maßnahme, und sei es ein Schild, verankert das Gedenken an einem bestimmten Ort. Pierre Nora spricht von den „lieux de mémoire where memory crystallizes and secrets itself“⁴⁹, die ihre Berechtigung durch die Absenz von „real environments of memory“, also dem Fehlen von einem Erinnerungsmilieu, zugeschrieben bekommen. Durch die Unfähigkeit, innerhalb der fiktiven, mentalen Ebenen von Erinnerung zu leben, bedarf es der Verortung eben dieser.⁵⁰ Weiters ist es unmöglich, Erinnerung als solche permanent und omnipräsent zu gestalten, als Aspekt im Bewusstsein zu verankern und als inhärentes, dauerhaft wirkendes Konzept zu bezeichnen. Diese Orte können dabei helfen, sich aktiv in den Zustand des Erinnerns und Gedenkens zu versetzen, so wie es manchen Menschen hilft, eine Kirche zu besuchen, um Spiritualität erleben und erwecken zu können. Marc Augé hingegen spricht vom anthropologischen Ort, der erst durch die ihn definierende Kommunikation zu einem geschichtsträchtigen Ort wird. Paul Watzlawick ergänzt dies sogar durch die gleiche Funktion des Nicht-Kommunizierens; das Beschweigen eines Ortes kann ausreichend relevante Kommunikation sein,⁵¹ um seine besondere Bedeutung hervorzuheben. Welchen Ansatz man letztendlich auch als den richtigen Ansatz definieren mag, so zeigen doch alle drei Annäherungen die enge Verknüpfung von Ort und Gedenken, die für Gedenkarbeit meines Erachtens notwendig erscheint, da die Verortung des Gedenkens an konkrete Plätze als unterstützendes Moment wirkt: Sie hilft zu kommunizieren, das Gedenken mit dem Alltag zu verknüpfen und die Menschen, die diese Plätze passieren, damit in Verbindung und in Berührung zu bringen, es ist ein Anknüpfungspunkt.

Es bedarf aktuell der ständigen Eigeninitiative der Gesellschaft, sich von Gedenkorten zu holen, was es dort inhaltlich „abzuholen“ gibt. Gedenkorte haben keine Bringschuld, auch wenn sie durch ihre Vergangenheit automatisch für etwas Bestimmtes stehen. Es muss vermittelt

werden, man muss aktiv auf den Raum zugehen und bereit sein, sich mit ihm auseinander zu setzen: „Öffentliche Orte der Erinnerung sind also wie Geigerzähler auf der Suche nach der Vergangenheit. Nur dass sie ihre Eichung für das Gesuchte in sich selbst bergen und nicht von selbst den Betrachtern oder Besuchern preisgeben. Sie bedürfen der Erklärung, wofür sie stehen wollen, sie benötigen das Wissen um ihre Absichten, und sie verlangen die permanente Anstrengung, um ihre Vermittlungskraft zu halten.“⁵² Daher ist es wichtig, die Orte aktiv zu integrieren, ihnen bewusst Funktionen zuzuschreiben, ihren edukativen Charakter aufzugreifen und für gesellschaftliche und politische Bildung zu nutzen. Man darf diesen speziellen Räumen aber nicht abverlangen, es zu schaffen, sich, gerade im Laufe der Jahrzehnte, selber zu positionieren und für sich selber zu stehen und zu sprechen. Klar ist, „dass alles, was dort ist, genauso wie die historischen Trümmer, irgendeiner Art von Kommentierung bedürfen. Einer Kommentierung, die sich auch erschließt, wenn ich dort alleine hinkomme“⁵³, von allein kann der Ort nichts transportieren. Dies ist besonders im Wandel der Zeit und der Schnellebigkeit nicht möglich und würde diese Orte schnell verloren gehen lassen – so wie es mit einigen eben dieser wichtigen Orte bereits passiert ist, da sie von der Gemeinde und deren politischer Führung sich selbst überlassen worden sind und so nach und nach in Vergessenheit gerieten. Erst mit zeitlichem Abstand und viel Aufwand werden sie erforscht und reaktiviert. In diesem Zusammenhang muss man auch Folgendes unterscheiden: Gibt es an diesem Ort noch bauliche Substanz, Gebäude, Räume, die auf die Vergangenheit des Ortes verweisen, oder ist nichts Sichtbares mehr vorhanden? Wurden diese Ruinen und damit ihr sichtbares Gedächtnis⁵⁴, architektonische Zeugnisse der Vergangenheit, direkt in der Nachkriegszeit ausgelöscht, und damit ein Teil der Erinnerung des Ortes, oder können diese baulichen Überreste noch einen Teil zur Erzählung beitragen? Dies hat mit Sicherheit Auswirkungen auf die Wahrnehmung eines Platzes innerhalb der Bevölkerung und auch auf den Umgang mit diesem: Gibt es auf dem Grundstück nichts augenscheinlich sofort Erkennbares, das auf die Vergangenheit verweist, ist es leichter so zu tun, also ob hier nie etwas passiert wäre, das Leugnen muss nicht aktiv beginnen, es

reicht zu schweigen, da visuell nichts erkennbar ist, was es zu verleugnen gäbe. Allerdings darf dies auch nicht missverstanden werden: Bauliche Substanz alleine kann nicht ausreichen, um die Inhalte zu transportieren, sie kann höchstens als fokus-lenkendes, aufzeigendes Element fungieren.

Um das Interesse von jungen Menschen zu wecken, für die der Zweite Weltkrieg weit weg ist und die damit oft nichts anfangen können, wird der Ort alleine nicht ausreichen. Diese wird durch den fehlenden Bezug laut Baumgartner vom MKÖ als „Betontrümmer“ ohne Relevanz wahrgenommen: „... Und da weiß ich halt auch, dass der Ort als solches nix dazu beitragen kann. Das sind Mauerreste. Und auch noch so gut gestaltete Tafeln über die historischen Abläufe dort, das sind Mauerreste mit gut gestalteten historischen Tafeln zu einer Zeit, zu der ein junger Mensch von heute Null Bezug dazu hat“⁵⁵. Hier muss man andere Wege finden, um den Bezug zum Heute herzustellen, möglicherweise durch zusätzliche, neue Funktionen von Gedenkorten.

All diese Definitionen haben allerdings gemein, dass diese Orte durch die Entscheidung oder die (Nicht-)Maßnahmen eines vor Ort lebenden Kollektivs – der „Gesellschaft“ – oder der Zuständigen zu den Orten werden, die sie sind, nicht allein durch die Geschichte, die dort passiert ist. „Ein Ort erhält seine Bedeutung durch das Sprechen oder durch das Schweigen der Wissenden“⁵⁶, es braucht das Wissen der dort lebenden Menschen oder auch das Allgemeinwissen, um die Vergangenheit des Ortes nicht verschwinden zu lassen und seine Relevanz aufrecht zu erhalten. Das heißt wiederum, es bedarf einer Form der Kommunikation für die man sich bewusst oder auch unbewusst – im Falle des Schweigens – entscheidet. Weiß niemand Bescheid, gibt es nichts, das zu kommunizieren oder zu verschweigen wäre. Eine besondere Schwierigkeit dieser Orte ist die Vielschichtigkeit ihrer Bedeutung für unterschiedliche Nutzergruppen, diese „zwei- oder mehrschichtige Geschichte“⁵⁷ impliziert verschiedene Bedürfnisse und Erwartungen an diesen Ort, die oft sehr kontrovers und daher besonders diffizil zu erfüllen sind. Oft ist es auch

so, dass unterschiedlichen Opfergruppen unterschiedlich starke Aufmerksamkeit geschenkt wird, was zu einer Zerklüftung der Gruppen führt und den Ort schwerer bespielbar werden lässt. Dies hängt sehr von der politischen Verantwortlichkeit ab, man kann erkennen, wie „das kulturelle Gedächtnis in Abhängigkeit von den Normen des politischen Systems die unterschiedliche Wertigkeit der Opfergruppen widerspiegelt, als Präsenz und als Verdrängung – 'messbar' an der Größe und Anzahl der Denkmäler“⁵⁸. Hier liegt die größte Aufgabe von Planern und Verantwortlichen, eine Konzeption oder Nutzung zu finden, die keine dieser Gruppen außen vorlässt, keine bevorzugt behandelt und keine Priorisierung bestimmter Opfergruppen zulässt.

Verortung von Gedenken und seine visuelle Kommunikation ist in einem weiteren Schritt meist auch Repräsentation von Macht und politischen Strukturen. „Wer die Macht hat, visualisiert sie an ausgewählten Plätzen, die Ohnmächtigen werden in ihrer Erinnerung auf virtuelle Orte verwiesen. Es bleibt ihnen die Resistenz der Wahrnehmungsverweigerung“⁵⁹ Die Mächtigen entscheiden, welcher Ort ausgewählt wird, wie dieser aussieht und was damit geschieht. Dies sind aber häufig genau die Menschen, die Gedenken und Gedenkarbeit für sich instrumentalisieren und sie nicht inhaltlich, sondern oberflächlich nutzen und bewerten. Dies ist ein Ungleichgewicht, das in etwas Relevantem und Persönlichem wie der Gedenkarbeit so nicht dominieren sollte. Dies ist gleichzeitig aber eine Realität, mit der man als Planer konfrontiert ist, und eine Tatsache, die sich nicht ignorieren lässt.

Durch die sozialen Medien findet parallel laufend ein Wandel im Umgang mit Gedenken und Gedenkstätten statt, der auch Auswirkungen auf den Ortsbezug haben kann. Eine Auseinandersetzung, die bisher eher nur bei einem Teil der Bevölkerung lebte und fortgeführt wurde, schafft durch Apps wie Instagram den Sprung in den Alltag Jugendlicher, die sich sonst kaum mit dem Gedenken auseinandersetzen. Dies ist einerseits sehr positiv zu betrachten, da so meiner Meinung nach ein Bewusstsein in der Bevölkerung für gewisse Themen entstehen kann. Gleichzeitig könnte das Internet und die Verlagerung sozialer Diskurse auf Social-media-Plattformen die

Bindung zum Ort, die Verortung des Gedenkens gerade bei der jungen Generation schwächen: „Grundsätzlich tendiert die moderne Zeit zur Überwindung der örtlichen Bindung, zur raschen Reise durch Raum und Zeit, zur virtuellen Besichtigung von Orten und zur touristischen Flexibilität. Orte und Nichtorte werden auf einer Ebene des Gedächtnisses digital abgespeichert. (...) Dieser Trend mindert den gesellschaftlichen Stellenwert der Gedenksorte (...)“⁶⁰. Dass diese Orte im virtuellen Netz nicht verloren gehen, ist in der Nutzung dieser ebenso mitzudenken, wahrscheinlich ist der virtuelle Raum allerdings ein ergänzender Raum, der die Bespielung und Funktion des realen Raums stützen und weiterentwickeln kann. Vielleicht kann das virtuelle Gedenken die enge Verknüpfung zum Raum lockern und dazu beitragen, dass Erinnern und Gedenken präsenter werden, als dies jetzt manchmal der Fall ist, und sich mehr als Moment des Alltags entwickeln. Diese Veränderung im virtuellen Rahmen kann auch Einfluss auf die Arbeit von Planern und Künstlern haben und sich somit wieder auf den Ort als solchen direkt auswirken. Ein wichtiger Aspekt hier ist die Art und Weise der Kommunikation des Themas „Gedenken“: Ob und wie der Umgang mit und die Annäherung an die Vergangenheit behandelt werden, entscheidet jeder User selber. So kann es passieren, dass zum Beispiel das Holocaust-Denkmal in Berlin zum Hintergrund für spontane Selfie-Aufnahmen verkommt und so seine Bedeutung verliert. Andererseits könnten durch die mediale Verbreitung solcher Gedächtnisorte möglicherweise Menschen erreicht und auf das Thema neugierig gemacht werden, die damit sonst nie in Berührung kämen. Die Orte bekommen dadurch eine mediale Präsenz, die sie sonst in kleinerem Ausmaß hätten – fraglich ist nur, ob diese „ungesteuerte“ Kommunikation via sozialer Medien sich positiv oder negativ auf das Gedenken auswirkt.

Letztendlich ist Folgendes bei der Betrachtung der Rolle des Ortes per se zu beachten: Gedenkorte können nicht aus sich heraus und alleine funktionieren. Es braucht die bewusste Kommunikation, und es braucht eine Gesellschaft, die bereit ist, sich auf diese Ort und ihre Geschichte einzulassen. „Die Gedächtnisorte können von sich aus das nicht schaffen, wofür die Gedächtnislandschaft einer

Gesellschaft weder Rahmen noch Stütze bietet“.⁶¹ Die Orte können daher nur wirken, wenn das Umfeld dies unterstützt und mitträgt, sich den Ort aneignet und auf ihn zugeht. Denn auch die Annahme, durch das Aufarbeiten der Vergangenheit sei die Thematik erledigt und heute nicht mehr relevant, ist falsch: „...sind möglicherweise gerade die Prozesse (die zwölf Nürnberger Prozesse und die anderen in und außerhalb Deutschlands (...) für jene Verwirrung der Intellektuellen verantwortlich, die es jahrzehntelang verhindert hat, Auschwitz zu denken. So notwendig diese Prozesse waren und obwohl sie offensichtlich nicht reichten (...), trugen sie doch zur Verbreitung der Vorstellung bei, das Problem sei bereits bewältigt. Die Urteile waren rechtskräftig geworden, die Schuldbeweise definitiv erbracht. Abgesehen von einigen wenigen und häufig vereinzelt dastehenden Hellsichtigen, bedurfte es fast ein halbes Jahrhundert, um zu begreifen: Das Recht hatte das Problem nicht erschöpft, dieses Problem war so enorm, dass es das Recht selber in Frage stellte und mit sich in den Abgrund riss.“⁶² Diese Unfähigkeit, den Holocaust zu denken, und das Gefühl, das Thema zur Genüge abgehandelt und aufgearbeitet zu haben, ist möglicherweise mit einer Erklärung für den jahrelangen Stillstand von Gedenkarbeit und der Konfrontation mit Orten der Nazi-Verbrechen. Doch die nationalsozialistische Vergangenheit Österreichs und Deutschlands darf nicht durch die wissenschaftliche Aufarbeitung als erledigt betrachtet werden. Die Angst vor der Frage „Was tun mit diesem Platz?“ darf Ideen und Diskussionen sowie Bespielungsvorschläge nicht im Keim ersticken und somit zu mehr Stillstand führen.

Viel mehr gilt es, diese Vergangenheit und ihre Konsequenzen durch Gedenkarbeit spürbar zu machen: Dies passiert einerseits durch die edukativen Aspekte von Gedenkarbeit im Rahmen von Workshops, Führungen und Veranstaltungen. Gleichzeitig geschieht dies aber auch in der Art und Weise des Umgangs mit Gedenkorten sowie in der visuellen Kommunikation und der visuellen Kennzeichnung eben dieser. Diese Seite des Spürbarmachens hat insofern eine besondere Bedeutung, da sie permanent wirkt. Jemand sieht die Hinweistafel, liest die Erklärung zu einem Kunstprojekt oder einem Bauvorhaben oder

fragt sich, was denn diese Stör-Elemente auf der Straße bedeuten, und dies kann zu jeder Zeit, ohne konkrete Veranstaltung passieren, es wirkt auch abseits konkreter Veranstaltungen und arbeitet permanent. Man wird damit nicht jeden erreichen, und man kann dadurch selbstverständlich nicht alle Aspekte transportieren, aber als unterstützender Faktor spielt die visuelle Kommunikation, die aktive Bespielung durch Denkmäler, Kunstprojekte und Informationseinheiten sowie die Kennzeichnung der Orte eine wichtige Rolle.

2.4. WIE SIEHT GEDENKEN AUS? ÜBERLEGUNGEN ZUM VISUELLEN ASPEKT VON GEDENKARBEIT

Aktuell lassen sich in Österreich zwei Wege der visuellen Kommunikation oder der visuell erkennbaren Bespielung erkennen. Ich bezeichne sie als formellen und informellen Zugang. Der formelle Zugang wird durch politische Entscheidungen gesteuert und beeinflusst und beinhaltet sämtliche Varianten von Denkmälern, Mahnmälern, Gedenktafeln, Kunstinstallationen, Schildern, Inschriften, etc. Initiatoren sind oftmals einzelne Bürger oder Gedenkgruppen, ihr Entstehungsprozess wird allerdings durch die Systematik des Prozesses von oben herab gesteuert und entschieden, muss viele Entscheidungsphasen durchlaufen und birgt daher die Gefahr, im Sand zu verlaufen. Diese Komplikationen können auch zu Enttäuschung und Frustration bei den Initiatoren von „bottom-up“ gestarteten Projekten führen, was zu einer Einstellung des Projektes führen kann, was Konsequenzen hat, da diese Projekte einer der Hauptträger der visuellen Kommunikation von Gedenken sind und mit vielfachen Funktionen beauftragt sind.

Diese visuellen Elemente haben verschiedene Funktionen. Sie:

- kennzeichnen einen Ort visuell als Gedenkort, dienen als Markierung
- informieren, haben einen informativen Charakter und geben Auskunft darüber, was hier passiert ist, klären auf, erzählen eine Geschichte, die durch Nachnutzung/Abriss

gefährdet ist, zu verschwinden

- transportieren die Bedeutung, die der Platz auf Grund seiner Geschichte hat
- definieren einen Platz für Gedenkfeiern und Kranzniederlegungen
- dienen als Platz für persönliche, individuelle Trauerarbeit
- generieren Aufmerksamkeit und lenken den Fokus auf diesen bestimmten Platz
- zeigen, dass man sich mit der Vergangenheit des Ortes auf eine bestimmte Art und Weise auseinandersetzt und wie viel Bedeutung dieser Vergangenheit zugeschrieben wird.

Diese Funktionen dienen alle unterstützend/ergänzend zur aktiven, gelebten Gedenk- und Vermittlungsarbeit, ermöglichen die Aufrechterhaltung der Erinnerung und setzen ein Zeichen gegen das Vergessen – wie erfolgreich sie dabei sind, hängt von unterschiedlichsten Aspekten ab: der Wahl des Standortes, der Geschichte ihrer Entstehung und Entwicklung und deren Kommunikation, der Größe, der Transparenz im Informations- und Entstehungsprozess und der Art und Weise der Einbeziehung der Bewohner des Ortes. Besonders häufig wird als visuelle Kennzeichnung ein Mahn – oder Denkmal herangezogen, es ist bisher die übliche Herangehensweise. Die Mahnmäler stehen als Symbole für etwas Bestimmtes, repräsentieren eine bestimmte Sichtweise auf ein vergangenes Verbrechen: „In der Denkmalgeschichte bündeln sich verschiedene Dimensionen zu einer gemeinsamen Realität: einmal die erinnerte Vergangenheit, zum anderen die erinnernde Gegenwart und schließlich das doppelte Nachleben im weiteren Umgang mit den Denkmälern. Denkmalgeschichte ist eingebettet in die Erinnerungskultur im Allgemeinen und interessiert sich für den speziellen, zumeist politischen Erinnerungswillen im Besonderen sowie für die Art des Totengedenkens.“⁶³ Diese inhaltliche Reduktion auf die Erinnerung und das Totengedenken erachte ich im Kontext der Gedenkarbeit aber als schwierig, da sie zwar legitim und ein äußerst wichtiger Aspekt der Gedenkarbeit ist, aber dabei die Aufgabe der Gedenkarbeit und die Konsequenzen der Erinnerungsarbeit für nachkommende Generationen

Aufgaben eines Gedenkort

VISUELLE KENNZEICHNUNG

INFORMIEREN

TRANSPORTIEREN

DEFINIEREN DES RAUMES

TRAUERN ERMÖGLICHEN

AUFMERKSAMKEIT GENERIEREN

manchmal irrelevant zu sein scheinen und die Menschen, die mit der Thematik nicht direkt zu tun haben – sei es aus familiären Gründen oder aus persönlichem Desinteresse – kaum Berührungspunkte zu diesem Ort finden werden. Einen großen Teil machen hier unter anderem Kinder aus Familien mit Migrationshintergrund aus⁶⁴, für die die österreichische Geschichte weder familiär noch persönlich durch Geschichtsunterricht oder Ähnliches je thematisiert wurde, aber auch diese Gruppen gilt es zu erreichen. Daher darf der Aspekt des Totengedenkens nicht der Hauptausgangspunkt für ein zukunftsorientiertes Gedenken sein und sollte dem Thema der „Lehre“ oder der Konsequenz gleichwertig gegenüber stehen. Diese Heterogenität der Menschen, die mit diesem Ort in Berührung kommen und die dementsprechend heterogene Kulturkreise als persönlichen Hintergrund haben, ist nicht nur für die Nutzung und Gestaltung eines verlorenen Ortes ausschlaggebend, sondern spielt generell in Geschichtsvermittlung und dadurch im Annäherungsvermögen oder dem Interesse, sich mit einem solchen Ort überhaupt auseinandersetzen zu wollen, eine wichtige Rolle.⁶⁵

Dies wird auch in puncto Gestaltung ausschlaggebend: Bei der Entscheidung für ein visuelles Zeichen stellt sich schnell eine schwer zu beantwortende Frage: Wofür steht das Denk- oder Mahnmal, was ist es eigentlich, und was ist seine Aufgabe? Welche Rollen schreibe ich den beteiligten Personen zu, worauf lenke ich den Fokus? Wer wird geehrt, an wen wird erinnert, oder auch wer sind die Opfer, wer die Täter?⁶⁶ Und letztendlich die Frage,

ist es ein Mahn- oder ein Denkmal? Die Beantwortung dieser Fragen trägt entscheidend zur visuellen Ausformung eines Mahn- bzw. Denkmals bei. So ist bereits die Entscheidung, ein Denk – oder ein Mahnmal zu gestalten, entscheidend: Fokussiert das Denkmal doch eher die Vergangenheit, schafft es ein Mahnmal im besten Falle, ein Denkmal zu sein, das den Bezug zum Heute herstellt und die Konsequenzen, die aus der Vergangenheit nachwirken, thematisiert, die „Gegenwart und Zukunft mahnend einbezieht“⁶⁷. Diese mahnende Eigenschaft kann eher zu positiver Veränderung gesellschaftlicher Strukturen/Verhaltens führen, als die rein rückblickende, die im Zweifelsfall mit einer „Was geht mich das an“-Attitüde abgefertigt wird.

Die Verantwortlichkeit und Entscheidungsmacht im Lauf der Entstehung eines solchen visuellen Zeichens liegt allerdings hier zu einem großen Teil innerhalb der Politik, was zu einer starken Abhängigkeit der Entscheidungen von den machthabenden Politikern führt. Diese Abhängigkeit erwies sich besonders in der Vergangenheit als problematisch, da sich einige der ehemaligen Täter nach 1955 aktiv in der örtlichen Politik engagiert hatten und so die Planung und Steuerung der Entstehungsprozesse der Denkmäler, Erinnerungstafeln oder künstlerischen Auseinandersetzungen davon stark geprägt waren. Die Frage nach den Opfer/Täter-Rollen wird häufig noch, so wie es auch im Nachkriegsösterreich der Fall war, von unterschiedlichen Parteien sehr unterschiedlich beantwortet – „da die meisten Opfer kein Mal mehr errichten können, bestehen die überlebenden Opfer darauf, den Unterschied nicht zu verwischen“⁶⁸. Dies ist für die Entwicklung und Steuerung der Prozesse entscheidend: Es kann in der Folge passieren, dass ehemalige Täter über die Entstehung eines Mahnmals entscheiden und mitbestimmen, wie dieses auszusehen hat, welche Bedeutung es bekommt und auch wie die Art und Weise des Gedenkens umgesetzt wird, wodurch letztendlich die Entscheidungen der eigentlichen Täter zu unklar positionierten und verschwommenen, daher unzufriedenstellenden Mahnmal-Lösungen führen, da auf der Täterseite gegebenermaßen kein Interesse besteht, die Thematik der Opfer/Täter-Rollen klar zu kommunizieren und diese aufarbeitend zu

behandeln.⁶⁹ Diese Verstrickung der damaligen Täter mit der heutigen Zeit nimmt zwar ab, nichtsdestotrotz gibt es aber auch heute etliche Entscheidungsträger, die immer noch das Opfer-Narrativ als maßgebende Sichtweise betrachten und diese Sichtweise auf die Geschichte Österreichs aufrecht erhalten wollen⁷⁰. Es ist klar, dass Politiker mit diesem Hintergrund Gedenkprojekte anders behandeln und bewerten als Politiker, die sich diesem Thema unbelastet nähern können. Drastischer wird diese politische Abhängigkeit von Entscheidungen in einem Fall aus den 70ern, als der ehemalige SS – Offizier Gogl für seine Verbrechen freigesprochen wurde und nachträglich publik wurde, dass einige der Geschworenen ehemalige NSDAP-Mitglieder waren.⁷¹ Solange es in Österreich diese Verstrickungen noch gibt bzw. solange sie nachwirken, wird diese Vergangenheit immer noch Einfluss auf den Umgang mit den ehemaligen Un-Orten haben.

Diese Betrachtung unterschiedlicher Rollen im Gedenken erschwert die Ausarbeitung und Findung einer idealen Form und Konzeption eines Denkmals: „Im Vordergrund steht die naheliegende und leichtere Auseinandersetzung der produzierenden Seite, die aus bestimmten Motiven den Ausdruck herstellt. Schwieriger ist die Analyse der rezipierenden Seite, die ja eine inhomogene Größe ist und sich aus verschiedenen Bedürfnislagen zusammensetzt. Wer will Denkmäler? Will man die zur Verfügung gestellten, oder hätte man lieber andere?“⁷² Gleichzeitig unterstreicht diese Annäherung die Gefahr der Willkür und Eindimensionalität bzw. eindimensionalen Betrachtungsweise, die durch die Dominanz und alleinstehende Entscheidung der produzierenden Seite entsteht. Die Gründe einer Entscheidung für ein Denkmal sind oft nicht die Motive, die man sich als Motor einer solchen Entstehungsgeschichte wünschen würde, es besteht Missbrauchsgefahr sowie die Problematik einer oberflächlichen Auseinandersetzung mit dem Thema. Daraus ergibt sich die Problematik einer nicht ausreichenden Kommunikation des Projekts, der Beweggründe und der Ziele eines solchen Denkmals. Der Frage nach der Konzeption der Denkmäler und der künstlerischen Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex sowie der grundsätzlichen Frage nach der Darstellbarkeit des Holocaust werde ich

[32]

[33]

mich allerdings im Zusammenhang mit der Frage nach der Rolle von Kunst im aktuellen Diskurs der Nachnutzung vertieft widmen.

Ebenso schwierig wie die Frage nach der formellen Ausgestaltung ist die Wahl des optimalen Ortes. Eine Frage, welche wiederum die Verknüpfung von Gedenkarbeit und Orten unterstreicht. „Der Ort des Mahnmals ist nicht minder wichtig als die Frage nach dem Motiv. Denn er ist selbst ein Symbol.“⁷³ Diese Symbolik wird oft bei der Standortsuche missachtet, es werden Plätze gewählt, wo einfach noch eine Fläche frei war oder die aus einem anderen Grund behübscht werden müssen. Befindet sich diese Verortung dann zusätzlich abseits vom Ortszentrum, führt die Wahl des Standorts die Funktion des Mahnmals ad absurdum, denn was nutzt ein Denkmal, mit dem die Menschen nicht in Berührung kommen? Was die Positionierung eines Denkmals und seine damit einhergehende Sichtbarkeit betrifft, lässt sich eine große Anzahl an Szenarien ablesen. Dabei entsteht der Eindruck, dass die Entscheidungsträger im urbanen Raum viel eher bereit sind, einem Holocaust-Denkmal Sichtbarkeit und Platz zu verschaffen. Beispiele sind das Holocaust Mahnmal in Berlin von Peter Eisenman, oder das bereits erwähnte Judentenkmal und das Mahnmal für Krieg und Faschismus in Wien. Alle drei Mahnmale sind an prägnanten, frequentierten Plätzen verortet. Bewegt man sich durch die Stadt, führt der Weg zwangsläufig daran vorbei, man muss die Stadt mit sehr uninteressiertem Blick betrachten, um diese Denkmäler auszublenden. Es obliegt trotz allem immer noch dem Betrachter, wie und ob er sich dem Mahnmal nähert und sich darauf einlässt – es fällt aber nicht so leicht, es zu ignorieren, wie im Falle einer Positionierung von Gedenktafeln oder Mahnmalen an Plätzen, die von der Bevölkerung wenig oder gar nicht aufgesucht werden, wie es oft im ländlichen Raum passiert. Argumentiert wird hier oft mit dem ehemaligen Standort der Außenlager, die aus logistischen und plantechischen Gründen hauptsächlich außerhalb des Ortskerns angesiedelt waren. Die direkte Verknüpfung mit dem Ort des Verbrechens hat konzeptionell gesehen ihre Berechtigung, führt aber gleichzeitig dazu, dass es zu einem Leichten wird, das Denkmal aus der persönlichen Wahrnehmung

zu verdrängen, wodurch es irrelevant wird. Diese Argumentation lässt sich im weiteren Schritt auch nicht für Hinweistafeln und Ausschilderungen anwenden, welche allerdings ebenso oft an wenig prominenter Stelle zu finden sind. Oft muss man sehr genau hinschauen, um die baulichen Maßnahmen, die zur Kommunikation des Gedenkens errichtet und aufgestellt werden, zu entdecken. Nur mit dem nötigen Hintergrundwissen werden sie als solche wahrgenommen bzw. überhaupt bemerkt. Ein Beispiel dafür ist die Gedenktafel im ehemaligen Außenlager Hinterbrühl, das heute als touristische Attraktion, nämlich die Seegrötte, der europaweit größte unterirdische See, genutzt wird und in dem nicht mehr als eine kleine Tafel auf die Vergangenheit des Areals hinweist, welche in der Mächtigkeit des als Erlebnisort inszenierten Raums untergeht. Diese Tatsache betrifft aber nicht nur die visuelle Kommunikation im öffentlichen Raum, sondern auch die Kommunikation der Gemeinden an sich. In den seltensten Fällen gibt es einen Verweis auf diesen Aspekt der NS-Verbrechen im eigenen Ort auf den Homepages der Gemeinden oder in den zahlreichen Chroniken und Publikationen über die Geschichte des Ortes.

Ich glaube aber, dass das Mahnmal bei all der kritischen Betrachtung als Lösung nicht grundsätzlich ausgeschlossen werden darf/kann. Eine der wichtigsten Voraussetzungen für ein „gelungenes“ Mahnmal, das die vorab genannten Aufgaben erfüllt, ist folgende: „es (das Mahnmal, Anmerkung) kann heute nur gelingen, wenn es Grenzen zu erkennen gibt, die das grenzenlose Gewabere unserer Kommunikation überschreiten oder unterlaufen, kurz, übliche Klischees transformieren.“⁷⁴ Dies beinhaltet aber die Absicht, genau eines erreichen zu wollen: Grenzen zu übertreten, um nicht im Einheitsbrei der Kommunikation unterzugehen, und sich nicht ideal in ein Ortsbild einzufügen, um dadurch aufzufallen und bemerkt zu werden. Es sollte gleichzeitig als Bekenntnis zur Vergangenheit, aber auch als Verpflichtung für die kommenden Generationen fungieren⁷⁵, und diese Aufgabe ist gestalterisch zwar umsetzbar, wird aber durch diverse Rahmenbedingungen, die durch Entscheidungsträger und Politik gegeben sind, erschwert und oftmals nicht erfolgreich umgesetzt. „Das Denkmal hat indessen eine spezielle Eigenschaft,

die es von anderen Zeichen abhebt: es nimmt einen ganz bestimmten, einmaligen Platz ein, und ist mehr als bloß ein Bild im Sinne von Abbild, es ist eine konkrete, stabile und gemeinhin einmalige Realität. Wenn es erfolgreich ist, wird es sekundär dann auch über Bilder reproduziert und ein mobiles Multiple“⁷⁶. Diese Aspekte der Stärken eines Denkmals können funktionieren, doch oft ist diese Realität, die es repräsentiert, nicht sichtbar, nicht wahrnehmbar. Es muss schon ein visuell beeindruckendes – durch seine Größe, Materialität und Komposition zum Beispiel – und/oder platzeinnehmendes Element wie unter anderem das Holocaust Memorial in Berlin sein, um diese Eigenständigkeit zu erreichen. Die 0815-Lösung für das 100. Kriegerdenkmal in einer kleinen österreichischen Gemeinde wird dies nicht schaffen können. Die Ortsbewohner werden es, wenn überhaupt, am Rande wahrnehmen, sofern es allerdings keine Diskussion und keine starke Kommunikation zu dem Thema gibt, wird es irrelevant bleiben. Auch wenn ein Denk- oder Mahnmal in der Absicht eines Appelcharakters⁷⁷ errichtet wird, schaffen es viele österreichische Denkmäler nicht, diesem Anspruch gerecht zu werden.

Diese formellen Annäherungen werden meistens durch die regionalen Politiker und/oder Gedenkvereine der Gegend initiiert, sie werden finanziell gefördert, durch offizielle Veranstaltungen eingeweiht oder eröffnet, und meistens gibt es einen Künstler oder eine Künstlergruppe, die für die Gestaltung zuständig sind. „Der öffentliche Raum ist, was Dauerinstallationen betrifft, in der Regel herrschaftlich okkupiert. Das heißt: nur Geltendes darf öffentlichen Raum beanspruchen.“⁷⁸ Diese Vorherrschaft der rein formellen, durch wenige entscheidende Personen getragenen Eingriffe in den öffentlichen Raum kann nicht ausreichen, denn dadurch wird sich immer nur ein geringer Teil der Bevölkerung davon betroffen oder angesprochen fühlen. Mir liegen diesbezüglich keine Daten vor, aber es scheint, als ob es mehrheitlich Top-Down-Prozesse wären, die zur Entstehung solcher gestalterischen Elemente führen, bzw. einzelne initiierte Prozesse, die dann allerdings von den Entscheidungsträgern strukturiert, geplant und umgesetzt werden und somit einen starken Top-Down Charakter bekommen. Mehrheitlich

stehen die Objekte auf öffentlichem Raum, selten kommt es zu Platzierungen auf halb-öffentlichem oder privatem Gelände, je kontroverser oder eigenständiger das Denkmal ist, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass es auf privaten Grund beschränkt wird⁷⁹, um jegliche Diskussion zu vermeiden. Bei Denkmälern, die sich auf halb-öffentlichen oder privaten Flächen befinden, kommt der Aspekt der Repräsentation von Machtverhältnissen hinzu: „Die zahlreichen kleinen Denkmäler und Gedenktafeln sind nicht zuletzt als sichtbare Markierungen politischer Einflusszonen anzusehen, denn die Errichtung einer Gedenkstätte im „halböffentlichen Raum“ von Gemeindebauten bzw. Betrieben brachte deutlich die dort herrschenden Machtverhältnisse zum Ausdruck“⁸⁰. Diese Gedenk-Elemente dazu zu missbrauchen, ein Territorium abzustecken oder Besitzansprüche deutlich zu machen, kann und darf nicht die Intention von visuellen Gedenkmitteln sein.

Allerdings scheint hier eine Veränderung stattzufinden, wie sich unter anderem an dem aktuell in Planung befindlichen Projekt „Counterpoles/Widerstäbe“ in Baden zeigt. Dieses Projekt wurde durch eine Initiative einer zivilgesellschaftlichen Gruppe gestartet und versucht nun in der Realisierung die Bevölkerung mit einzubeziehen und Teil des Prozesses werden zu lassen. Dies scheint zu funktionieren. Robert Vorberg, der an dem Projekt beteiligt ist, sieht dafür folgende Gründe: „Das läuft gerade. Da ist sehr viel Offenheit von der Gemeinde, aber das ist eine Entwicklung der letzten 20 Jahre und hängt meiner Interpretation nach maßgeblich damit zusammen, dass die Generation, die diese Zeit direkt miterlebt hat, auch die Tätergeneration, die ja nach 45 Teil der österreichischen Politik waren, nicht mehr Entscheidungsträger sind und dadurch eine gewisse Distanz entsteht und dadurch vieles möglich ist, was früher nicht möglich war. Es hängt sehr viel von den Persönlichkeiten ab, und es gibt immer noch Parteien, die das mehr unterstützen und mehr zulassen, und es gibt, wie wir wissen, Parteien, die gar nicht aufgeschlossen sind.“⁸¹

Obwohl diese Denkmäler, Tafeln, Mahnmäler etc. ein sichtbares Zeichen dafür sind, dass etwas mit dem Platz

passiert, dass sich jemand Gedanken dazu macht und es zu einer Konfrontation kommt, sind sie trotzdem kritisch zu betrachten. Dabei lassen sich mehrere Probleme erkennen. Einerseits sehe ich genau diese Sichtbarkeit der Auseinandersetzung als problematisch, sie kann dazu führen, dass künstlerische Ansätze als Alibi-Auseinandersetzungen missbraucht werden. Man kann einer Gemeinde nicht mehr vorwerfen, den Raum zu vernachlässigen, da ja – für jedermann sichtbar – visuelle Zeugen für die Auseinandersetzung mit dem Platz zu erkennen sind und sogar für längere Zeit verortet und greifbar sind. Es kommen Delegationen oder Politiker zu Besuch, es gibt einen Vorzeigepplatz, der gemeinsam aufgesucht wird.⁸² Dass diese Auseinandersetzung oftmals aber sehr oberflächlich passiert und nur von wenigen – unter anderem dem Künstler, dem entscheidenden Politiker oder dem Gedenkverein vor Ort – mitgetragen wird, spielt dabei keine Rolle. Die Gemeinde kann die Auseinandersetzung als erledigt betrachten, einmal im Jahr eine Gedenkfeier veranstalten und zum nächsten Tagesordnungspunkt weiter gehen. „Die Hauptaufmerksamkeit der Auseinandersetzung mit Denkmälern gilt den Monumenten selbst, ihrer Idee, ihrer Erscheinung, allenfalls noch den Denkmalstiftern. Was die Nachgeborenen mit den Denkmälern anstellen, interessiert nur, wenn es zur Extremvariante des Denkmalsturzes kommt“⁸³. Werden Denkmäler nur gebaut, um eine Pflicht zu erfüllen, ohne diesen Denkmälern eine höhere Aufgabe als die der Kranzniederlegung zuzuschreiben, werden sie nicht funktionieren und es fehlt ihnen an Legitimation, da sie das gewünschte Ziel des Projekts als Entwicklungsmotor nicht erreichen. Noch problematischer sehe ich allerdings die Wahrnehmung und Aufnahme dieser visuellen Symbole durch die Bevölkerung. Mehrheitlich verschwinden sie im öffentlichen Umfeld, integrieren sich in dieses und werden so oft, wie ein Baum oder eine Bank, irgendwann nicht mehr wahrgenommen, da man sich an ihre Anwesenheit gewöhnt. Oder, was der kritischere Fall ist, sie mutieren zu idealen Fotohintergründen oder Postkartenmotiven. „Bei Denkmalprojekten spielen touristische Überlegungen oft eine große Rolle. Wohl kam es vor, dass ein Denkmal primär aus ideellen Motiven errichtet wurde, in erstaunlich vielen Fällen und bemerkenswert früh war die Reihenfolge jedoch umgekehrt. In erster Linie ging es um

die Anziehung von Fremden, und erst sekundär überlegte man sich, mit welchem historischen Versatzstück man die Attraktion herbeiführen konnte.“⁸⁴. Besonders im Kontext des Holocaust ist diese Herangehensweise eine Verhöhnung von Gedenkarbeit und zeigt gleichzeitig, wie groß die Gefahr der Instrumentalisierung von Gedenkplätzen ist. Beispiele dafür sind die unzähligen Selfies und Porträt-Bilder, die inmitten des Holocaust-Memorials in Berlin fotografiert werden und nun durch die sozialen Medien geistern, mit Hashtags versehen, die erahnen lassen, dass sich die User wenig bis keine Gedanken zur Bedeutung des Raumes machen.

Oft ist es auch so, dass die Mahnmäler oder Gedenktafeln an Plätzen positioniert werden, die man nur mit viel Anstrengung und in einer ganz bestimmten Absicht aufsucht: „Die Randständigkeit transportiert Teilnahmslosigkeit und Ausgeschlossenheit“⁸⁵ – zwei Aspekte, die das komplette Gegenteil von dem demonstrieren, was eigentlich erreicht werden möchte. So wird das Ziel, die Gesellschaft und die Bevölkerung zu erreichen, komplett verfehlt, denn Menschen werden kaum erreicht werden, wenn sie sich von sich aus erst zu dem Ort der Kommunikation aufmachen müssen, ohne von diesem vielleicht überhaupt Bescheid zu wissen, oder anders gesagt: „Was nicht im Mittelpunkt steht, befindet sich am Rand und kann folglich vernachlässigt werden“⁸⁶. Der Schriftsteller Robert Musil schrieb diesbezüglich: „Es gibt nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre wie Denkmäler. Sie werden doch zweifellos aufgestellt, um gesehen zu werden, ja geradezu um die Aufmerksamkeit zu erregen; aber gleichzeitig sind sie durch irgendetwas gegen Aufmerksamkeit imprägniert“⁸⁷. Diese Beobachtung scheint zu stimmen und führt daher zu der Frage, ob das Errichten eines Denkmals die optimale Lösung für aktive und gelebte Gedenkarbeit sein kann? „Wenn Zeichen Narben sein sollen – und das sollen Mahnmäler immer – Stigmata des Menschen, dann sollte etwas aufklingen, was man nicht in einlinige Bedeutung zwingen kann. Es braucht einen Ort, der, einem übermalten Bilde ähnlich, gegen politische Prostitution abschirmt, gegen den Aufmarsch der Fotografen funktioniert...“⁸⁸. Und diese Eigenschaften lassen sich bei kaum einer formal umgesetzten Denkmallösung in Österreich finden.

So wird unter anderem das Whiteread-Denkmal als Sitzmöbel für Eis essende Touristen verwendet, die wenigsten scheinen sich mit der Konzeption oder dem Inhalt des Denkmals zu beschäftigen – und doch wird es als „zentraler Ort der jüdischen Erinnerung in Wien“ kommuniziert.⁸⁹ Es erhält auf Dauer weder die aufrüttelnde noch die narbenbildende Funktion.

Diese „Narbenfunktion“ hingegen wird beim informellen Zugang sehr stark spürbar. Menschen zeigen ihren persönlich Zugang durch Graffiti, gestaltete Elemente oder handschriftliche Nachrichten – Dinge, die an dem Ort des Verbrechens hinterlassen werden. Diese gestalterischen Eingriffe sind nicht geplant und nicht gesteuert, haben daher einen direkteren und unmittelbaren Charakter und können daher Dinge zum Ausdruck bringen, die durch geplante gestaltete Eingriffe eventuell nicht kommuniziert werden können, nicht zugelassen werden oder unerwünscht sind. Die Zensur durch Obrigkeiten spielt hier keine Rolle. Durch das Ungeplante, Nicht-Gesteuerte werden diese Zeichen zu Störelementen. Ihre Gestaltung wird nicht dem Gesamtkonzept angepasst, es gibt keine öffentlichen Entscheidungsträger, die diese Elemente abzeichnen und freigeben – und genau dadurch entsteht diese Narbenfunktion: es fällt aus dem Rahmen, es hebt sich optisch ab, es stört und es passt nicht dazu. Genau diese Eigenschaften brauchen visuelle Gedenkelemente, da das Gedenken, solange es passt, sich einfügt und adaptiert, untergeht und nicht die mahnende, wachrüttelnde Funktion bekommt, die es benötigt, um zu verändern und stattzufinden. Es handelt sich um eine Eigenschaft, die bei wenigen offiziell entwickelten Gedenkelementen zu finden ist.: Über das Whiteread-Mahnmal schreibt der Guardian 2000: „Whiteread's memorial asserts itself against its surroundings. It is an interruption in the square. It stops you short.“⁹⁰. Beobachtet man den Judenplatz und die Passanten – vor allem die Nicht-Touristen, hat man allerdings nicht das Gefühl, dass das Mahnmal als besonderer Stopper fungiert, innehalten lässt und hilft, einen Bezug zur Geschichte des Ortes herzustellen. Man darf nicht vergessen, dass die informelle Annäherung eine sehr persönliche, wertende und nicht von außen gesteuerte Art der Annäherung ist – so werden es diese Zeichen nie

schaffen, die Bedürfnisse aller involvierten Gedenkgruppen zu stillen oder auch respektvoll mit diesen umzugehen.

Diese Art der informellen Gedenkarbeit beinhaltet einen weiteren Aspekt, der beim klassischen Denkmal oft weniger Gewichtung hat: Das Gedenken dreht sich nicht mehr nur noch um diejenigen, derer zu gedenken ist, sondern auch um diejenigen, die zurück geblieben sind, die da sind und aktiv gedenken.⁹¹ Sie können sich hier den Platz nehmen bzw. vereinnahmen, indem sie durch die informellen Akte ein Zeichen aus ihrer Perspektive setzen. Die Summe dieser vielen kleinen Zeichen ergibt in sich wiederum ein großes Ganzes, wie man im Krematorium des ehemaligen KZs Mauthausen wahrnehmen kann, und ist meines Erachtens ebenso berechtigt und genau so wichtig wie die offiziellen Gedenkelemente. Weiters darf man nicht außer Acht lassen, dass gerade in Mauthausen die ersten sichtbaren Gedenkelemente eigeninitiativ und unabhängig entstanden sind.⁹² Diese informellen Elemente geben außerdem Einblicke in die Annäherung der Besucher an den Ort, sie sagen einiges über die Beziehung der Besucher zum besuchten Ort des Gedenkens aus⁹³, und ermöglichen eine Form der Kommunikation der klassischen Art der Kommunikation des Raumes mit dem Besucher in die entgegen gesetzte Richtung. Der Mensch als Individuum erhält die Möglichkeit, mit dem Raum zu interagieren und zurück zu kommunizieren. Durch diese ungesteuerte Art der visuellen Kommunikation besteht allerdings auch die Gefahr des Missbrauchs, des Transports von Inhalten, die an einem Gedenk- oder Erinnerungsort nichts verloren haben, was wiederum als Betonung der Wichtigkeit der „Existenz eines solchen Memorials“⁹⁴ gesehen werden kann. Das Thema der umgekehrten Kommunikation, die Aufforderung zum Hinterlassen persönlicher Statements ist ein Bereich, der in puncto Beteiligung für künstlerische Konzepte auch eine Rolle spielen kann.

Zusammenfassend gilt: Die Schaffung von visuellen Gedenkelementen entsteht meist im künstlerischen Kontext, sei es nun die Bildhauerei oder die Architektur, Malerei oder Street Art. Bis heute ist die künstlerische Annäherung einer der meistgewählten Wege, um sich mit

[Gedenken]

ehemaligen Schauplätzen der NS-Verbrechen auseinanderzusetzen und Gedenkarbeit zu visualisieren. Dafür gibt es verschiedene Beweggründe und Auslöser und auch verschiedenste Arten der Prozesse, die hinter diesen künstlerischen Entwicklungen stehen. Im nächsten Abschnitt

möchte ich mich der Frage widmen, warum künstlerische Produktion dieser bevorzugte Weg ist, was sie im Kontext der Gedenkarbeit schaffen kann und was nicht und warum man sich trauen sollte, diesen Weg eventuell auch zu verlassen – oder mit anderen Wegen zu kombinieren.



Drei

«A democratic society needs
a democratic art, and we have
a right to demand it»

Hans **Haacke**

3

Kunst

Künstlerische Annäherung im Kontext des Holocaust

3

*Drittes Kapitel***Kunst schafft es (nicht?)**

Analyse künstlerischer Projekte im Kontext der NS-Verbrechen, was sie können und wo sie scheitern.

Die künstlerische Bespielung ist eine Art der Auseinandersetzung mit „vorbelasteten Plätzen“, die es schon vor dem Nationalsozialismus gab und die sich durchgesetzt hat: in Form von Denkmälern oder Mahnmälern oder in einer anderen Form der künstlerischen Annäherung an das Grundstück und seine Geschichte, wie zum Beispiel Installationen oder Performances. Dem Raum kommt dadurch meist kaum eine sofort erkennbare Funktionalität im Sinne von „Nutzung“ zu, es wird allerdings ein Platz geschaffen, und zwar für Menschen, die trauern möchten, die sich gedanklich auf eine meist schwer zu bewältigende Vergangenheit einlassen und sich damit auseinander setzen möchten. Es wird ein visuelles Zeichen gesetzt, das mit dem

Die künstlerische Bespielung ist eine Art der Auseinandersetzung mit „vorbelasteten Plätzen“, die es schon vor dem Nationalsozialismus gab und die sich durchgesetzt hat: in Form von Denkmälern oder Mahnmälern oder in einer anderen Form der künstlerischen Annäherung an das Grundstück und seine Geschichte, wie zum Beispiel Installationen oder Performances. Dem Raum kommt dadurch meist kaum eine sofort erkennbare Funktionalität im Sinne von „Nutzung“ zu, es wird allerdings ein Platz geschaffen, und zwar für Menschen, die trauern möchten, die sich gedanklich auf eine meist schwer zu bewältigende Vergangenheit einlassen und sich damit auseinander setzen möchten. Es wird ein visuelles Zeichen gesetzt, das mit dem Raum, dem Umfeld und den Passanten kommuniziert, eine Geschichte erzählt und repräsentiert – die einer Partei, einer Gesellschaftsgruppe oder eben die eines historischen Ereignisses. Es wird etwas sichtbar gemacht, und visuelle

Elemente beeinflussen uns, unser Denken, unsere Wahrnehmung, wie ein Raum auf uns wirkt, etc. – die lässt sich nicht abschalten. Eine künstlerische Annäherung kann durch die Eigenschaften von Kunst viel abdecken, transportieren und inszenieren – es ist ein Versuch, das „Nichtfassliche fassbar zu machen“⁹⁵. „Ein Holocaust-Denkmal müsse an das Verbrechen erinnern und zugleich zum Ausdruck bringen, dass es das Ausmaß des Verbrechens nicht ausdrücken könne“⁹⁶, es wird somit auf eine gewisse Art zum Paradoxon per se – da es etwas ausdrücken soll, was es nicht ausdrücken kann. Kunst vermag in diesem Spannungsfeld des Gedenkens/Erinnerns und der Nachnutzung viel zu bewegen, stößt aber auch an ihre Grenzen.

Künstlerische Auseinandersetzung kann auf verschiedenen Ebenen von Kunst stattfinden. Es gibt einerseits die künstlerische Auseinandersetzung im öffentlichen Raum, die sich meist im Bereich der bildenden Kunst bewegt, oftmals an der Schnittstelle zwischen Bildhauerei und Architektur – dies hängt davon ab, wie das Zusammenspiel/der Übergang zwischen Kunst und Architektur betrachtet wird, und soll hier nicht vorherrschendes Thema werden. Es ist meist eine Auseinandersetzung, die direkt an dem Grundstück, seiner Geschichte und seiner aktuellen Bedeutung ansetzt und die meist sofort für Passanten sichtbar und erlebbar wird.

Malerische und grafische Arbeiten gehören allerdings ebenso zur künstlerischen Annäherung wie die Konfrontation im Bereich der darstellenden Kunst, wie etwa im Film, in der Literatur oder im Theater. Diesbezüglich gilt

generell: Diese unterschiedlichen Disziplinen beinhalten einen groben Unterschied in Bezug auf die Wahrnehmung durch die Bevölkerung: Die bildende Kunst im öffentlichen Raum schafft es leichter, Aufmerksamkeit zu erregen. Aufgrund ihrer Eigenheit der Positionierung im öffentlichen Raum und ihrer permanenten Präsenz an Orten, an denen sich die Bevölkerung in einer bestimmten regelmäßigen Frequenz bewegt, werden diese künstlerischen Projekte eher wahrgenommen, diskutiert und rezipiert als Projekte, die hinter geschlossenen Museumsmauern präsentiert werden und so zum Großteil nur mit ohnehin kunst- und geschichtsinteressierten Menschen in Berührung kommen. Dies lässt sich unter anderem an der hohen Medienpräsenz und der öffentlichen Diskussion zur Entstehung der beiden Mahnmale in Wien, des Mahnmals in Berlin oder auch an der Beteiligung und Diskussion in Bezug auf das Gerz'sche Mahnmal in Hamburg Harburg ablesen und zeigt sich auch an der Reaktion der Bevölkerung: „Die Heftigkeit des Publikums hat uns überrascht. Alle Unterschriften waren sofort verkratzt und mit Schimpfworten unkenntlich gemacht. Leute haben auf dieses Mahnmal geschossen, andere haben Sägen oder Messer mitgebracht.“⁹⁷. Genau diese Reaktion ist es aber, die dieses Projekt zu diesem diskursiven, lebendigen Projekt macht, das es ist. Das Fortbestehen, das Aussehen, eigentlich das komplette Vorhandensein des Mahnmals hängt von der Interaktion der Bevölkerung ab und verändert sich durch sie. Durch sie entsteht die Narbenwirkung, von der vorab gesprochen wurde.

Kunst kann im Spannungsfeld der Aufarbeitung und des Transports des Holocaust verschiedene Aufgaben und Funktionen übernehmen. Einerseits ist dies die Vermittlung der Thematik, der Aufarbeitung und der Konsequenzen für unsere Gesellschaft ins Hier und Jetzt. Dies kann, unter anderem, gepaart mit Provokation oder durch das Auslösen von Kontroversen dazu beitragen, den Fokus auf diese Thematik zu lenken und ein Bewusstsein für diese zu schaffen oder zu stärken. Gleichzeitig kann ein gut durchdachtes Kunstprojekt dazu beitragen, die Barrieren, die zwischen der Vergangenheitsbewältigung und dem einzelnen Individuum stehen, abzubauen, und den Zugang zu diesem Thema zu erleichtern oder auch

zu ermöglichen. Dies funktioniert zum Beispiel besonders gut bei Projekten im öffentlichen Raum, zu denen schneller Berührungspunkte geschaffen werden können als zu Projekten, die in ausgewiesenen, Kunst repräsentierenden Orten ausgestellt werden.

Weiters kann es Kunst schaffen, andere Blickwinkel zu öffnen und Sichtweisen zu ermöglichen, die durch die klassische Annäherung an die Vergangenheit so nicht möglich sind, bzw. konkrete Themengebiete hervorzuheben, die im allgemeinen Diskurs eher vernachlässigt werden, wie dies zum Beispiel das Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma Europas von Dani Karavan macht – eine Opfergruppe, die im Gedenken oft nur gestreift wird. Letztendlich können besonders künstlerische partizipative Projekte die Bevölkerung in diese Diskussion miteinbeziehen und die Reflexion über Verantwortung neu beleben und die Konsequenzen der Vergangenheit für den Einzelnen hinterfragen lassen. Sie besetzen öffentlichen Raum, der allzu oft von Politikern, Investoren oder anderen Entscheidungsträgern missbraucht und eingenommen wird, und schaffen es, ihn durch seine Neuinszenierung – im besten Fall im Kontext eines neuen Diskurses – neu zu strukturieren und zu ordnen und die Vorherrschaft der „regierenden Klasse“ dadurch in den Hintergrund zu drängen. Hier besteht gleichzeitig allerdings immer auch die Gefahr des Missbrauchs solcher künstlerischen Projekte für politische Zwecke, zu der im Folgenden noch Stellung bezogen wird.

Interessant ist die Entwicklung der Art der Kommunikation bzw. der gestalterischen Umsetzung dieser künstlerischen Projekte im Verlauf der letzten 40 Jahre. Seit den 70ern findet hier, parallel zur Entwicklung von Gedenken, laufend Veränderung statt. Waren es früher Denkmäler im klassischen Sinn, die in gewisser Weise „einfach einen Teil des öffentlichen Raums besetzten“ und dadurch zu einem Teil des Raums wurden, den man nun gut finden konnte oder auch nicht, an dem man aber auch, wenn man es wollte, sehr leicht einfach vorbei schlendern konnte, ohne seinen Fokus darauf zu lenken, versucht man heute, integrierende Situationen zu schaffen. Der Passant

[42]

[43]

wird ermutigt, Teil zu werden, für einen Moment in das Objekt mit einzutauchen, es multisensorisch zu erfahren und sich zumindest für eine gewisse Zeitspanne darauf einzulassen, wie es beim Passieren des Berliner Holocaust-Mahnmals der Fall ist. Man schafft Kunst im öffentlichen Raum, die nicht geduldet werden soll und koexistieren darf, sondern man versucht, die Erinnerungsarbeit, den persönlichen Bezug zu einem Ort und auch den Willen, sich mit diesem Ort zu beschäftigen, durch gestalterische Maßnahmen zu begünstigen und in Gang zu setzen. Das anfängliche Ziel, einen Ort zu finden, an dem, überspitzt gesagt, zu den Gedenkfeierlichkeiten ein Kranz niedergelegt werden konnte und der somit zu einem symbolischen Platz des offiziellen Trauerns und Gedenkens wurde, weicht heute immer mehr dem Bedürfnis, Räume zu gestalten, die eine ganz persönliche Auseinandersetzung jedes Einzelnen mit der Vergangenheit in Gang setzen, die gleichzeitig aber auch Geschichte und Geschehenes transportieren und immer noch auch dieser symbolische Platz der Trauer- und Gedenkarbeit sein können. Die Kunst in Bezug auf den Holocaust wurde in den letzten Jahrzehnten zunehmend politischer, gezielt positioniert und kritisch in Bezug auf die Vergangenheitsbewältigung der ersten Nachkriegsjahrzehnte. Die Konsequenzen der Veränderung in der Wahrnehmung des Opfer-Narrativs wurden somit auch im Feld der Kunst im öffentlichem Raum bzw. generell in der Kunst spürbar. Es galt nicht mehr nur einen Ort zu kennzeichnen, sondern ihn zu einem Ort des Aufrüttelns und der Konfrontation zu machen. Gerz beschreibt die Säule in Harburg als „Ort des Widerspruchs, der Heftigkeit und der Gemeinheit, der Abwesenheit jeder Aura. (...) Ort des Überlebens von Spuren“⁹⁸. Diese Vielschichtigkeit von Bedeutung werden diese Orte immer innehaben, und hier hängt es von vielen Faktoren ab, welche Bedeutung für den Einzelnen besonders wichtig oder auch vernachlässigbar wird. Dies kann ein Künstler letztendlich nicht steuern, was allerdings auch nicht notwendig ist.

Der Vorteil von Kunst im öffentlichen Raum bzw. im halböffentlichen Raum ist der, dass man kaum daran vorbei kann. Da kommt es natürlich auf etliche Aspekte wie die Positionierung, die Größe, die Art und Weise der

Umsetzung des Projekts an, aber ein klarer Vorteil ist der, dass diese Form der künstlerischen Auseinandersetzung auf gewisse Art und Weise direkt und von selber zu den Menschen gelangt. Man muss sich nicht erst aufraffen und ins Museum gehen, einen komplexen Text zerlegen oder sich intensiv mit dem Thema auseinander setzen. Kunst im öffentlichen Raum schafft es, durch ihre Dreidimensionalität und ihre Omnipräsenz, jeden Menschen, unabhängig von Bildungshintergrund, familiärem Bezug oder politischer Gesinnung, an das Thema heranzuführen und den Menschen auf irgendeine Art und Weise zu berühren. Durch eine dementsprechende Gestaltung kann man es schaffen, diese wichtige Auseinandersetzung in den Alltag der Menschen zu integrieren und ihr dadurch mehr Platz und Selbstverständlichkeit zu geben. Sobald ein Gedenkort zu „abgehoben“ wird, in seiner künstlerischen Umsetzung oder auch in seiner Komplexität der konzeptionellen Herangehensweise überfordert, wirkt er automatisch als trennendes Element, nicht als einendes. Auch wenn Mahnmale bis zu einem gewissen Grad „kennzeichnend“ oder „bezeichnend“ wirken – und auch wirken müssen, denn der Ort soll ja nicht in Vergessenheit geraten, so wäre es meines Erachtens durchaus ein Ziel, diese Orte in den Alltag der Menschen zu integrieren und einen Teil davon werden zu lassen. Der Ansatz von Libeskind, Mahnmale und Gedenkorte nicht als didaktisches Zeichen für eine besondere Beziehung, sondern als ganz alltägliches Erlebnis, denn schließlich war der Holocaust kein besonderes Geschehen, da er Tag für Tag stattfand“⁹⁹ zu leben, stellt für mich eine Idee dar, die dies erreichen kann.

Dieses permanente Kommunizieren und Für-Sich-Selbst-Stehen, wie es Kunst im öffentlichen Raum tut, beinhaltet aber auch die Aspekte der Missachtung, der Respektlosigkeit und des Missverstehens. Selbst großflächige, beeindruckende Mahnmale kann man mit der nötigen Portion an Desinteresse übersehen und ausklammern oder zum bereits zitierten Fotohintergrund oder Pausenbankerl umfunktionieren. Hinzu kommt ein in Bezug auf Kunst generell gültiges Argument, und zwar, dass die Bewertung und Wahrnehmung eines Kunstwerks sehr unterschiedlich stattfindet und von unterschiedlichen Faktoren geprägt

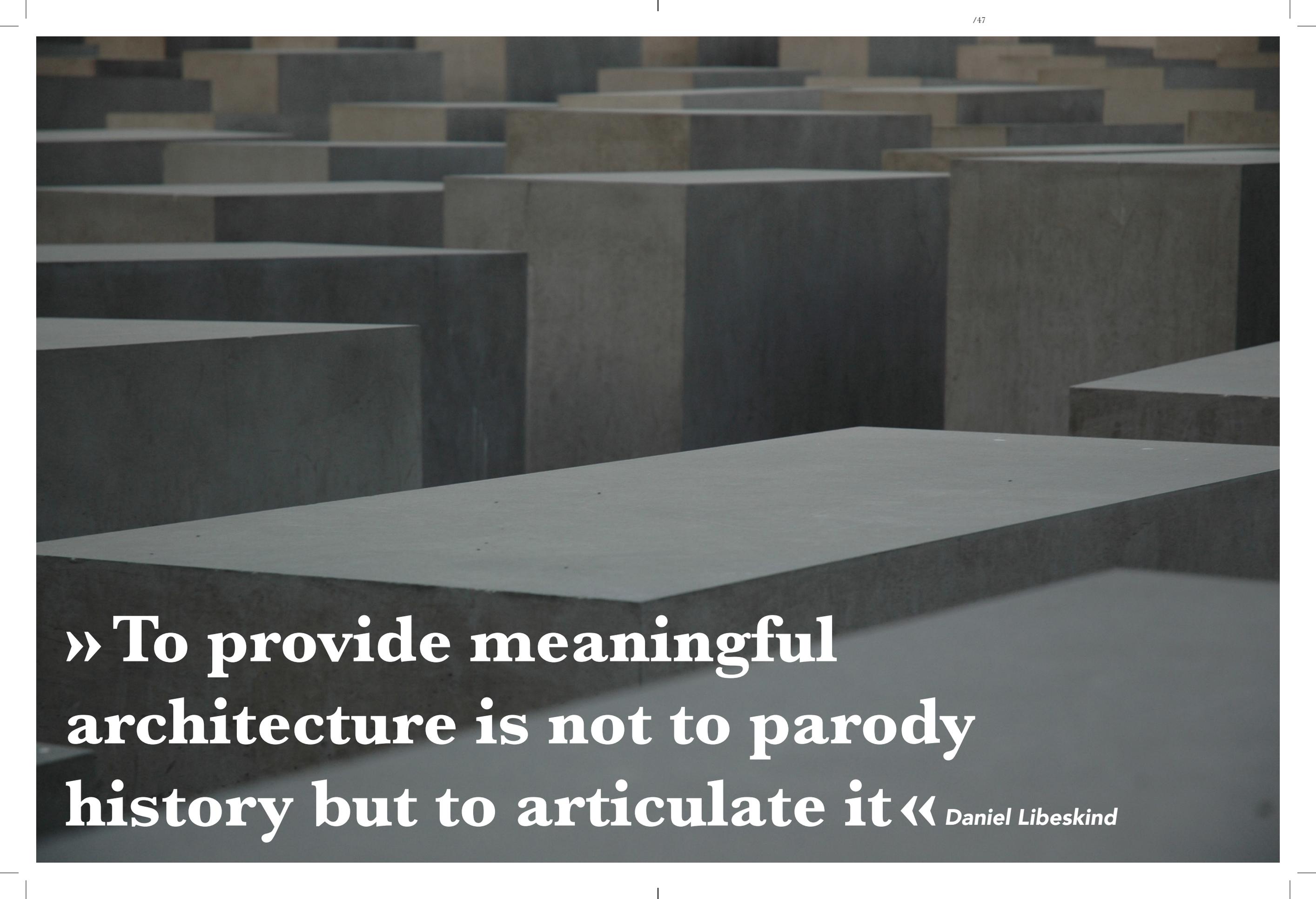
ist: „Das Erfassen und Bewerten des Werkes hängt jedoch auch von der Intention des Betrachters ab, die selbst wiederum sich grundlegend richtet zum einen nach den Normen (...), zum anderen nach der Fähigkeit des Betrachters, sich diesen Normen konform zu verhalten, folglich abhängig ist von seiner künstlerischen Bildung“¹⁰⁰. Dies kann zu Missverständnissen führen, gleichzeitig aber gerade durch seine Positionierung im öffentlichen Raum einen Zugang ermöglichen, der – außerhalb der Institution Museum – leichter oder mit weniger Überwindungsangst erfolgt.

Kunst ist ein sehr machtvoll Instrument, hat sie doch die Möglichkeit, Grenzen spielerisch zu umgehen, Kontroversen, besonders in nicht-künstlerischem Umfeld, auszulösen – so wie unter anderem Kunst im öffentlichen Raum – und die Frage nach Besitzverteilung neu zu stellen.¹⁰¹ Auf die NS-Zeit bezogene Kunstproduktion sowie künstlerisches Arbeiten generell dient nicht nur dazu, den Diskurs zu stärken, sondern auch dem Aufdecken von „Blind spots“, die von Land zu Land variieren. Ein Land mit der Geschichte Österreichs verlangt von einem Künstler, sich mit der Nazi-Vergangenheit auseinanderzusetzen: „I think that if artists are saying that they are doing political work, than they have to get involved with this topic (Anm. „it“ ist die Auseinandersetzung mit Österreichs nationalsozialistischer Vergangenheit“).¹⁰² Hier gibt es auch 2016 noch unzählige unbehandelte Themen und Bereiche. Künstlerische Methoden – es gilt natürlich kontextbezogen die geeigneten Methoden der „artistic research“ zu finden – dienen hier der Aufarbeitung, aber auch dem Informationstransport.

Ein starkes Beispiel für diesen aufklärenden, aufdeckenden Charakter ist das Projekt „Monument of the 'Aryanisation' von Marin Krenn, aus dem Zeitraum 2005 bis 2008. Es geht um die geschichtlichen Hintergründe der Arisierung des Riesenrads im Wiener Prater, die lange Zeit verschwiegen wurde. Durch einen öffentlichen Brief an die Betreiber startete Krenn diese Art Aufklärungskampagne, die letztendlich dazu führte, dass nach langem Suchen zumindest zwei, drei Sätze zum „nationalsozialistisch bedingten Besitzerwechsel“ der Sehenswürdig-

keit auf der Homepage zu finden sind. Die belastende Vergangenheit, von der die wenigsten wussten, wurde aufgezeigt, dokumentiert und kommuniziert.¹⁰³

Die Anforderungen an künstlerische Projekte dieser Art sind hoch. Sie sollten die Aspekte, die ich vorab im Kontext der Gedenkarbeit erläutert habe, abdecken – im günstigsten Fall können sie das Thema ins Heute integrieren, visualisieren, kommunizieren und transportieren, Andenken bewahren und Erinnerung stützen, und das am besten im Sinne aller involvierten Gruppen. Dies zu schaffen, ist fast unmöglich. Die Komplexität und Vielschichtigkeit macht es schwierig, gute, funktionierende Projekte umzusetzen und all die Teilaspekte abzudecken. Doch hier stellt sich die Frage: Müssen Projekte, die im Umfeld des Erinnerns und des Gedenkens entstehen, perfekt funktionierende Projekte sein, und haben nur diese ihre Berechtigung, oder ist es, mit etwas Distanz zu diesem Thema betrachtet, wichtiger, dass etwas passiert und Bewegung und Weiterentwicklung stattfindet? Reicht es, einen „Fremdkörper zu entwickeln, der das idyllische Innenstadtbild verschandelt“¹⁰⁴, und somit bewusst eine Diskussion zu starten? Heiligt der Zweck die Mittel, und ist die Reaktion auf das künstlerische Produkt wichtiger als der Inhalt selber? Andreas Baumgartner beantwortet diese Frage im Kontext der Gedenkarbeit so: „Quasi vom Inhaltlichen vollkommen unaufgeladen sind viele dieser Gedenkstätten für Geo-Casher total interessant, die sind ein fixer Bestandteil von Geo-Cashing. Also ich weiß es von Mauthausen im Steinbruch, ich weiß es von vielen anderen, und jetzt ganz blöd gesagt: mir ist lieber, ich krieg die Leute über diese Anfangs-Intention oder über diese Anfangs-Neugier dorthin, man muss ihnen aber dort dann auch irgendwas dazu geben. Sei's ein QR – Code, irgendwas, wo ich dann über eine App Info zum Ort bekomme, als wie sie machen das überhaupt und ich krieg die Leute überhaupt nicht.“¹⁰⁵. Ähnlich verhält es sich mit der Kunst: Die Provokation, die Diskussion muss am Anfang stehen, um das Interesse zu wecken. Es reicht allerdings nicht aus zu provozieren, inhaltlich muss ich etwas transportieren, das Projekt sollte nicht aus der reinen Irritation bestehen, es müssen im Vorfeld künstlerische Kriterien festgelegt werden, die es zu erfüllen gibt: Es sollte



**» To provide meaningful
architecture is not to parody
history but to articulate it «** *Daniel Libeskind*

für den künstlerischen Diskurs wertvoll sein, präsentierbar bei einer Biennale oder ähnlichen Ausstellungen, aber auch die Intentionen des Künstlers sollten ablesbar sein – anders gesagt, wenn man Veränderung erreichen möchte, gilt es die relevanten Methoden zu wählen, die richtigen Player mit einzubeziehen, etc.¹⁰⁶

Die Sichtweise, es sei besser, dass sich irgendetwas tut, als dass das Feld der Gedenkarbeit still steht und weggeschwiegen wird, hat durchaus ihre Berechtigung. Neue Projekte bedeuten Veränderung, bedeuten Diskussion und somit wiederum Präsenz und Bewusstsein. Doch trotz der Vielzahl an positiven Aspekten und neuen Entwicklungen, die durch künstlerische Projekte entstehen können, denke ich, dass die Wirkung und Kraft einer künstlerische Annäherung endend ist, in ihrer Fähigkeit, einen belasteten Raum optimal zu bespielen und zu nutzen. Hier gibt es mehrere Aspekte, die kritisch zu betrachten und zu hinterfragen sind. Einerseits stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, ob Kunst oder künstlerische Interventionen oftmals nicht als „Alibi-Umsetzungen“ gewertet werden müssen: Der Platz wird Kunstschaffenden zur Verfügung gestellt, „man unternimmt ja eh was vor Ort, es passiert eh was“, und somit kann man die Auseinandersetzung mit dem Platz als erledigt erachten und ein meist medientaugliches Projekt vorweisen, welches sämtliche kritischen Stimmen bezüglich der Aufarbeitung der Vergangenheit verstummen lassen sollen.

Dies birgt weiters die Gefahr der Vereinnahmung und Steuerung künstlerischer Projekte durch Politiker und Entscheidungsträger, die ihre Interessen in den Vordergrund stellen. Diese Tatsache ist kein Novum und sollte in der Entstehung des künstlerischen Prozesses mitgedacht, wenn nicht sogar mitgeplant werden: „Natürlich, und ich hab’ zu einigen Innenministern auch im persönlichen Gespräch gesagt, Gö, es ist schon schön, dass ihr Mauthausen auch im Innenministerium habts, da könnt’s euch am Vormittag als die antifaschistischen Gutmenschen – und vollkommen wurscht welcher Farbe das ist, welche Partifarbe die Innenminister gehabt haben – da könnt’s euch am Vormittag als die Antifa-Gutmenschen darstellen, und quasi mit diesem Feigenblatt am Nachmittag problemlos

Leute abschieben und sonst irgendwas machen.’ Natürlich ist das politische Bühne. Und, jetzt kommt mein großes Aber dazu, wenn man um diese Situation Bescheid weiß, kann man sie natürlich auch nutzen. Also es ist für mich zum Teil einfach eine ganz klassische strategische Überlegung: Brauche ich von irgendjemandem innenpolitisch irgendwas, dann kriegt der von mir in Mauthausen eine kleine beschränkte Bühne und kann dort seine Eitelkeit bedient haben.“¹⁰⁷ Dieses System des Gebens und Nehmens ist Tatsache und lässt sich nicht ausklammern, es ist Teil des Prozesses und muss im Zuge der künstlerischen Produktion miteingeplant werden: „... many times it’s like this: abgehackt. Ok, we have a project abgehackt, and when people come to visit him, or some jewish delegations, or something, he can say „oh we are doing a project and so on“, yes of course, it’s part of the game, and the question is, how the project, like you and the Verein, manage to – it’s like playing chess actually – how you are planning your moves in advance. You know that this is what they do. And you play with them.“¹⁰⁸ Letztendlich hat man als Gestalter und Künstler hier einige wirksame Methoden zur Verfügung, um dieses Spiel mitsteuern zu können, unter anderem sind das negative PR oder negative Erwähnungen der betreffenden Personen¹⁰⁹ – so wie das Öffentlich-Machen der Geschichte des Riesenrads im Fall von Martin Krenn.

Durch die „Hegemonie von Experten“, ein Thema, das auch Basis des künstlerischen Konzepts ist und das teilweise als Teil dieses politischen Apparates fungiert, findet eine Steuerung von Gedenken in eine gewisse Richtung statt, die richtige Art und Weise, wie Gedenken zu passieren hat, ist klar definiert. Wie die Geschichte zu betrachten ist, wird vorgegeben durch eine bestimmte Art der Geschichtsschreibung – und durch welche Brille sie zu sehen ist¹¹⁰, ist bestimmt und wird meist nicht hinterfragt. Aus diesem vorgegebenen, hegemonisierten Vorgehen kann man durch künstlerische Methodik ausbrechen, es hinterfragen und neu definieren, neue Annäherungen finden und weiters wieder die Diskussion fördern.

Die künstlerische Auseinandersetzung mit den verlorenen Orten wird immer kontrovers diskutiert werden, da sich

diese Art von Kunst in einem Spannungsfeld derartig unterschiedlicher Anforderungen und Bedürfnisse bewegt, dass es sehr schwierig wird, auf all diese Aspekte gleichwertig einzugehen. Hier spielt die Frage, für wen denn diese Orte geschaffen und gestaltet werden, erneut eine große Rolle, denn die Antworten auf diese Frage zeigen bereits auf, dass es zwar Gemeinsamkeiten in den Anforderungen der unterschiedlichen Nutzer gibt, aber auch dass diese nur ein marginaler Teil sind und dass die Unterschiede bezüglich der Wünsche und Vorstellungen in dieser Ansammlung an Anforderungen, die man von so einem Platz hat, viel größer und gewichtiger sind als die Gemeinsamkeiten. Dieses vielschichtige Spannungsfeld führt zu einer weiteren problematischen Fragestellung: Für wen arbeite ich künstlerisch, was ist das Ziel meines Projekts, was sind meine Intentionen? Einerseits gibt es die Menschen, die die NS-Zeit persönlich miterlebt haben, die möglicherweise eine Zeit lang in einem KZ inhaftiert waren und die diese Zeit überlebt haben. Dies ist zugleich auch der Teil der Bevölkerung, dessen Bedürfnisse zu treffen am schwierigsten wird. Sie alle haben ihre ganz persönliche, teils furchtbare Erfahrung mit diesem Abschnitt der Vergangenheit gemacht, und niemand darf sich das Recht herausnehmen, ihnen vorzuschreiben, wie der persönliche Umgang, die persönliche Trauerarbeit und die Verarbeitung dieser traumatischen Erlebnisse auszusehen haben. Sobald man aber beginnt, sich konzeptionell, gestalterisch und metaphorisch mit dieser Vergangenheit auseinanderzusetzen und die Zeit ins Heute zu übersetzen, kommt es zu einer persönlichen Interpretation einer Zeit, die man als Gestalter nicht miterlebt hat, zu der man sich zwar seine Meinung gebildet hat, zu der man oft auch durch familiäre Hintergründe einen bestimmten persönlichen Bezug hat. Dabei kann es passieren, dass durch den Generationsunterschied Missverständnisse entstehen, Gefühle verletzt werden oder der Eindruck von fehlendem Respekt entsteht. Dies sind Aspekte, auf die man besonders vorsichtig und mit Bedacht einzugehen hat. Hier besteht immer die Gefahr, durch ungewöhnliche oder neue Zugänge zu diesem Thema Gruppen auszulassen oder zu verletzen, die mit dieser Art der neuen Annäherung an das Thema nichts anfangen können oder diese als respektlos empfinden. An der

Art und Weise, wie unter anderem das Shoah-Denkmal in Wien nicht nur von Anrainern, FPÖ-Politikern und Geschäftstreibenden in der Nähe des Mahnmal-Standortes, sondern auch von unterschiedlichen Vertretern der jüdischen Gemeinde kommentiert und kritisiert wurde¹¹¹, erkennt man bereits, dass manche dieser Gruppen in sich so unterschiedlich sind, dass selbst ein auf eine bestimmte Gruppe ausgerichtetes Denkmal zum Scheitern verurteilt ist.

Für diese Menschen ist es oft wichtig, einen Raum zu haben, der als Verortung des Trauerns und des Gedenkens funktioniert, wo sie ihre persönliche Trauer leben und auch abladen können, der so wie ein Friedhof für einen um Verstorbenen Trauernden fungiert, als Trauerort für die Verbrechen, die Opfer dieser Verbrechen und auch für die persönlich erlebten und bis in die Gegenwart mittransportierten Traumata. Diese Aufgabe ist sehr schwierig und bedarf einer sehr bewussten, respektvollen und intensiven Auseinandersetzung mit der Thematik. Nicht außer Acht zu lassen ist in diesem Fall die Tatsache, dass diese Generation immer kleiner wird, da durch die zeitliche Distanz viele der Zeitzeugen versterben. Daher denke ich, dass die Zeit kommen wird, wo die Funktionalität des Raumes, die ähnlich der Trauerarbeit, die ein Friedhof mittragen muss, nach und nach geringer werden wird, da die nachfolgenden Generationen für dieses Trauern weniger Platz benötigen und dafür deren Bedürfnissen in Bezug auf die Aufarbeitung der Vergangenheit mehr Raum und Platz gegeben werden kann und soll. Durch das Zusammenspiel von Aktivismus und politischer Kunst können Prozesse starten und Transformationen stattfinden.

Der andere Teil der Bevölkerung ist jener Teil, der durch die räumliche oder zeitliche Distanz zu den Ereignissen der Jahre 38-45 eine eher emotionslose oder zumindest distanziertere Herangehensweise hat. Es sind Menschen, die sich teilweise sehr wohl für diese Zeit interessieren, die die Brisanz gewisser Erkenntnisse und Erfahrungen von damals für unsere heutige Zivilgesellschaft auch sehen und erkennen können, denen aber die persönliche Involvierung fehlt. Was es wiederum vielleicht eher ermöglicht, das Ziel vor Augen zu haben, diese Brücke ins Heute zu

schaffen, die Themen ins neue Jahrtausend zu übersetzen und zu transportieren – ohne dabei natürlich den Respekt und die Trauer den Opfern gegenüber zu verlieren oder aus der Gedenkarbeit herauszustreichen, sie sind immer mitzudenken.

Und dann gibt es die Menschen, die keine Notwendigkeit darin sehen, sich auf irgendeine Art und Weise mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Sätze wie „Man muss doch nicht jeden Tag daran erinnern werden, was damals passiert ist“ sind mir allein während meiner Recherchezeit zu dieser Arbeit immer wieder zu Ohren gekommen. „Genau die Leute, die diese Geschichte niemals ansehen wollten, finden das außerordentlich schwierig. Sie sagen: 'Mr. Liebeskind, das ist aber sehr problematisch, so etwas dorthin zu stellen' Na klar ist es das. Und deshalb muss man es tun.“¹¹² Diese Zitat von Libeskind, das die Problematik von künstlerischer Arbeit im Kontext des Holocaust anspricht, sagt sehr viel: Wäre es nicht problematisch, gäbe es keine Diskussion, gäbe es gar keinen Bedarf, den gibt es aber – und Ausweichen oder Ignorieren ändert daran nichts. Auch diese Menschen bewegen sich auf öffentlichen Räumen oder passieren halböffentliche Zonen, werden also beim Durchqueren von Städten und Orten mit diesen besonderen Plätzen konfrontiert. Optimalfall wäre also, das künstlerische Projekt so umzusetzen und zu gestalten, dass selbst die Menschen, die sich eigentlich nicht mit dem Thema auseinander setzen wollen und der Vergangenheit mit Scheuklappen gegenüber stehen, davon eingefangen werden und mit hineingezogen werden, so dass es schlussendlich im besten Fall doch zu einer persönlichen Konfrontation und einer daraus resultierenden Auseinandersetzung kommt. Dies kann allerdings auch misslingen.

Eine schwerwiegende Frage ist die nach der Möglichkeit oder dem Vermögen, unvorstellbare Grausamkeiten, wie sie in den Arbeiterlagern des KZ Mauthausen passiert sind, gestalterisch umzusetzen. Ist es möglich, eine Thematik, die die Grenzen jeglicher Vorstellungsmöglichkeit sprengt, in ein formales Korsett zu zwängen und etwas derartig Unvorstellbares durch eine künstlerische Umsetzung vorstellbar, greifbar, annäherbar zu machen und zu transportieren?

Eisenman fasst diese Problematik auf folgende Art zusammen: „... hier werde der Holocaust ästhetisiert und so in eine verdaubare Form gebracht. Die zweiten, weil sie glaubten, Deutschland wolle die gewaltige Schuld unter einem gewaltigen Kunstwerk begraben und einen Schlussstrich ziehen. Dritte warnten vor einer 'Monumentalisierung der Schande' (Martin Walser) oder prophezeiten, dass durch das Mahnmal ein neuer Antisemitismus geschürt werden würde“¹¹³. Ästhetisierung, das heißt, das Ziel, ein schönes, repräsentatives Mahnmal zu schaffen, kann hier nicht das Hauptaugenmerk sein. Genauso wenig wie sich ein Mahnmal anmaßen darf, die damalige Zeit vorstellbar zu machen: „Es sich vorzustellen“ ist Anmaßung, man kann sich so was nicht vorstellen“¹¹⁴.

Darf man sich nun als Künstler, Architekt, Gestalter, als außenstehende Person, die nicht persönlich involviert war, die sich nur durch Recherche dieser Vergangenheit annähern kann, anmaßen, dieser Vergangenheit eine künstlerische, fassbare Form zu geben und einer Stadt, einem öffentlichen Raum seinen persönlichen Zugang zu einem kaum fassbaren, begreifbaren Thema aufzuzwingen?

Diese Problematik zeigt sich früher oder später bei jeder künstlerischen Annäherung, sei es durch Architektur, Mahnmäler, Denkmäler oder Kunst im öffentlichen Raum. Die Gefahr der Ästhetisierung, der persönlichen Überlagerung durch den Künstler, all diese Themen tauchen in diesem Diskurs auf und wurden bereits häufig diskutiert. Die Frage „Braucht Erinnerung einen formalen Anstoß“ ist eine zentrale in dieser Diskussion, lässt sich doch durch gerade dieses Unvermögen der Darstellung ein mehrheitlich minimalistischer Zugang zur Repräsentation des Gedenkens erkennen.¹¹⁵ Diesbezüglich sagt das Zitat von Robert Musil sehr viel aus: Es gibt nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre, wie ein Denkmal.¹¹⁶ Insofern steht die Annäherung von Jochen Gerz in seinen Projekten in Hamburg-Harburg und dem „unsichtbaren Mahnmal“ in Saarbrücken im Widerspruch zu dieser vielleicht doch nicht notwendigen Sichtbarkeit. In Harburg ist das Mahnmal verschwunden, in Saarbrücken besteht es aus den nicht sichtbaren Elementen der Pflastersteine. Gerz selber spricht von dem Verdrängten, dass uns durch

das Verdrängen verfolgt, von der Kraft des Abwesenden.¹¹⁷ Diese Unsichtbarkeit wird parallel allerdings mit Publikationen und Ausstellungen begleitet, Listen mit den Friedhöfen, die im Zuge der Forschung erstellt wurden, werden präsentiert und somit auf eine gewisse Art und Weise sichtbar gemacht. Man weiß Bescheid, es gibt allerdings augenscheinlich nichts zu sehen – wie im Fall in Saarbrücken, was ein besonderes Spannungsfeld der Unsicherheit und des Unwohlseins erzeugt.

„Meist vertreten Intellektuelle, Schreiber und Leser, die Meinung, man brauche kein Mahnmal, stattdessen eine Stiftung, Bücher, eine Architektur. Und ich bin ganz ihrer Meinung, absolut. Dies sind die wichtigsten Vermittlungsinstanzen der Erinnerung. Dennoch, und jenseits dieser abstrakten Überlegung, was denn nun ein Mahnmal repräsentiert, sollte man nicht vergessen, dass ein Mahnmal ein „Ding“ ist, ein „Ding“ in der Stadt, es ist ein Platz, ein Licht. So gesehen, glaube ich, dass eine konkrete Form wichtig ist, ein unsichtbares Mahnmal kann man nicht „erkennen.“¹¹⁸ Die Herangehensweise von Libeskind unterstreicht die vorab bereits erwähnte Wichtigkeit des „Kennzeichnens und Bezeichnens“. Die Frage, wie diese aber aussehen darf/kann und wer dies entscheiden sollte – ein Künstler/Architekt alleine in einer gewissen Kooperation mit einer Fachjury oder letztendlich die Menschen, für die dieser Platz da sein sollte – wird dadurch aber nicht beantwortet. Liebeskind spricht von der „sichtbaren Kunst der Architektur, dass sie uns das Unsichtbare zu Bewusstsein bringt“.¹¹⁹

Ich denke, dass er bis zu einem gewissen Grad Recht hat. Ob es nun Architektur, Gestaltung, Design ist – für welchen Überbegriff der visuellen Gestaltung man sich auch immer entscheidet – durch einen visuellen Ausdruck lässt sich mit Sicherheit eine Unzahl von Gefühlszuständen, Emotionen und Wahrnehmungen schaffen. Aber genau diese Unzahl, von der wir hier sprechen, zeigt parallel dazu die Schwierigkeit auf, für einen Themenbereich, der bei jedem Menschen ganz andere Assoziationen hervorruft und der so viele unterschiedliche persönliche Vergangenheiten und Zugänge impliziert, DIE eine Ideallösung zu finden und der Bevölkerung zur Verfügung zu stellen.

Art Spiegelmans „Mouse“ ist ein besonderes Beispiel für die Darstellung des Holocaust. Menschliche Protagonisten werden als Tiere dargestellt, die Nazis als Katzen, die Juden als Mäuse: „An das, was er verächtlich „Holo-Kitsch“ nennt, die realistische Darstellung der Vernichtung der Juden mit den Mitteln des Melodrams à la „Schindlers Liste“, war damals noch nicht zu denken. Denn auch darin liegt die Bedeutung Spiegelmans: „Maus“ brach als eines der ersten Kunstwerke mit dem Darstellungsverbot des Holocausts; sein Comic, so Spiegelman, sollte „weder zurückhaltend noch blutrünstig“ sein, womit natürlich eine nahezu unmöglich zu haltende Balance beschrieben ist.“¹²⁰ Durch das Verfremden eines Realismus¹²¹, das Erzeugen einer Parallelwelt wird die Grausamkeit gezeigt, ohne sie eigentlich zu zeigen, Spiegelman hat nicht den Anspruch, die Realität eins zu eins – was, wie bereits festgestellt gar nicht möglich ist, darzustellen. Auch im Theater und im Film gibt es die Thematik der Darstellung des Holocaust auf unterschiedlichste Art und Weise. Es lässt sich beobachten, dass, je realistischer diese Szenen nachgestellt und inszeniert werden, diese umso unglaubwürdiger werden. Hier ist unter anderem das Mittel der Abstraktion ein zielführenderer Weg. Ein Beispiel dafür ist das Bühnenbild des Stücks „Der Boxer“ aus dem Theater in der Josefstadt von Florian Parbs, in dem die Geschichte des Boxers Rukeli und sein Tod im Konzentrationslager dargestellt wird. Hier wird der schwere Boxsack, der nur an einer Stahlkette hängt, lebendig, weil er beweglich ist, gleichzeitig wird er damit zum Sinnbild für den Tod und das Grauen, indem er, ohne Spannung, gelöst am Boden liegt. Diese Übertragung von Leben und Tod in eine nicht direkt übersetzte Art der Darstellung, wirkt intensiver und stärker, als hier Schauspieler das Sterben spielen zu lassen.

Für mich tauchen diesbezüglich weitere Fragen auf: Wie viel persönlicher Zugang darf in einem Mahnmal für die Allgemeinheit stecken, und wo/wie wird hier die Grenze gezogen? Liebeskind schreibt: „Wichtig ist, dass das Mahnmal einen Horizont der Offenheit, des Denkens und des Sichtbaren konstituiert. Das ist sehr viel wichtiger als die Absichten des Architekten. Jedes Mahnmal enthält die Intentionen des Architekten oder des Künstlers, sie wohnen ihm inne.“¹²²

Genau das ist die große Herausforderung, egal ob bei einer künstlerischen Annäherung durch Mahn-/Denkmäler oder die geschichtsaufarbeitende Nutzung durch ein Museum oder ein Besucherzentrum: Auch wenn man mit seiner Gestaltung, mit seinem Konzept als Künstler oder Architekt selbstverständlich viel persönlichen Bezug zu diesem Projekt mitbringt – ein Thema wie der Holocaust wird nie „neutral“ oder „unpersönlich“ behandelt werden können – muss man es schaffen, diese Umsetzung so zu gestalten, dass für jeden anderen persönlichen Zugang Platz bleibt, Luft und Raum bleibt, um dort das, was der Rezipient sieht, mit dem was er persönlich fühlt oder denkt, vermischen zu können. Auch die Intention des Künstlers, sich mit solchen Orten oder dem Thema im Allgemeinen auseinanderzusetzen, wiegt schwer; es ist kein Thema, das der persönlichen Selbstverwirklichung dienen darf oder Zielen wie Karriere, Wettbewerbsgewinnen, einer Erweiterung des Portfolios oder der Medientauglichkeit des Themas unterliegen darf¹²³ bzw. der „Verwirklichung einer einzelnen Partikularmeinung dienen kann“.¹²⁴

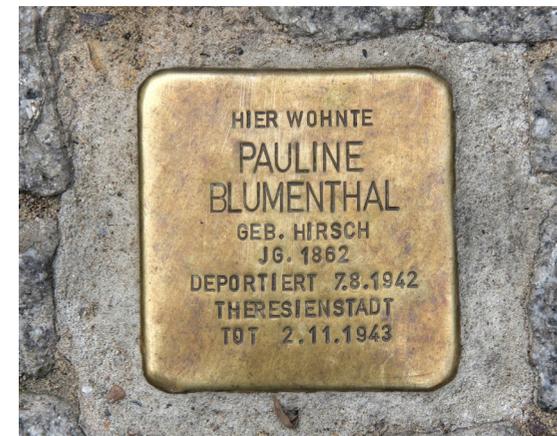
Den persönlichen Motiven werden innerhalb dieses Diskurses Vorwürfe verschiedenster Art gemacht. Ein sehr umstrittenes Projekt ist das Projekt der Stolpersteine, dem größten „dezentralen Mahnmal Europas“. Abgesehen davon, dass das Projekt inhaltlich diskutiert wird, werden dem Künstler Vorwürfe gemacht, einerseits nicht die fachliche Kompetenz für ein geschichtlich-bezogenes Projekt zu haben, andererseits gibt es den Vorwurf des Monopolcharakters und der falschen Motive: „Sobald seine Statistik Tausend Orte mit Stolpersteinen erreicht,

»werden wir bestimmt feiern«, soll er vergangenes Jahr angekündigt haben. Wer kann allen Ernstes zustimmen, dass Begriffe aus der Nazi-Terminologie und Unrechtsprechung wie »Gewohnheitsverbrecher« – selbst in Anführungszeichen gesetzt – ein NS-Opfer per Stolperstein ein weiteres Mal denunzieren? Einer, der so unsauber denkt und werkelt, dem kann man kein so wirkmächtiges Projekt anvertrauen...“¹²⁵. Die Frage nach dem Motiv der Auseinandersetzung ist im Zusammenspiel mit Projekten, die den Holocaust betreffen, vorsichtig zu behandeln, was stark mit den vielen unterschiedlichen miteinbezogenen beteiligten Gruppen zu tun hat und mit der Möglichkeit der Missinterpretation eines respektvollen Umgangs mit Opfern und Überlebenden.

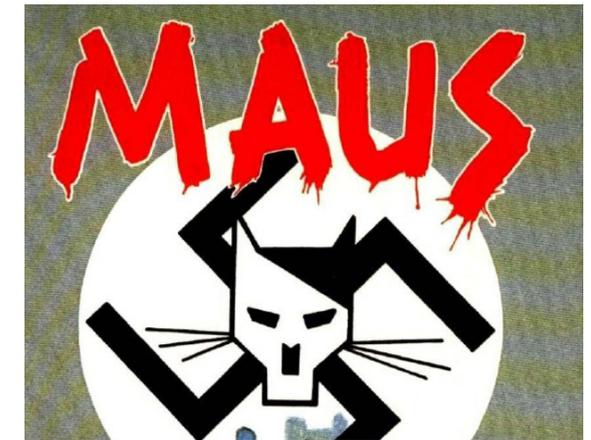
„Ich glaube, dass die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Thema sehr gut und sehr wichtig ist. Ich glaube aber auch, dass der Diskussionsprozess, der diese künstlerische Auseinandersetzung dann tatsächlich ermöglicht und trägt, ein breiterer sein muss, als dass der Grundeigentümer ja sagt und irgendjemand sagt ich habe ein tolles Konzept, das heißt nicht, dass alles in der von mir schon genannten permanenten basisdemokratischen Diskussion mit einfacher oder qualifizierter Mehrheit entschieden werden muss, aber es muss trotzdem mehr sein als „Ich hab’ was, ich möchte was, und das wär doch so super geeignet, darum wird das da hin gestellt“¹²⁴. Dass es Basis und Inhalte für dieses „Mehr“ gibt und hier nach oben noch viel Spielraum da ist, erkennt man bei der Betrachtung der aktuellen Gedenkarbeit und der erinnerungsbezogenen Kunst in Österreich, die sich weiter entwickelt, wo aber durchaus noch mehr möglich sein kann.



3 Gerz, Hamburg Harburg



6 Stolpersteine



4 Spiegelman "Maus"



5 Martin Krenn "Offener Brief"

Vier

«Wo Unrecht zu Recht wird,
ist Widerstand Pflicht»

*Bertold **Brecht***



Status Quo

Die Unorte im Jahr 2016

4

Viertes Kapitel
Status Quo

Welche Arten des Umgangs gibt es heute, wo sind diese Orte und wie sind sie. Eine Bestandsanalyse.

Es gibt in Österreich über 40 ehemalige Außenlager des Konzentrationslagers Mauthausen. Deren heutige Nutzung, den Umgang mit ihnen und die verschiedenen Akteure, die in diesem Diskurs eine Rolle spielen – sozusagen den Blickwinkel, aus oder mit dem man diese Orte betrachtet – miteinander zu vergleichen, erzeugt ein großes Spannungsfeld an Herangehensweisen, Denkansätzen, Vorstellungen, Erwartungen und Lösungsprozessen.

Es ist beeindruckend zu sehen, auf welche unterschiedliche Arten Plätze mit einer sehr ähnlichen, verbindenden Geschichte heute in einen Ort eingebettet werden oder sind und welche Nutzungsmöglichkeit man diesen besonderen Räumen heute zutraut oder auch zuspricht. Vergleicht man die aktuelle Situation in Österreich, so entdeckt man eine Vielzahl an möglichen Zugängen zu diesem Thema. Dies beginnt bei der Verortung des jeweiligen Geländes – die Nähe zum urbanen oder ruralen Raum spielt eine enorme Rolle – und geht bis hin zur Verantwortlichkeit für das Grundstück oder auch dem marketing-gestützten Versuch, die eigene Gemeinde durch die ins Umgekehrte gewandelte belastende Vergangenheit historisch-kulturell aufzuwerten. Man entdeckt ein heterogenes Konglomerat an Lösungs-, Bewältigungs- und Annäherungsansätzen. Diese überschneiden sich selbstverständlich in manchen Bereichen, es gibt aber auch Probleme oder Themen an den einzelnen Orten, die es so an keinem anderen vergleichbaren Ort gibt, dementsprechend divergent sind die applizierten und gefundenen Umsetzungen/Beteiligungen/Lösungsvorschläge, was für den Diskurs zu solchen Plätzen meiner Meinung nach enorm bereichernd und

fördernd wirkt. Im folgenden Kapitel wird ein Überblick über die Ist-Situation in Österreich gegeben und analysiert, welche Faktoren die heutige (Nicht-)Nutzung auf welche Art und Weise beeinflussen, und versucht, ein System zu finden, um diese Wege zu kategorisieren und bewerten zu können.

Obwohl diese Plätze sehr unterschiedlich oder gar nicht genutzt werden und ganz besondere unterschiedliche Eigenschaften haben – Stadt/Land, in privater Hand/öffentliches Eigentum etc. – haben sie doch eines gemeinsam: die nachwirkende Vergangenheit und die grausame Funktion, die ihnen durch die Nutzung der Nationalsozialisten aufoktroyiert wurde. „Die historische Belastung dieser Orte steigt mit der Unaufgeklärtheit und mit der Ungesühntheit der Verbrechen. Die historische Belastung liegt dann schwer auf dem kommunikativen Gedächtnis; sie blockiert die lebendige Kommunikation über die Ereignisse und hüllt den Tat-Ort in die mystische, von Sprechtabu umgebene Aura des geheimnisumwitterten, unaufgeklärten und ungesühnten Verbrecherortes. Wir vermuten, dass die Zahl dieser Tat-Orte unübersehbar groß ist; nur eine kleine Anzahl davon ist der Öffentlichkeit bekannt und nur eine Minderheit der bekannten Tat-Orte ist Gegenstand kommunikativer Erinnerung“.¹²⁶ Um dieser Tabuisierung entgegenzuwirken, ist die Konfrontation und Aufarbeitung dieser Räume enorm wichtig. Passiert dies nicht, werden sie unnutzbar, zu einem blinden Fleck in der Struktur eines Ortes. Daher kann es nicht das Ziel sein, diese Räume verschwinden zu lassen, viel eher sollten sie so rasch wie möglich aktiv

wieder in das örtliche Leben integriert werden. Durch ihre gemeinsame Geschichte und die daraus resultierende ehemalige Funktion als nationalsozialistische Konzentrationslager haben diese Räume eine starke, verbindende Gemeinsamkeit. Betrachtet man die Orte im Geiste von Michel Foucault, zeigt sich, dass sich Konzentrationslager – ähnlich wie Gefängnisse auch – zu den von Foucault typisierten Heterotopien zählen lassen (Anmerkung: kurz zusammengefasst steht die Heterotopie für die realisierte Utopie). Das führt dazu, dass sich diese Räume sehr stark von ihrer Umgebung abheben und ihnen eine starke visuelle und spirituelle Ausstrahlung verleihen. Foucault zählt eine Reihe von Eigenschaften auf, die uns helfen, Heterotopien zu definieren und zu entdecken. Ich denke, das Eingliedern der Typologie Konzentrationslager zu Heterotopien erleichtert das Verständnis der Wirkung und Funktion dieser Orte in den Jahren 38-45, aber auch ihrer starken Ausstrahlung und Wirkung im Jahr 2016. Diese Zuordnung hilft, die Besonderheiten dieser Plätze besser zu verstehen und bewerten zu können.

1. „En générale, l'hétéotopie a pour règle de juxtaposer en un lieu réel plusieurs espaces qui, normalement, seraient, devraient être incompatible.“¹²⁷

"The heterotopia is capable of juxtaposing in a single real place several spaces, several sites that are in themselves incompatible."

Inmitten eines klassisch gewachsenen Gefüges eines Ortes oder einer Stadt wird eine Anlage hingebaut, die gegen alles gerichtet ist, was die Würde und die Rechte eines Menschen schützt und widerspiegelt. In den 30ern war die europäische Gesellschaft mittlerweile doch an einem Punkt angelangt, an dem ein sehr aufgeklärtes und liberales Weltbild vorherrschte. Themen wie Freiheit, Selbstverwirklichung, Gleichberechtigung etc. wurden zwar bei weitem nicht so fortschrittlich behandelt und umgesetzt wie heute, spielten aber bereits eine wichtige Rolle. Die menschenverachtenden Gesetze, Strukturen und Umgangsformen, die im System eines Konzentrationslagers angewendet und gelebt wurden, konterkarierten all diese Errungenschaften der modernen westlichen Kultur und

stellten dieser somit eine Parallelwelt entgegen, in der andere, veraltete und völlig unmenschliche Gesetze gelebt und Gepflogenheiten zelebriert wurden. Parallel existierten also zwei Welten: die reale und – man könnte fast sagen – eine völlig surreale – im schlechtesten Sinne des Wortes, was durch die Unvorstellbarkeit dieser Realität, in der die Bevölkerung rein willkürlich bzw. nach willkürlich festgelegten Maßstäben klassifiziert wurde, bedingt war. Diese Parallelwelten waren Bestandteil der Funktionalität des totalitären Regimes der Nazis. Das Schaffen eines Feindbildes diente als typischer Ansatz dieser Politik. Durch Konzentrationslager konnte die Zweiteilung und die Parallelität innerhalb der Bevölkerung ermöglicht werden.

2. „... des hétérotopies de déviation: c'est à dire que les lieux que la société ménage dans ses marges, dans les plages vide qui l'entourent, sont plutôt réservés aux individus dont le comportement est déviant par rapport à la moyenne ou à la norme exigée. De là les maisons de repos, de là les cliniques psychiatriques, de là également, bien sur, les prisons.“¹²⁸

"...heterotopias of deviation: those in which individuals whose behavior is deviant in relation to the required mean or norm are placed. Cases of this are rest homes and psychiatric hospitals, and of course prisons."

Die Konzentrationslager halfen den Nationalsozialisten zu differenzieren und einen Bruch in der Gesellschaft zu schaffen: vermeintliches Gut gegen vermeintliches Böse, es gelang Feindbilder zu kreieren. Ins Konzentrationslager musste nach nationalsozialistischer Definition jemand, der „andersartig, unarisches und entartet“ war, egal, ob dies durch seine/ihre Religion, politische Einstellung oder biologisch begründet wurde. KZs waren ein Platz für Menschen, die im Sinne der nationalsozialistischen Gesinnung anders als die Machthabenden waren, wie Foucault schreibt, „deviant par rapport à la moyenne ou à la norme exigée“. Diese zugeschriebene Funktion der Trennung und Abgrenzung ist bei einigen dieser Verbrechensorte

auch heute noch spürbar, sei es durch ihre massive, abschottende Architektur oder den Zaun, der sie umgibt.

3. „... les hétérotopies ont toujours un système d'ouverture et de fermeture qui les isole par rapport à l'espace environnant. En générale, on n'entre pas dans une hétérotopie comme dans un moulin, ou bien on y entre parce qu'on y est contraint...“¹²⁹

Heterotopias always presuppose a system of opening and closing that both isolates them and makes them penetrable. In general, the heterotopic site is not freely accessible like a public place. Either the entry is compulsory...“

Auch diese Definition unterstützt die Zuordnung der Konzentrationslager zu Heterotopien. Niemand war freiwillig Insasse eines Konzentrationslagers, und der Raum, der das Konzentrationslager formte, war klar durch eine Mauer bzw. einen Zaun vom Rest des Ortes abgegrenzt. Wie A. Baumgartner im Interview betonte: „Und wie hätte ich mich damals verhalten, wenn mir dieses Lager vor die Nase geklotzt worden wäre, ohne jede Art von Mitsprache – eh klar – und wie hätte ich mich bzw. auf welcher Seite des Zauns wäre ich gestanden?“¹³⁰ Es gibt eine eindeutige, deutliche Grenze, ein Bauwerk, das, vereinfacht gesagt, über Leben und Tod, über die eigene Zukunft entscheiden konnte. Eine bauliche Grenze wurde errichtet, die ein klares Machtsymbol des NS-Regimes war und die nicht nur den räumlichen Ort als solchen trennte, sondern auch eine spürbare Trennung der Gesellschaft in vermeintlich lebenswerte Individuen und die, die es laut Nationalsozialisten nicht waren, vollzog.

Durch diese Analyse im Geiste Foucaults lässt sich bereits erkennen, wie schwierig und komplex das Thema der Nachnutzung ist. Die Charakteristik der Heterotopie erklärt und begründet die Ambivalenz, die sich gegenüber diesen Orten entwickelt hat. Sie sind schwer fassbar, geprägt durch eine surreal anmutende, weil kaum vorstellbare Vergangenheit. Was darf passieren, wer entscheidet, was passiert, und welche Faktoren beeinflussen die heutige

Nutzung dieser Gelände? Um diese Fragen zu beantworten, muss man zuallererst den aktuellen Status quo der Nachnutzung in Österreich festhalten und hinterfragen, welche Faktoren/Themen in diesem Diskurs eine Rolle spielen. Dann eventuell kann man diese ambivalente Position überwinden und sich auf dies Plätze einlassen.

4.1. FAKTOREN, DIE BEI DER ANALYSE DER HEUTIGEN NUTZUNG ZU BEACHTEN SIND

DER ZUGANG ZUM ORT DURCH DIE GEMEINDE UND SEINE SICHTBARKEIT

– der bedachte/bewusste Zugang: **Bewahrung und Aufarbeitung, Konfrontation, Integration in den Ort**
– der unbewusste/vermeidende Zugang: **keine thematisierung, Tabuisierung**

Der Zugang zum Thema der „eigenen Vergangenheit“ innerhalb der Gemeinde/der Stadt variiert sehr stark und ist durchaus auch abhängig von der politischen Führung. Diese Varianz findet aber nicht nur von Ort zu Ort statt, sondern lässt sich auch im Wandel der Zeit ablesen. Wie im Kapitel zum Gedenken in Österreich schon behandelt wurde, gab es einen großen Wandel in der Positionierung und im aktiven Ausleben des Gedenkens in Österreich. Direkt davon abhängig war der Umgang mit den „belasteten Orten“. War die Traumatisierung nach 1945 noch so groß, dass eine Konfrontation mit der Thematik eher noch unvorstellbar war, ist man sich der Notwendigkeit der Auseinandersetzung heute aber im Großteil aller betroffenen Gebiete bewusst, außerdem wird sie von verschiedenen Parteien und Gruppen gefördert, zusätzlich gibt es auch politisch gesehen vom Ausland eine diesbezügliche Erwartungshaltung. Aber genau diese Traumatisierung in der Nachkriegszeit führte dazu, dass gewisse Räume die Nutzung bekommen haben, die sie heute noch haben und die weit entfernt von einem bewussten Umgang mit dem Ort ist, wie sich dies zum Beispiel anhand von Gusen, Wiener Neudorf oder auch der Hinterbrühl ablesen lässt: Hier wurden sofort nach Kriegsende Neunutzungen entschieden, die die Vergangenheit ausmerzten – so geschehen in Gusen, wo

Einfamilienhäuser auf dem KZ-Gelände gebaut wurden, oder es wurde eine Nutzung angedacht, wie in Wiener Neudorf, die den wirtschaftlich orientierten Zweck der Arbeiterlager aufgriff und weiterführte.

Prinzipiell lassen sich zwei Annäherungen erkennen: Einerseits der bewusste Zugang. Man ist sich der Vergangenheit und der Rolle des Ortes während des NS-Regimes in Österreich bewusst, versucht dieses vergangene Kapitel aufzuarbeiten und kennzeichnet den Ort. Die Art der Kennzeichnung variiert sehr stark, das kann durch ein Mahnmal, eine Gedenkstätte oder eine imposante, das Ortsbild visuell stark beeinflussende Art und Weise, das heißt durch eine andere „aufarbeitende“ Nutzung, wie zum Beispiel ein Museum, geschehen. Ein Beispiel dafür ist die Umwandlung der Zwangsarbeiter-Stollen und des KZs in Steyer. Hier wurde in Zusammenarbeit von dem Architekten Bernhard Denkingen und dem Historiker Bertrand Perz ein Vermittlungskonzept gestaltet, der Raum inszeniert. Dies ist eine besonders große Geste, eine starke Maßnahme, die eher selten passiert. Diese visuelle Kennzeichnung hingegen passiert mittlerweile in fast allen Orten, die Teil der Mauthausen-Struktur waren und so zu einem Schauplatz der NS-Verbrechen wurden, ist aber in ihrer Ausprägung sehr unterschiedlich. Besonders seit den 90er Jahren lässt sich ein Angsteigen dieser bewussten Herangehensweise erkennen. Auch wenn dieser bewusste Umgang grundsätzlich etwas Gutes ist, so hat er trotzdem einige Graubereiche, die ich problematisch sehe. Einerseits zählt die später noch aufgegriffene Thematik der Verantwortlichkeit dazu: Wer trägt die Gedenkarbeit im Ort? Andererseits gilt es die Art und Weise der Kommunikation und Positionierung des Gedenkortes genau zu betrachten. Auch, oder gerade, heute ist der bewusste Umgang in Gefahr, instrumentalisiert zu werden. Andererseits kann diese Instrumentalisierung auch positiv genutzt werden: „...wenn die Nationalratspräsidentin in Schas an der Rodel eine Rede hält, wird der Bürgermeister dieser wunderschönen Gemeinde befinden 'Ah so schlecht kann das nicht sein', und sobald die Nationalratspräsidentin kommt, muss er auch hingehen. Dann kann er nicht im Gemeindeamt sitzen bleiben und schmollen.“¹³¹ Durch die Nutzung

solcher Gedenkortes seitens der Politiker als Zweck der Verantwortlichkeitsrepräsentation kann man auch weitere Politiker dazu motivieren teilzunehmen und sie in Zugzwang bringen.

Die andere Art der Annäherung ist eine „unbewusste, verdrängende“ Nicht-Annäherung. Man weiß zwar über die Vergangenheit Bescheid, unternimmt aber nichts, um diese Vergangenheit und ihre Konsequenzen ins Bewusstsein der Bevölkerung zu holen, unternimmt hingegen sogar noch Maßnahmen, um diese Vergangenheit zu verschleiern oder gar verschwinden zu lassen. Dies war die gängige Methode direkt nach der Befreiung Österreichs. Optimismus und Zukunftsorientierung waren die Schlagwörter der Stunde, die Bereitschaft, Ehrlichkeit und nötige Distanz, sich mit den Plätzen zu beschäftigen, waren nicht gegeben, auch die Relevanz dieser Aufarbeitung für die Gesellschaft und unseres Ansehens nach außen wurde teilweise nicht erkannt. In einigen wenigen Orten zieht sich diese Herangehensweise noch bis heute durch, hier steht das bereits erwähnte Beschweigen eines Ortes als Methodologie im Vordergrund: „Über diesen Ort und über das Geschehene, an das man sich (zunächst) schmerzhaft deutlich erinnert, wird also nicht gesprochen. Das Tabu erstreckt sich auch auf die Symbolisierung. Dieser Ort wird also auch nicht im Fremdenverkehrsprospekt bebildet, er wird an den Straßen nicht beschildert und ist in keiner Karte eingetragen. In der Übereinkunft über das Tabu konstituiert sich das Areal als ein mit einer Schweigemauer umgebener symbolischer Ort, als ein Ort der Bitte-nicht-daran-rühren-Erinnerung.“¹³² Diesbezüglich ist zu ergänzen, dass dieses Bebilden, oder Nicht-Bebilden auf Webpages, in Chroniken etc. auch bei Gemeinden mit einem sehr bewussten Zugang oftmals nicht passiert und nicht als klarer Aspekt der Vergangenheit kommuniziert wird.

Die Gründe für diese Tabuisierung und die Abwendung von Gedenkarbeit sind vielseitig: fehlendes Bewusstsein/ Interesse für die Vergangenheit, Angst vor kontroversen Diskussionen innerhalb der Bevölkerung und dem möglichen Verlust von Wählerstimmen oder politische Ausrichtungen, die mit einem konfrontativen Umgang

nicht vereinbar sind. Problematisch an der verschleiern den Annäherung ist, abgesehen von dem fehlenden Bewusstmachen und der verdrängten Konfrontation mit der eigenen Vergangenheit, das Entziehen der Orte aus dem öffentlichen Raum und das Zerstören von „räumlichen Zeitzeugen“. Eine Vielzahl der Grundstücke, die unter Hitler Teil des Systems wurden, gingen 1945 in Privatbesitz über und wurden dementsprechend genutzt – als Fläche für Einfamilienhäuser oder als Industriegrundstücke. Heute, wo die Konfrontation mit diesen Plätzen notwendig ist und gelebt wird – in welchem Ausmaß auch immer – wird es schwierig, diese Orte zu nutzen, da sie nach wie vor in Privatbesitz sind. Durch das Abreißen des architektonischen Bestands wurde zwar das Ziel erreicht, die Plätze visuell verschwinden zu lassen, allerdings wurde somit die Möglichkeit der wissenschaftlichen und emotionalen Aufarbeitung genommen. Durch die Privatisierung und Verschleierung der Außenlager-Grundstücke verschwand die Thematik der „grausamen Vergangenheit“ fürs erste aus dem Ortsbild und dadurch auch aus den Köpfen der Bevölkerung. Gleichzeitig entkoppelt es den Ort allerdings nicht seiner Vergangenheit.

Die Art und Weise der Annäherung ist stark verknüpft mit der politischen Ausrichtung eines Ortes: „Eigentlich kann man da vier Typen darstellen, es gibt die, die es eigentlich inhaltlich unterstützen, dass es Gedenkarbeit gibt, die das wichtig finden, die sich aber nicht trauen, weil sie Angst haben, Stimmen zu verlieren oder nicht wieder gewählt zu werden. Hier sehe ich die Analogie zum Flüchtlingsthema heute auch, da gibt's genau diese vier Typen von Politikern. Dann gibt's aber auch die, die das nicht wichtig, wenig interessant oder sogar verzichtbar oder unnötig finden, es aber trotzdem unterstützen, weil sie wissen, es gibt da eine sehr sehr große Gruppe und auch wichtige Gruppe in der Bevölkerung, die das wichtig findet, deswegen verhindern sie Dinge vielleicht nicht oder unterstützen sanft solche Initiativen und Projekte. Dann gibt es natürlich auch die Geradlinigen, vollkommen Überzeugten, die es wichtig finden und daher unterstützen, diesen Typus von Lokalpolitikern gibt's auch, und dann gibt's natürlich immer noch, und das sehen wir bei ganz vielen Lokalgruppen in Österreich, Bürgermeister,

Regionalpolitiker, die von der anderen Seite ganz einfach kommen. Die mit Gedenkarbeit nichts am Hut haben, die meinen, es ist lange vorbei, man braucht darüber nicht mehr reden, oder man sollte eigentlich nie darüber reden, oder die selber befangen sind, weil sie Nachfahren von Tätern sind. Und das ganz genau wissen, dass sie Nachfahren von Tätern sind. Es gibt sogar Orte, wo der Großvater in der Nazi-Zeit der Bürgermeister war, Erschießungen vertuscht hat usw., also diese Bandbreite von Politikern gibt's in ganz Österreich auch heute noch, wobei die Letzteren zum Glück immer weniger werden.“¹³³. Diese Abhängigkeit der Gedenkarbeit vom politischen System und das dadurch entstehende ungleiche Machtverhältnis beim Treffen von Entscheidungen ist einer der großen bremsenden Faktoren im Weitertragen und Leben von Gedenken. Persönliche Projekte, die aus einer durch die Bevölkerung getragenen Initiative entstehen, können teilweise nicht umgesetzt werden, weil die zuständigen Politiker daran kein Interesse haben oder darin keine persönlichen Vorteile erkennen können und sie ausbremsen. Dabei sollten gerade die eigenständig entstehenden Projekte gefördert und unterstützt werden, da sie das Weiterbestehen von Gedenken innerhalb der Bevölkerung mittragen können und so eine bestimmte Reichweite erzielt werden kann.

RAUMPROGRAMME UND NUTZUNG HEUTE

Die Schwerpunkte im Umgang mit den belasteten Orten sind das Erinnern, das Bewahren und das Aufmerksam machen. All das sind Punkte, die eine enorme Brisanz aufweisen, da das „Nicht-Vergessen“ nicht passieren darf. Es sind Aspekte der Annäherung, die logisch erscheinen, geht es doch um den Umgang mit einem Geschehnis, das mittlerweile 70 Jahre in der Vergangenheit liegt: Der museale, bewahrende Ansatz liegt somit nahe, ist es doch ein Ansatz, der universell und selbstverständlich im Umgang mit vergangenen Ereignissen scheint. Die Geschichte und diesbezügliche Fakten zu kennen, ist wichtig dafür, dass dieses Wissen in der heutigen Gesellschaft weiterlebt und wirkt, dass daraus Erkenntnisse gezogen werden. Die Vermittlung dieses Wissens und der Transport desselben ist somit die Basis für eine Transformation damaliger Themen in das Heute und Schlüsse, die aus dieser Transfor-

[60]

mation gezogen werden können. So erscheint es logisch, dass viele dieser Plätze, Gebäude und Orte, mit denen bewusst umgegangen wird, heute eine reine Gedenkfunktion haben. Es gibt Denk- und Mahnmäler, Museen, in denen die Geschichte aufgearbeitet und weitergegeben wird, oder auch Bildungseinrichtungen wie Bibliotheken. Der Hauptaspekt ist das Nichtvergessen, der edukative Aspekt wird betont, Wissensvermittlung passiert. In diesem Zusammenhang spielt auch das Mauthausen Komitee mit seiner vermittelnden und fördernden Aufgabe eine große Rolle.

Das sind Funktionen, die wichtig sind und die ihre Berechtigung haben, es sind Funktionen, die gebraucht werden, um diesen Wissenstransfer und den respektvollen Umgang – auch im Sinne von Gedenken – an diesem Ort leben zu können. Ich sehe diese Art der Nutzung aber als nicht ganz unproblematisch: Durch Raumprogramme wie das eines Museums oder einer Mahnmalanlage gibt es meines Erachtens das Problem der Separation der Gesellschaft. Nur ein Bruchteil der Bevölkerung ist geschichtlich oder politisch so sehr interessiert, dass das Interesse, sich mit diesen Orten auseinanderzusetzen und sie aufzusuchen, als Beweggrund genügt, um eigeninitiativ eine Auseinandersetzung mit diesem Raum zu starten und die zur Verfügung gestellten Strukturen und Programmationen wie ein Museum oder ein Mahnmal zu nutzen und zu besuchen. Schüler kommen im besten Fall im Rahmen des Unterrichts mit diesen Plätzen in Berührung, aber der Durchschnittsbürger hat, wenn er es nicht explizit wünscht und anstrebt, sehr wenig mit diesen Orten zu tun.

Häufige aktive Nach-Nutzungen

- Gedenkstätte
- Mahnmal
- Museum
- Bibliotheken und Archive

Nichtaktive Nachnutzungen: Leerstand, brachliegend, abgerissen und überbaut

Ziel sollte es sein, nicht nur zu bewahren, sondern Brücken zu schlagen, die helfen, das weit in der Vergangen-

heit liegende Thema ins Hier und Jetzt zu transportieren und diese Orte so zu gestalten, dass sie nicht nur von einem Bruchteil der Bevölkerung besucht werden, sondern Berührungspunkte für die Mehrheit schaffen.

Die Art der Nachnutzung stellt sich nicht nur im Zusammenhang mit den ehemaligen Außenlagerflächen, sondern generell in der Analyse der Bauten der Nationalsozialisten. Mit sehr gegensätzlichen Ansprüchen stehen sich die beiden Seiten, „bewahrende, ausgrenzende, erhaltende Herangehensweise“ und die der „integrierenden Neunutzung“ gegenüber. Ich denke, dass beide Haltungen mit gewissen Problematiken verbunden sind, sehe aber in der bewahrenden, erhaltenden Herangehensweise grundsätzlich die größere Problematik. Orte werden aus dem allgemeinen Funktionsprogramm einer Gegend herausgenommen, nutzlos gemacht, abgeschottet und präserviert, da sie in einer Zeit entstanden sind, mit der sich kein Europäer heute noch identifizieren wollen und können sollte. Dass mit diesen Räumen sehr bedacht und behutsam umgegangen werden muss, steht außer Frage. Dass man sie aber für die kommenden Jahrhunderte unnutzbar werden lässt und aufgrund ihres Entstehungskontextes tabuisiert, ist meiner Meinung nach allerdings der falsche Ansatz. Viel wichtiger ist es, diesen Räumen die Möglichkeit zu geben, Platz für notwendige und gesellschaftspolitische Weiterentwicklung und Zusammenspiel unterschiedlichster Gruppen zu werden. Gerade durch ihre Vergangenheit und die Aspekte, die wir aus der Vergangenheit lernen und mitnehmen, können oder müssen sie wieder besser und stärker in die Nutzung einer Stadt/eines Ortes integriert werden und dürfen nicht von, wie Augé sie bezeichnet, unbelasteten „Nicht-Orten“ – wie Supermärkten, Wohnsiedlungen, Gaststätten – überlagert und verdrängt werden, so wie es teilweise der Fall ist¹³⁴, denn dies trägt zur Verdrängung der Vergangenheit des Ortes bei. Doch, was kann die ideale Funktion dieser Un-Orte sein? 2015 wurde, als Reaktion auf die Massen der Flüchtenden durch die Syrien-Krise, ein Teil des KZs Buchenwald als Unterkunft für die flüchtenden Menschen zur Verfügung gestellt. Politiker und Historiker sprachen sich vehement gegen diese Art der Umnutzung aus. Als Grund wurde unter anderem die Tatsache, es sei ein

[61]

historisch belasteter Ort, genannt.¹³⁵ Doch gerade diese schwierige und belastende Vergangenheit sollte einen Raum nicht disqualifizieren, als Lösung (auf Zeit) in einer neuen schwierigen und belastenden Situation zu dienen. Die Tatsache, dass der Ort, der damals unzähligen Menschen das Leben gekostet hat, heute im Gegenzug anderen Menschen durch Schutz und Sicherheit das Leben retten kann, bedeutet ja nicht, dass seine geschichtliche Vergangenheit ausgelöscht, vernichtet oder missachtet wird. Ich denke, dass diese neue Funktion den Raum in seiner Wichtigkeit betonen und die geschichtliche Relevanz für unsere heutige Gesellschaft gut transportieren kann. Konzentrationslager sind zwar ein Symbol, ein visuelles Überbleibsel aus einer Zeit der Unterdrückung durch ein faschistisches System, das in keinster Weise zu unterstützen oder gutzureden ist, aber durch genau dieses Symbolik werden die Plätze tabuisiert. Man könnte diese Nachnutzung durchaus auch als Möglichkeit sehen, eine neue Symbolik zu schaffen. Eine Symbolik für Menschlichkeit, Zivilcourage und ein friedliches, menschliches Miteinander. Dass sich das Lager durch seine Lage und Infrastruktur möglicherweise nicht als Unterkunft für flüchtende Menschen eignet, mag sein, und sollte als Argument auch gehört und dementsprechend bewertet werden, nichtsdestotrotz sind dies und die Geschichte des Ortes zwei unterschiedliche Bereiche, die auch unterschiedlich beleuchtet und hinterfragt werden müssen.

Ein Ort, der zwar kein KZ Außenlager, aber ein imposanter Bau der Nationalsozialisten in Deutschland war, ist die Ferienanlage Prora. Dieser Ort durchläuft seit mehreren Jahren die unterschiedlichsten Arten der Nachnutzung und ist somit wichtiger Beitrag in der Diskussion um den Umgang mit ehemaligen Nazi-Schauplätzen. Auf der einen Seite gibt es das Museum und die dazugehörigen Einrichtungen wie Ateliers und Cafés, die das Gelände beleben sollen. Andere Blöcke der vier km langen Anlage wurden verkauft und werden aktuell zu Luxusapartments umgebaut. Diesen Ansatz finde ich persönlich viel fragwürdiger als die Nachnutzung eines Konzentrationslagers für Flüchtlinge, denn Luxusapartments stehen letztendlich einem Bruchteil der Gesellschaft zur Verfügung und fungieren nicht als Basiselement für Gemeinsamkeit

und sozialen Zusammenhalt, sondern als separierende, private Communities, die den Unterschied zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten betonen und verstärken, anstatt dagegen anzukämpfen. Ähnlich und sehr aktuell ist die Diskussion bezüglich des Umgangs mit dem ehemaligen Geburtshaus von Adolf Hitler in Braunau. Zwar ist es kein Schauplatz der NS-Verbrechen, aber ein Ort, der ebenso wie die ehemaligen KZ-Flächen viel diskutiert ist und zu dem es eine große Bandbreite an Diskussionen gibt. Dass es Fälle gibt, in denen man keine maßgeschneiderte, 100 % passende Lösung finden wird, zeigt sich hier an den Statements diverser beteiligter Wissenschaftler und Entscheidungsträger, die von „Es gilt wohl, einen gangbaren Weg zwischen Verleugnen der Vergangenheit und Überbewertung des Hauses zu finden. Ein Abriss käme dem Versuch gleich, eine unangenehme historische Stätte und die damit verbundenen Implikationen verschwinden zu lassen“¹³⁶ bis zu „Das Hitler-Geburtshaus hat für ein demokratisches Österreich keinerlei historischen Wert. Es lädt nur zu einem Personenkult ein. Daher wird es, solange es steht, eine Attraktion für (Neo-) Nazis sein. Gerade solchen Entwicklungen wollen wir von _erinnern.at_ entgegenwirken. Ich halte daher einen Abriss für die beste Lösung, auch um zu zeigen, dass es für den Nationalsozialismus in unserem Land keinen Platz gibt.“¹³⁷ reichen. Wissenschaftler unterschiedlichster Sparten schaffen es nicht, sich hier auf einen Konsens des richtigen Umgang zu einigen, doch die Diskussion an sich ist bereits ein wichtiger Motor, selbst wenn sie nicht unmittelbar zu einer Lösung führt. Dass diese Diskussion nochmals erheblich vielschichtiger wird, sobald es sich um ehemalige Schauplätze der Verbrechen der Nationalsozialisten – sprich um Konzentrationslager – handelt, erscheint dadurch logisch. Dass es in der Art der Bewertung einen Unterschied macht, ob die Rede nur von „Nazibauten“ oder von einem Vernichtungslager ist, ist klar.

RURAL ODER URBAN

Die Standorte der KZ-Außenlager sind in ganz Österreich verteilt. Einige der Schauplätze befinden sich in sehr ländlichen Gebieten, andere Orte sind stark gewachsen und haben einen eher urbanen Charakter. Dies spielt insofern eine Rolle, als sich sowohl die systemischen als

auch die infrastrukturellen Gefüge und Strukturen zwischen Stadt und Land stark unterscheiden und auch die gesellschaftliche Systematik – wer hat mit wem wie viel zu tun, wie sehr stehen Menschen in persönlichem Kontakt oder führen ein individuelles, aber eher isoliertes Leben – anders funktioniert. Diese politischen und sozialen Aspekte haben einen großen Einfluss auf die Art und Weise, wie Gedenken innerhalb eines Ortes gelebt wird, aber auch wie Gedenken ermöglicht wird. Nichtsdestotrotz lässt sich die Tendenz erkennen, dass viele kleine Gemeinden mit zwischen 5.000 und 8.000 Einwohnern heute Standorte ehemaliger Außenlager sind, die durch ihre Lage an Verkehrsknotenpunkten oder andere „positive Standortfaktoren“ als geeignete Konzentrationslagerflächen ausgewählt wurden.

Auch die Dichte innerhalb eines Ortes variiert stark, das Gefälle von Stadt zu Land ist hoch. Die Wahrscheinlichkeit, mit einem Grundstück, das als Schauplatz des NS-Regimes fungierte, direkt in Berührung zu kommen, ist – gegeben durch die Verdichtung im urbanen Raum – höher als in einer ländlichen Ortschaft, wo die Möglichkeit, mit diesen Grundstücken soweit wie möglich aus dem zentral belebten Raum auszuweichen, viel höher war und ist.

Betrachtet man die Entwicklung von Gedenk-Projekten in Österreich, besonders die der „medienwirksamen“, ergibt sich der Eindruck eines großen Stadt-Land-Gefälles. Wien erledigt einiges an Gedenkarbeit stellvertretend, zumindest war es lange Zeit so. „Die Stadt – das war und ist für viele noch immer gleichbedeutend mit der politischen Gesellschaft. Die Polis konstituiert sich als Bürgerverband mit einer konzentrierten politischen Kraft. (...) Schon hier also zeichnet sich der Städter nicht nur durch seine Anwesenheit an einem bestimmten Ort aus, sondern durch ein spezifisches Verhalten, das grundlegend ist für den Anspruch, Städter zu sein.“¹³⁸ Hat die Stadt mehr Platz für Gedenkarbeit, kann genau diese Gedenkarbeit leichter in der Dichte verschwinden und weniger auffallen, und wird daher nicht so kritisch betrachtet? Vielleicht liegt die Antwort in der Tatsache, dass an ländlich gelegenen Gedenkortorten der persönliche und familiäre Bezug oft häufiger

gegeben ist, Menschen haben ihre Kindheit spielend auf den Ruinen verbracht.¹³⁹ Die Menschen haben dadurch einen anderen Bezug zum Raum – eventuell auch ein anderes Verantwortungsgefühl diesem gegenüber – als in einer Stadt, wo die Bevölkerungsstruktur einem ständigen Wandel unterzogen ist. Durch diesen persönlichen Bezug wird die Gedenkarbeit aber auch emotionaler bewertet und führt so möglicherweise leichter zu Schwierigkeiten oder Diskussionen.

Wichtig ist zu sehen, dass es eine österreichweite Vernetzung der verschiedenen Gedenk-Initiativen gibt, Austausch und Kommunikation erfolgen, denn Gedenken darf nicht an einem einzelnen stellvertretenden Ort stattfinden, an dem sich das komplette österreichische Gedenken zentriert und der alle anderen Ort damit der Verpflichtung des Gedenkens und der Erinnerungsarbeit enthebt.

GRENZEN

„Die Grenze ist nicht einfach nur ein räumliches Objekt, sondern zuallererst ein Konzept, mit dem Einschlüsse und Ausschlüsse hergestellt werden. Sie wird räumlich exekutiert, aber ihr Denken basiert auf einer komplexen Struktur von Anordnungen, Berechtigungen, Eingliederungen und Ausweisungen“¹⁴⁰. Dieses Zitat zeigt bereits, dass sich die Thematik der Grenze in diesem Kontext auf mehreren Ebenen betrachten lässt und eine große Rolle in der Betrachtung der verlorenen Orte spielt: Einerseits beeinflusst die Lage des Grundstücks die Gedenkarbeit heute, andererseits ist der Bereich der Ausgrenzung einer der Bereiche, die innerhalb des Lagersystems durch architektonische und bauliche Maßnahmen unterstützt wurden, und – sofern diese Grenzen in Form von Bestand noch da sind – so heute noch spürbar sein können.

1. Positionierung des Lagers außerhalb oder innerhalb der Ortsgrenze

Die Lage der ehemaligen Außenlager beeinflusst die Möglichkeit von Gedenkarbeit. Befindet sich das Grundstück innerhalb des Ortgefüges, wird es höchstwahrscheinlich Teil des Ortes. Menschen passieren es, werden durch das Vorbeigehen damit konfrontiert und kommen der The-

matik nicht aus. Ob man will oder nicht, die Konfrontation ist gegeben. Durch eine Kennzeichnung des Ortes, in welcher Form auch immer, arbeitet der Platz permanent, die Präsenz ermöglicht ein ständiges Auffrischen des Themas. Auch wenn hier die Gefahr des Abstumpfens und des damit verbundenen Ausblendens besteht, ist es leichter, diese Plätze bewusst in die Gesellschaft und das örtliche Gefüge zu integrieren.

Anders verhält es sich, sobald die Grundstücke außerhalb des Ortes liegen. Das kann auf der einen Seite dazu führen, dass es, so wie im Falle von Mauthausen, Besonderheit und Wichtigkeit der Anlage betont – man stolpert nicht einfach darüber, man muss sich bewusst in einen Shuttle-Bus setzen und sich aus eigenem Antrieb heraus dem Ort annähern. Das funktioniert aber nur mit sehr viel Aufwand und mit Orten, die durch ihre Rolle im Zweiten Weltkrieg mit so viel Bedeutung aufgeladen wurden, dass sie ikonographisch und stellvertretend für das ganze Lagersystem stehen – so wie Mauthausen es tut. Schwieriger wird es, sobald es sich um kleine Außenlager handelt, wo es nicht selbstverständlich ist – so wie im heutigen Falle von Mauthausen – dass sich mit diesem Ort auseinandergesetzt wird. Hier führt die räumliche Distanz zum Zentrum des Ortes, wo sich das Leben abspielt, wo die Menschen miteinander interagieren und wo jene sind, die man erreichen möchte, sehr leicht auch zu einer emotionalen und persönlichen Distanz. Aus dem Auge aus dem Sinn – die Menschen dann zu dem Grundstück zu bewegen und sie zu einer Auseinandersetzung zu motivieren, wird viel schwieriger, es bedarf mehr Aufwand. Historisch kommunizierbare Orte haben bzw. bekommen oft einen zentralen Platz, der ihre Bedeutung für die Gesellschaft widerspiegelt: Kirchen, Rathäuser, Heldendenkmäler befinden sich oft an prominenten Stellen.¹⁴¹ Die ehemaligen Außenlager waren meistens außerhalb des Ortes positioniert, auf eher versteckten Flächen. Nichtsdestotrotz können auch diese belasteten Bereiche – die durch das Wachsen von Orten mittlerweile ohnehin manchmal zentraler verortet sind – eine symbolische Rolle im Gedächtnis einer Gesellschaft spielen, zu kommunizierbaren historischen Orten werden und so als „geographisch randständige Orte dennoch das

Gruppenbewusstsein um einen gemeinsamen Mittelpunkt zentrieren, der über Generationen hinweg die kollektive Erinnerung strukturiert“.¹⁴² Dieser Prozess muss allerdings bewusst gesteuert und in Gang gesetzt werden.

2. Abgrenzung des Lagergrundstückes – auf der anderen Seite

Aus architektonischer Perspektive ist das Abgrenzen eines Bereiches durch Zäune, Mauern oder Stacheldraht eine der stärksten, von außen visuell wahrnehmbaren Eigenheiten eines Konzentrationslagers, sowohl für außenstehende Personen als auch inhaftierte KZ-Sträflinge. Die Mauer/der Zaun/die Grenze ist das, was einen von der „anderen Hälfte“ der Gesellschaft abgrenzt und was über den Verlauf des weiteren Lebens bestimmt. Es ist das „architektonische Stilmittel“, das unter anderem von den Nationalsozialisten missbraucht wurde, um die Separation einer Gesellschaft zu betonen und ihr Ausdruck zu verleihen.¹⁴³

Diese Grenzen waren es, die im Zeitraum von 1938 bis 1945 das große trennende Element waren, aber auch heute, 70 Jahre später, sind die Grundstücke, die damals als KZ-Lagerfläche dienten, durch bauliche Elemente vom restlichen Ort getrennt – aus teils unterschiedlichen Gründen. Sie symbolisieren heute oft „Achtung, hier startet ein privater Bereich“ oder „Unbefugtes Betreten verboten“, sie haben Sicherheitsfunktionen oder schützen die ehemaligen KZ-Gelände vor Vandalismus und neonazistischen Anschlägen. Welche Gründe es auch immer sein mögen, mehrheitlich sind die Grundstücke heute – wie damals – abgesperrt, nicht rund um die Uhr zugänglich und nicht in das räumliche Gefüge der Stadt oder der Gemeinde integriert, sie sind nicht immer und jederzeit frei zugänglich. Gleichzeitig „schützen“ sie allerdings auch die Bevölkerung vor direktem Kontakt mit dem Grundstück und halten die Menschen fern.

BESTAND UND ORTSBEZUG

Wie auch schon im Zusammenhang mit dem Thema der „Grenze“ hat der Bestand oder die noch vorhandene bauliche Substanz auch ihre Auswirkungen auf den heutigen Umgang mit dem Ort. Ist ein Gelände durch bauliche

Reste markiert oder gibt es architektonische Zeugnisse zu der Vergangenheit des Ortes, fällt es weniger leicht, diese einfach auszublenden, als wenn keine baulichen Überreste mehr zu sehen sind. Harald Walser spricht in diesem Kontext vom „Verschwinden der baulichen Manifestation der eigenen Täterschaft.“¹⁴⁴ Die Sichtbarkeit spielt hier eine wichtige Rolle, und sobald nichts mehr sichtbar ist, muss dies sichtbar gemacht werden. Peter Gstettner, Pädagoge und Mitbegründer des Mauthausen Komitees Kärnten, bezeichnet diese konsequente Praxis des Nachnutzens und Spurenverwischens als einen Mitrund für die fehlende Aufarbeitung nach dem Krieg, durch das Verschwinden habe sich die Frage nach Gedenken und Erinnern nicht gestellt, es gab ja nichts Visuelles, dem zu gedenken gewesen wäre.¹⁴⁵

Dadurch, dass die Mehrheit der KZ-Außenlager sofort nach der Befreiung geschliffen wurden oder sich selbst und dem damit einhergehenden Verfall überlassen wurden – was letztendlich zur Konsequenz hatte, dass die Gebäude endgültig abgerissen werden mussten – gibt es kaum noch vorhandene bauliche Strukturen, die das ehemalige Gefüge vor Ort erkennen oder erahnen lassen. Was es hauptsächlich gibt, sind Betonfundamente, die die räumliche Dimension erahnen lassen, und die bereits erwähnten Zäune oder Mauern, die aber meist im Nachhinein aufgestellt wurden, aber es sind keine kompletten Bauten mehr vorhanden.

Die Frage ist, wie wichtig visuelle Artefakte sind, die durch ihr alleiniges Vorhandensein daran erinnern, was hier passiert ist. Verleihen sie einem Ort eine stärkere Aussagekraft, kann sich der Besucher besser oder anders auf den Ort einlassen oder sich besser vorstellen, was hier passiert ist? Hilft es, so wie in Mauthausen, sich durch ein komplettes, wieder aufgebautes Lager bewegen zu können, oder gibt es Mittel und Wege, diese Erinnerung und die diversen Inhalte dazu auch ohne bauliche Überreste vermitteln zu können? Braucht es den Ortsbezug, um sich auf eine kritische Art und Weise mit dem Geschehenen auseinanderzusetzen? Der Bezug zum Ort des Verbrechens ist nicht das Entscheidende, sondern die Verortung desselben. Allerdings, wo sollte es verortet werden, wenn

nicht am Ort des Verbrechens selber? Die Auflösung der Verbindung zum Ort birgt Gefahren: „Es ist relativ einfach, sich in einen Autobus zu setzen, zwei Stunden irgendwo hin zu fahren, dort auszusteigen und dort zu sagen 'Ma, grauenhaft', sich in den Autobus wieder hinein zu setzen und wieder nach Hause zu fahren. Dann habe ich quasi an meinem zentralen geistigen Kranzabwurfsort meine Pflicht erledigt und im Prinzip geht's mich in weiterer Folge nichts an“.¹⁴⁶ Daher ist die Zuwendung und der Einbezug eines jeden dieser Orte relevant, um dem Einzelnen spürbar zu machen, was das System und die Idee Mauthausen ihrerseits bedeutet haben. Man begreift 'Hoppla, Mauthausen ist nicht ein Ort in Oberösterreich, sondern Mauthausen hat auch vor meiner Haustüre stattgefunden.' Was heißt das in weiterer Folge?¹⁴⁷ Die Thematik der „Dezentralisierung von Gedenken“¹⁴⁸ behandelt Peter Gstettner ausführlich. Für ihn ist die frühere Herangehensweise, nämlich die Verlagerung von Gedenken ausschließlich nach Mauthausen, ein weiteres Beispiel des Vertuschens der Nazi-Verbrechen in den restlichen Bundesländern, die „Delegation des Gedenkens an das Stammlager Mauthausen“, wie er schreibt, hätte die Funktion gehabt, „die Geschichte der Region frei von NS-Belastung darzustellen“.¹⁴⁹

„Gedenksteine sind an und für sich stumm, ebenso wie die Steine der 'Todesstiege' in Mauthausen oder die bemosten Fundamente einer ehemaligen SS-Kommandobaracke bei irgendeinem Außenlager. Steine können aber, wenn sie richtig 'befragt' werden, Erinnerungen wachrufen; Inschriften können dem Gedächtnis nachhelfen, wenn sie in kommunikative Zusammenhänge eingebettet sind“.¹⁵⁰ Genau für dieses Auf-die-Sprünge-Helfen, um Verbindungen herstellen und Zusammenhänge erkennen zu können, ist es sehr hilfreich, Orte zu haben, die dabei helfen, die ihr Gedächtnis der Gesellschaft zur Verfügung stellen: „Das Gedächtnis der Orte konkretisiert sich in der Topographie des Ortes: Da sind noch die Terrassen zu erkennen, auf denen die KZ-Baracken standen, und dort die Einsenkung im Boden (...) Das Gedächtnis der Orte manifestiert sich auch in den noch vorhandenen Relikten (...) Das Gedächtnis der Orte, dieses ortsbezogene Speichervermögen von Geschichte, diese Bindung von Er-

innerung an einen konkreten Raum und an sein Inventar, ist einer variablen Wertschätzung unterworfen.¹⁵¹ Auch wenn bauliche Relikte möglicherweise helfen, das Gedenken durch die visuelle Unterstützung zu vereinfachen, sind es letztendlich doch der Raum mit seiner Vergangenheit und seine Bedeutung im Zusammenspiel mit seiner Nutzung und Positionierung, die für nachwirkende Gedenkarbeit relevant sind.

Gerade das Medium Internet, das im gesellschaftlichen Kontext und den diesbezüglich stattfindenden Diskussionen und Entwicklungen eine enorme Rolle spielt – so auch im Umfeld der Gedenkarbeit – lässt den Zusammenhang zwischen Erinnern/Gedenken und Verortung des Erinnerns und der Frage nach dem örtlichen Bezug von Gedenken hinterfragen. Ich glaube aber schon, dass es für das Bestehen von gemeinsamem Gedenken Orte braucht, die man aufsuchen kann, an denen man sich versammeln kann und die nicht rein virtuell sind.

SCHWIERIGKEITEN UND MÖGLICHKEITEN – DER „STANDORTFAKTOR“

Die Tatsache, dass eine Gemeinde Teil des österreichweiten Terror-Netztes des NS-Regimes war, wird sehr unterschiedlich kommuniziert und auch sehr unterschiedlich bewertet. Die inhaltliche Auseinandersetzung findet in fast allen 40 Außenlagerstellen statt, wie und ob diese Vergangenheit nach außen transportiert wird und ob man versucht, diese Tatsache in Form einer touristischen „Positionierung“ für die Gemeinde positiv zu nutzen, variiert stark – stolz ist keine Stadt auf eine derartige Vergangenheit. „Noch sind wir nicht so weit, dass eine Stadt Touristen anzuwerben wagt mit „Besuchen Sie unsere gut erhaltene ehemalige SS-Siedlung. (...) Vielleicht ist das auch gut so (...)“¹⁵². Viele Orte sehen diese Plätze, die nun mal Teil ihres Gefüges sind, als Schandfleck, fühlen sich dadurch ständig mit Vorwürfen konfrontiert. Bürgermeister sprechen von einem raschen Ende der Diffamierung als KZ-Stadt, man fühlt sich ins Eck gedrängt.¹⁵³ Dieser Druck von außen kann dazu führen, dass diese schandhaften Räume erst recht vernachlässigt werden. Sie schaden der Stadt als Marke, zeigen ihre Schwäche und werden daher als Negativpunkt eher versteckt, um den Standortwettbewerb nicht zu stören.¹⁵⁴

Dass sich in einem Ort ein Platz befindet, der zu einem wichtigen, wenn auch tragischen Teil der österreichischen Geschichte gehört, kann eine Gemeinde für Touristen aber auch interessant machen. Dark Tourism – der Besuch von „Orten, Attraktionen und Ausstellungen, die mit Tod, Mord, Gräueltaten, Gewalt, Leid, Schmerz und dem Makabren assoziiert werden“¹⁵⁵, wurde in den letzten Jahren zu einer eigenen Sparte im Tourismus. Eine Gemeinde wird plötzlich wert, besucht zu werden, sie wird interessant und erscheint durch ihre Vergangenheit am Radar von geschichtsinteressierten Menschen, die sich ansonsten kaum für die Vergangenheit einer kleinen Ortschaft interessieren würden. So zynisch es klingt, relevant ist in dieser Anschauung aber auch sehr wohl, wie viel von den ehemaligen KZs noch übrig ist, wie hoch der Informationscharakter ist und wie sehr man sich an den genannten Orten in die Vergangenheit zurückversetzt fühlt, so makaber dies auch anmuten mag. Eine brachliegende Wiese, auf der eine Gedenktafel daran erinnert, was hier passiert ist, zieht vermutlich weniger Interessierte an als ein modern und gut aufbereitetes Museum wie in Steyer oder Ebensee.

Den Tourismus mit einem Gedenkort anzukurbeln, darf nicht der Beweggrund für die Gedenkarbeit werden. „Wenn man schon mit dieser Vergangenheit umgehen muss, warum sie nicht positiv für den Ort nutzen“ – ist eine der Herangehensweisen der österreichischen Politiker. Solange dies auf einer wissenschaftlichen und informativen Ebene passiert, die es schafft, der Bevölkerung die Thematik näher zu bringen, ist dies ein Ansatz, der vermutlich produktiver und weiter wirkend ist als das Verdrängen und Verleugnen.

Es gibt aber auch durchaus Orte, wo die Grundstücke zu einem blinden Fleck, einer unnutzbaren Fläche werden. Durch die Besitzverhältnisse, die politische Führung der Gemeinde oder auch das Unvermögen einer Annäherung an dieses Thema liegen die Grundstücke brach, werden gar nicht genutzt, da sich niemand traut oder auch niemand dazu bevollmächtigt ist, und nicht selten kommt es durch diese Situation zu einem langfristigen Verlust von Grundstücken, die wirtschaftlich oder gesellschaftliche

einen hohen Wert hätten. Allerdings ist hier sehr wohl zu hinterfragen, wie viel Wert ein Grundstück mit dieser Vergangenheit noch haben kann? Entwertet diese Vergangenheit das Grundstück nicht ethisch so weit, dass es auch wirtschaftlich an Qualität und Wert verlieren könnte?

AKTEURE/NUTZER

Beginnt man sich mit den verschiedenen Gemeinden und dem dortigen Umgang mit ehemaligen KZ-Geländen auseinanderzusetzen, wird sehr schnell klar, wie vielschichtig die Organisation und das Zusammenspiel der unterschiedlichen Parteien im Zusammenhang mit Gedenkarbeit sind. Der Staat, das Land, politische Parteien, Zeitzeugen, Opfer, Gedenkvereine, Angehörige und interessierte Privatpersonen tragen dazu bei, dass Gedenkarbeit passiert, vorangetrieben wird, Entscheidungen getroffen werden, etc.

Es gibt einige Gemeinden, in denen die Gedenkarbeit durch eigeninitiierte Projekte von Ortsbewohnern, also von Zeitzeugen, Interessierten und Familienangehörigen, entstanden sind. Die Verstrickung mit den ortsansässigen Politikern ist sehr unterschiedlich, es gibt Gemeindevertreter, die aktiv an der Gedenkarbeit teilnehmen, die sie für wichtig und förderungswürdig erachten, es gibt allerdings auch Gemeindevertreter, die die Gedenkarbeit höchstens dulden.

Generell lässt sich erkennen, dass gerade Vertreter der Politik das Thema der Gedenkarbeit in einer offenen und ehrlichen Konfrontation eher meiden, aus Angst, Wählerstimmen zu verlieren oder mit ihrer Meinung anzuecken: „...wir leben generell in einer Zeit, das setzt sich ja auch jetzt gerade bei der Flüchtlingsthematik durch, wo man sieht, dass immer mehr politische Entscheidungsträger, von Bürgermeistern bis hin zu Bundes-, bis hin auf die EU-Ebenen, nicht bereit sind, politischen Grundsätzen zu folgen, wenn eine Angst da ist, dass eine Gruppe der Bevölkerung anderer Meinung ist. Man kann es auch politisches Rückgrat nennen.“¹⁵⁶ Diese Divergenz in den Bedürfnissen und Absichten der unterschiedlichen Nutzer dieser Orte ist nicht zu unterschätzen. Einerseits besteht die Gefahr, durch „falsche“

Absichten die Nutzung des Raumes in eine Richtung zu dirigieren, die alleine wirtschaftlichen oder staatlichen Interessen dient. Auf der anderen Seite schafft diese Vielzahl an Individuen einen großen Pool an Bedürfnissen, die bestmöglich gestillt werden sollten. In diesem Kontext wird immer wieder auf die Problematik des Generationenkonflikts verwiesen. „Die jüngeren Generationen, die mit den Erinnerungsorten allenfalls noch durch ein Schulwissen verbunden sind, nähern sich diesen Orten grundsätzlich anders als die Generationen, aus der die KZ-Überlebenden kommen. Es ist 'natürlich', dass die jugendlichen GedenkstättenbesucherInnen weder durch persönliches Erleben noch durch lebendige Narrative eine Beziehung zu den Orten haben...“.¹⁵⁷ Dieser Generationenkonflikt beinhaltet auch die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in den ersten Jahrzehnten nach Kriegsende. Es ist ein Konflikt, der nicht nur durch die Orte allein gelöst werden kann, sondern durch den bewussten, offenen Umgang und eine dementsprechende Konzeption des jeweiligen Raums.

VERANTWORTLICHKEIT UND NEUE STRUKTUREN, DIE AUSLAGERUNG DES BMI UND IHRE FOLGEN

Zur österreichweiten Organisationsstruktur ist zu sagen, dass Gedenkstätten in vier Gemeinden (noch) unter der Schirmherrschaft des BMI stehen, das heißt, Finanzierung, Entscheidungen und Programmation/Konzeption der Gedenkstätten unterliegen dem Bundesministerium für Inneres. Seit der Befreiung Österreichs am 20. Juni 1947 wurde das ehemalige Konzentrationslager Mauthausen in die Obhut der Republik Österreich übergeben. Man verpflichtete sich, „die baulichen Reste als Erinnerungsstätte an die nationalsozialistischen Verbrechen und ihre Opfer zu bewahren“¹⁵⁸. Seit damals lag die Verantwortlichkeit für die Erhaltung und Konzeption der Gedenkstätte Mauthausen beim Bundesministerium für Inneres. Dies ist dabei sich zu ändern, dazu mehr unter dem Punkt „Verantwortlichkeiten“. Weiters gibt es das Mauthausen Komitee – das „Comité International de Mauthausen“, ein internationales Komitee, das es sich zur Aufgabe gemacht hat „...die internationale Solidarität des Lagers in unserem Gedächtnis (zu)bewahren und daraus die Lehren

(zu)ziehen. Wir werden einen gemeinsamen Weg beschreiben, den Weg der unteilbaren Freiheit aller Völker, den Weg der gegenseitigen Achtung, den Weg der Zusammenarbeit am großen Werk des Aufbaues einer neuen, für alle gerechten, freien Welt.“¹⁵⁹. Die Vereinigung selbst bezeichnet sich als „weltweit tätige Dachorganisation der Vereine von Überlebenden des Konzentrationslagers (KZ) Mauthausen. Die Mitglieder aus (derzeit) 21 Staaten treffen sich zweimal im Jahr zu gemeinsamen Sitzungen. Viele Projekte werden in enger Kooperationen mit dem Mauthausen Komitee Österreich, der Österreichischen Lagergemeinschaft Mauthausen und den Organisationen unserer Mitglieder durchgeführt.“¹⁶⁰ Das österreichische Mauthausen Komitee wurde 1997 als Nachfolgeorganisation des Österreichischen Lagergemeinschaft Mauthausen gegründet.

„Das Gedenken an die Opfer der Verbrechen des NS-Regimes, insbesondere jene, die im KZ Mauthausen und in den Außenlagern gefangen gehalten wurden, sowie die engagierte anti-faschistische und anti-rassistische Arbeit vor allem mit jungen Menschen bilden den Schwerpunkt der Aktivitäten des Mauthausen Komitees Österreich (MKÖ). (...) Rund um den Jahrestag der Befreiung des KZ Mauthausen, den 5. Mai, veranstaltet das MKÖ alljährlich eine Befreiungsfeier, an der Tausende Menschen aus ganz Europa teilnehmen. Mit mehr als 60 Gedenk- und Befreiungsfeiern an Orten ehemaliger Außenlager und anderer Orte des NS-Terrors wird ein beeindruckendes Zeichen für ein „Niemals wieder“ gesetzt.“¹⁶¹.

Wie im vorhergehenden Absatz erwähnt, plante das BMI bereits 2014 eine Auslagerung der Zuständigkeit für die Gedenkstätte Mauthausen als eigene Bundesanstalt. Dieser Entschluss sorgte für viel Diskussion, und er ist, so wie generell die Situation bezüglich der Zuständigkeiten/Verantwortlichkeiten in der Gedenkstruktur Österreichs, umstritten. Bis zur geplanten Auslagerung, die mit 1. Jänner 2017 in Kraft treten soll, liegt die Zuständigkeit für vier ehemalige österreichischen Konzentrationslager beim BMI; diese sind: KZ-Gedenkstätte Mauthausen, KZ-Gedenkstätte Gusen, KZ-Gedenkstätte/Opferfriedhof Ebensee und die KZ-Gedenkstätte Melk.

Bei all den anderen ehemaligen KZ-Flächen in Österreich ist die Zuständigkeit sehr schwammig definiert und die Verantwortlichkeit für die dort stattfindende Gedenkarbeit ebenso. Einige der Grundstücke sind in Privatbesitz, manche gehören den Gemeinden oder dem Land und manche existieren nicht mehr als eigenes Grundstück, wodurch die Zuständigkeit bzw. ein Verantwortungsgefühl dem Platz und seiner Bespielung gegenüber kaum bis gar nicht gegeben ist.

Viele der Gedenkvereine/Gedenkgruppen in den kleinen Orten, in denen sich Außenlager befanden, entstanden aus persönlichem Interesse oder einem persönlichen Bezug zu der Geschichte des Ortes. Diese Vereine finanzieren sich großteils selbst, organisieren sich selbst und funktionieren allein durch Eigeninitiative und Engagement der Beteiligten. Teilweise werden sie von den Gemeindefunktionären unterstützt, teilweise aber auch grob vernachlässigt, dies hängt stark von der politischen Situation innerhalb der Gemeinde ab. Für die Gemeinden und ihre Außenwirkung ist es jedenfalls „praktisch und angenehm“, sobald sich jemand anderer um die Gedenkarbeit kümmert.

Es gibt auch Fälle, in die das Bundesdenkmalamt involviert wurde – teilweise endete aber diese Kooperation im Moment der Übergabe des Grundstücks, und Aktivisten und Forscher aus der Region, die viel Vorarbeit leisteten, werden aus dem Projekt entlassen. Negative Beispiele, wie unter anderem die Vorgehensweise am Loibl Pass, führen dazu, dass die regionalen Gruppen versuchen, sämtliche Verantwortlichkeiten in ihrem Umfeld zu behalten, um nicht ähnliche Situationen erneut zu erleben.

Durch das MKÖ sind die regionalen Gedenkvereine zwar miteinander verknüpft – einmal jährlich findet eine Jahresversammlung statt, es wird über Fortschritte und Projekte berichtet – aber grundsätzlich gibt es keine Struktur oder Organisation, die organisatorisch oder zusammenhaltend für alle KZ-Außenlager fungiert. Auch gibt es Ausbildungen für Guides auf einigen der KZ-Außenlagerflächen, aber eine einheitliche, gemeinsame Herangehensweise gibt es nicht. Dies hat den Vorteil,

dass regionale Gruppe durch die räumliche Nähe und die Eigenverantwortung freier arbeiten können und sich nicht jedes Mal über mehrere Distanzen durcharbeiten müssen – diesen Vorteil sehe ich aber nur, wenn es aktive und engagierte Gruppen in den Orten gibt.

Gibt es niemanden, der sich dafür verantwortlich fühlt, der aktiv an der Nutzung, Deklaration und Kennzeichnung des Ortes mitarbeitet – sei es ein privater Verein oder Gemeindepolitiker, die sich dafür verantwortlich fühlen, – gibt es keine auch staatliche Instanz, die diese Verantwortlichkeit übernehmen muss, so wie es bis zu einem gewissen Grad im Umfeld der Gedenkstätte Mauthausen passiert. Wieso aber kommt es nun zu einer Auslagerung der Zuständigkeiten, und wie ist diese zu bewerten?

Definition Anstalt

„Unter einer (selbstständigen) Anstalt ist eine zur juristischen Person erhobene Sachgesamtheit zu verstehen. Die Rechtsstellung des Einzelnen zu ihr ist im Allgemeinen die eines Benutzers, jedenfalls nicht die eines Mitglieds. Dieses Benutzungsverhältnis kann privatrechtlich oder öffentlich-rechtlich ausgestaltet sein (Rz769).

VwSlg 15275A/1999 bringt Tapischen zum Ausdruck: „Für den Anstaltsbegriff ist demnach ein Bestand an Mitteln persönlicher und sachlicher Art wesentlich, der für Dauer bestimmt ist, dem durch den Einsatz der Mittel verfolgten Zweck der öffentlichen Verwaltung zu dienen. Die Anstalt ist nach der sachlichen Seite hin ein zweckgebundenes Verwaltungsvermögen, das durch das Vorherrschen nach außen hin sichtbarer technischer Einrichtungen (z. B. Krankenhaus mit medizinischen Einrichtungen) charakterisiert wird und das als solches aus sich heraus die Eignung besitzen muss, bestimmte Aufgaben der öffentlichen Verwaltung zu erfüllen. Die Sachwerte müssen außerdem die Eignung besitzen, der Benützung durch individuelle, noch nicht erfassbare Personen (Destinatäre) zu dienen. (...) Die Problematik des Begriffs „Anstalt“ wird allerdings z.B. an par.1 Abs. 1 FMABG deutlich: diese Verfassungsbestimmung erklärt die nicht durch Sachwerte gekennzeichnete Finanzmarktaufsichtsbehörde (!) zu einer (weisungsfreien) Anstalt des öffentlichen Rechts mit eigener Rechtspersönlichkeit.“¹⁶²

Das BMI analysierte die aktuelle Situation zum „Gedenkstättenengesetz“ in Form einer „wirkungsorientierten Folgen-

abschätzung“: „Die Einrichtung einer Bundesanstalt erfolgt vor dem Hintergrund der politischen Verantwortung und der daraus resultierenden notwendigen Überführung der Gedenkstätte von einem vorwiegend als Mahnmal fungierenden Gedenkort zu einem multidimensionalen Ort der Geschichtsvermittlung mit professionalisiertem Museumsbetrieb“¹⁶³. Der Gesetzesentwurf soll „dem allgemeinen Trend zur Verselbstständigung und Dezentralisierung sowie der staats- und wirtschaftspolitischen Zielvorgabe, nämlich der Beschränkung der staatlichen Einflussnahme auf die gesetzlichen Pflichten in zeitgeschichtlichen und kulturpolitischen Angelegenheiten“¹⁶⁴ Rechnung tragen. „Die vor dem Hintergrund der politischen Verantwortung in den letzten Jahren notwendige Überführung der Gedenkstätte von einem vorwiegend als Mahnmal dienenden Gedenkort zu einem multidimensionalen Ort der Geschichtsvermittlung mit Museumsbetrieb und die damit verbundene Notwendigkeit einer Verbreiterung und Vertiefung des Angebots und einer Diversifikation der dafür erforderlichen Leistungen der Betriebsführung zeigen die Grenzen auf, die einer den Aufgaben angemessenen Organisationsentwicklung im Rahmen der ministeriellen Verwaltungsstruktur gesetzt sind“¹⁶⁵. Doch bereits hier lässt sich eine gewisse Problematik erkennen. Gedenkarbeit in Österreich ist bereits jetzt derartig dezentralisiert und verselbstständigt, dass es zwar eine einheitliche Richtung, aber keinen einheitlich beschrittenen Weg gibt. Und auf den ersten Blick – dies ist verstärkt zu hinterleuchten – wirkt diese Auslagerung wie eine Distanzierung zur Thematik und ein Wegschieben der Verantwortlichkeit, ein Aspekt, den auch der MKÖ in seiner Aussendung kritisch kommentiert. Die aktuelle Zugehörigkeit zum BMI mag fragwürdig sein – schreibt das BMI selber in Evaluierung der Ist-Situation, dass die Aufgaben des BMI nicht bei der Führung eines „Gedenk- und Kulturbetriebes“¹⁶⁶ liegen. Ob eine nach außen wirkende Loslösung von jeglicher staatlicher Verantwortung der richtige Weg ist, ist fraglich, denn weiterhin ist der „Bundesminister für Inneres ermächtigt, an Orten ehemaliger Außenlager des KZ Mauthausen weitere Außenstellen zur Aufgabenwahrnehmung der Bundesanstalt einzurichten“ – und die Bundesanstalt bleibt weiterhin dem BMI unterstellt, wiederum zweierlei Verantwortlichkeiten für

den selben Kontext. In einer Aussendung des BMI heißt es: „Die Rechtsform einer Bundesanstalt des öffentlichen Rechts gewährleistet einerseits deren Gemeinnützigkeit und politische Unabhängigkeit und stellt andererseits die staatspolitische Verantwortung sicher.“¹⁶⁷ Es obliegt mir nicht, dies juristisch zu bewerten – zu begrüßen ist, dass die staatliche Verantwortung zumindest textlich verankert ist – wie dies in der praktischen Umsetzung zu sehen ist, bleibt vorerst offen.

Die Zielformulierung durch die Schaffung eines neuen rechtlichen Rahmens lautet wie folgt: „Die Bundesanstalt KZ-Gedenkstätten Mauthausen (Mauthausen-Memorial) nimmt mit den ehemaligen Außenlagern des KZ Mauthausen als Erinnerungsort, Friedhof und Museum wissenschaftliche, pädagogische, kultur- und gedenkpolitische Aufgaben in gemeinnütziger Weise wahr.“¹⁶⁸ Hier wird die Thematik der Außenlager zwar angesprochen, wie dies aussehen soll, bleibt aber unklar.

Es soll weiters eine „inhaltlich autonome, unbürokratische und international vergleichbare Einrichtung etabliert werden“. Durch die absehbare Besetzung der Stellen durch Funktionäre der ÖVP und SPÖ, egal ob entsprechende Qualifikation gegeben sind oder nicht, scheint das Ziel einer „inhaltlich autonomen Struktur“ nicht erreicht werden zu können. Diese fehlende politische Unabhängigkeit kritisiert auch das MKÖ, welches als sinnvollere Maßnahme die Organisation der Gedenkstätten als internationale Stiftung begrüßen würde.¹⁶⁹

Reaktionen und offene Kritik an der Auslagerung

Die Entscheidung über die Auslagerung sorgte und sorgt weiterhin für viel Diskussion, auch für Kritik. Zu den Kritikpunkten gehört unter anderem der Vorwurf der starken ministeriellen Einflussnahme. Es seien derartig viele Versäumnisse durch das BMI in den letzten 70 Jahren passiert (Fokus auf die österreichischen Opfer durch das Betonen des Opfermythos), dass zukünftige richtungsweisende Entscheidungen nicht vom gleichen Apparat getätigt werden sollten, meint der ehemalige Co-Leiter der pädagogischen Abteilung der Gedenkstätte, Wolfgang Schmutz, in einem Interview mit dem Magazin

Vice. Von einer Scheinauslagerung ist dort die Rede, die Mehrheit im vorgesehenen Gremium würde durch die geplante Zusammensetzung immer zu einer Mehrheit der Vertreter des Ministeriums führen¹⁷⁰. Ein ähnlicher Kritikpunkt kommt von Seiten der Opferverbände, die davon sprechen, nicht alibihafter im gesellschaftlichen Beirat genannt werden zu wollen.¹⁷¹

„Auf einen Ort, der Bürger und Bürgerinnen darauf aufmerksam macht, wozu ein Staatsapparat im schlimmsten Fall fähig ist, sollte dieser einfach keinen dominanten Zugriff haben.“, so Schmutz.¹⁷² Diese Argumentation scheint einer gewissen Logik zu folgen, gleichzeitig würden die Konsequenzen daraus bedeuten, den Staat von sämtlichen Verantwortlichkeiten zu entheben, was wiederum auch keine zielführende Lösung sein kann. Auch Harald Walser, Bildungssprecher, sieht die aktuelle Situation kritisch. „Walser fordert deshalb eine parteipolitisch unabhängige Einrichtung, die unter parlamentarischer Kontrolle steht und sich in Konstruktion, inhaltlicher und wissenschaftlicher Ausrichtung an modernen internationalen Gedenkstätten zu orientieren hat. Mit der im Gesetzesentwurf dargelegten Konstruktion sei dieser Anspruch nicht zu erfüllen, so Walser.“¹⁷³ Die Kritik an der fehlenden Unabhängigkeit wird aus mehreren Gruppen gestützt, so schreibt die Vermittler_inneninitiative bereits 2014, als die ersten Gerüchte über die Ausgliederung die Runde machten: „Derzeit ist eine Geschäftsführung aus zwei Personen geplant, die von der Innenministerin bestellt wird. Als Aufsichtsrat soll ein Kuratorium dienen, über dessen Vorsitz wiederum die Innenministerin entscheidet. Ein zahnloser wissenschaftlicher sowie gesellschaftlicher Beirat soll den Eindruck einer Partizipation zivilgesellschaftlicher Kräfte vermitteln. Zusammengefasst geht es um eine organisatorische Auslagerung der gesamten Abteilung IV/7 aus dem Ministerium, bei der gleichzeitig das Ministerium das letzte Wort hat.“¹⁷⁴ Man spricht von fehlender demokratischer Entscheidungsfindung. Andreas Baumgartner, der viel in die Zusammenarbeit mit dem BMI eingebunden ist und in weiterer Folge in die Zusammenarbeit mit der Bundesanstalt eingebunden sein wird, sieht diese Veränderung für die Gedenkarbeit als irrelevant: „Also ob das jetzt eine Abteilung des

Innenministeriums oder ob das die neu zu schaffende Bundesanstalt öffentlichen Rechts ist, ist vollkommen wurscht. Es sind die selben handelnden Personen, mit den selben gesetzlichen Rahmenbedingungen, da wird nur das Türschild ausgetauscht“¹⁷⁵. Diese Veränderung kann durchwegs auch positiv betrachtet werden, sieht man das Thema im Kontext einer klaren Zielformulierung: durch die Umwandlung kommt es endlich zu der lange ausstehende Festschreibung und Ausformulierung der Ziele der österreichischen Gedenkarbeit, diese werden klar formuliert und sind nicht mehr nur mehr, so wie früher, in ausschließlich einem Satz verankert, es kommt zu einer Professionalisierung der Konzeption der Gedenkarbeit.¹⁷⁶

Nicht inhaltlich, aber rechtlich gesehen, wird auch von Seiten der BIG Kritik geübt: „Die BIG sieht sich de facto enteignet, ist doch im Entwurf von einer 'unentgeltlichen Überlassung' die Rede. Dies sei 'aus verfassungsrechtlichen Gründen unzulässig'.“¹⁷⁷

Als generell positiv ist zu betrachten, dass durch den Entschluss im BMI die Diskussion um die Art und Weise, wie Gedenkarbeit in Österreich aussehen soll, welche Aufgaben sie zu erfüllen hat und wie dies in der Umsetzung aussehen kann, wieder in Gang gesetzt wurde und durch eine erhöhte Präsenz in den Medien möglicherweise wieder mehr ins Bewusstsein der Gesellschaft rückt, es tut sich was: „Nach Jahrzehnten des Kampfes um die Erinnerung an sich, mit durchwachsenem Ergebnis, scheinen nun so gut wie alle Beteiligten froh, dass sich die Gedenkstätte endlich 'bewegt'; dabei wird aber kaum mehr diskutiert, was und wer die Gedenkstätte bewegen sollte.“¹⁷⁸ Gleichzeitig werden dadurch aber die Politisierung des Themas und der Missbrauch von Gedenkarbeit als „Bühne für politisches Theater“ unterstrichen: „Die Gedenkstätte als Bühne und Projektionsfläche, das war und ist sie seit ehedem, sowohl politisch als auch hinsichtlich hegemonialer gesellschaftlicher Erzählungen. Der gegenwärtige akademische Diskurs über gesellschaftliche Netze rund um die Konzentrationslager, die damit einhergehende Frage nach gesellschaftlicher Verantwortung ist jedoch bislang nur in Bruchteilen in einer breiteren österreichischen Gesellschaft angekommen.“¹⁷⁹

Kritikpunkte zusammengefasst

- Alibiauslagerung, endgültige Entscheidung liegt weiterhin beim BMI, welches gleichzeitig für die aktuelle Asyl-Politik Österreichs und die langsame Entwicklung von Gedenken in Österreich verantwortlich ist
- Abschiebung der Verantwortlichkeit und fehlende parlamentarische Instanz
- Abänderung in eine unangebrachte rechtliche Form (Bundesanstalt)
- Focus auf finanzielle Aspekte

Diese Auslagerung der Gedenkstätte Mauthausen mag auf den ersten Blick irrelevant für die Analyse der Nachnutzung von Außenlagerflächen erscheinen, da aber diese Auslagerung mit einer versuchten Neupositionierung der Gedenkarbeit in Österreich einhergeht – unter anderem auch mit einer verstärkten Verknüpfung und Eingliederung in die Bildung, Entwicklung und Förderung der Zivilgesellschaft, und einer möglichen Organisation und Förderung der Außenlager¹⁸⁰, spielt sie durchaus eine Rolle. Da diese Einbindung sehr wohl Einfluss auf diese Nutzungen haben könnte und durchaus auch eine Chance für die Kooperation und gemeinsame Ausrichtung der unterschiedlichen Außenlager sein könnte – was wiederum zu einer Stärkung und Stütze für die regionale Gedenkarbeit führen würde, darf sie nicht unbeachtet bleiben. Einerseits ist es natürlich zu begrüßen, dass regionale Gruppierungen eigenverantwortlich und selbstständig entscheiden und handeln können, dies ist allerdings nur als Vorteil zu bewerten, solange es diese Eigeninitiative gibt und sie auch unterstützt wird. Fehlt sie, sehe ich auch in der Art und Weise der Ausgliederung keinen Schritt zu einer Stärkung der Gedenkarbeit an KZ-Außenlagerstellen oder keine gezielte Förderung eben dieser.

VERORTUNG DER EHEMALIGEN KZ-AUSSENLAGER IN ÖSTERREICH

Wien

- 1 Wien Schönbrunn
- 2 Wien Hinterbrühl
- 3 Wien Schwechat
- 4 Wien Floridsdorf
- 5 Wien Saurerwerke

Niederösterreich

- 6 Amstetten
- 7 Grein
- 8 Hirtenberg
- 9 Melk
- 10 St. Aegyd
- 11 St. Valentin
- 12 Wiener Neudorf/Neu Guntramsdorf
- 13 Wiener Neustadt

Oberösterreich

- 14 Bachmanning
- 15 Ebensee
- 16 Enns
- 17 Großraming
- 18 Gunkskirchen
- 19 Gusen
- 20 Hartheim
- 21 Linz
- 22 Lenzing
- 23 Mauthausen
- 24 Passau
- 25 Redl Zipf
- 26 Steyer-Münichholz
- 27 Ternberg
- 28 Vöcklabruck
- 29 Wels

Salzburg

- 30 Schloss Mittersill

Steiermark

- 31 Bretstein
- 32 Eisenerz
- 33 Leibnitz Graz
- 34 Peggau
- 35 St. Lambrecht
- 36 Schloss Lind
- 37 Schloss Lannach

Kärnten

- 38 Klagenfurt
- 39 Loiblpass Nord
- 40 Loiblpass Süd



4.2. ÜBERBLICK ÖSTERREICH¹

Ausschnittmäßiger Überblick der Außenlager in Form von Steckbriefen.

Um den aktuellen Stand und die großen Unterschiede im Umgang mit den verlorenen Orten österreichweit vergleichen zu können und Vergleichswerte in der Gegenüberstellung zu den beiden Arealen in Neu Guntramsdorf und Wiener Neudorf zu bekommen, werden einige ehemalige Lagerflächen und ihre Charakteristika kurz vorgestellt.



7 Gedenktafel Hinterbrühl Seegrotte



8 Gedenkstätte Redl-Zipf

HINTERBRÜHL

Sichtbarmachung: Gedenktafel im Stollen, Gedenkstätte neben Lagerareal, Kennzeichnung durch Wegweiser

Bauliche Überreste: Gedenkstätte mit Überresten des Lagers; die ehemaligen Produktionsstätten befanden sich in der heutigen Seegrotte Hinterbrühl.

Bebauungszustand: umgewandelt in Touristenziel

Aktive Gedenkarbeit: ja, initiiert durch den ortsansässigen Pfarrer

Besitzverhältnisse: Betreiber Seegrotte Hinterbrühl

Lage: außerhalb des Ortskerns

Zugänglich: Ja

Funktion: KZ-Außenlager für die Produktion von Elementen für den Düsenjäger He 162, den Nachtjäger He 216 und die V2-Rakete, Stollenanlagen "Languste" für die Firma Heinkel AG, das KZ zählte ab Juli 1944 zum KZ "Wien - Floridsdorf I". Am 1. April 1945 wurde auch dieses Lager aufgelöst und die Häftlinge wurden in einem zehntägigen Marsch nach Mauthausen evakuiert, bombensicherer Produktionsort

Besonderheit: heute ist die Seegrotte ein touristisches Ausflugsziel,

Wikipediaerwähnung: Nein

Umgang durch die Gemeinde: keine Erwähnung auf der Homepage

MELK

Sichtbarmachung: Gedenkstätte beim ehemaligen KZ-Gelände in der „Freiherr von Birago“-Kaserne,

Bauliche Überreste: Krematorium, Überreste in der Kaserne, ev. Stollenrelikte 5km entfernt in Roggendorf, welche nicht zugänglich sind

Bebauungszustand: Krematorium ist noch vorhanden und in Gedenkstätte umgewandelt

Aktive Gedenkarbeit: Ja, durch Mauthausen Komitee

Besitzverhältnisse: dient dem österreichischen Bundesheer, Teile der Wohnbaracken wurden abgerissen und in Wohnungen umgewandelt

Lage: außerhalb

Zugänglich: teilweise (Gedenkstätte ja, Rest nicht)

Funktion: KZ für Produktion von Kugellagerungen der Steyr-Daimler-Puch-AG

Besonderheit: Kunstprojekt vor Ort „Telefonzelle“,

Wikipediaerwähnung: Ja

Umgang durch die Gemeinde: keine Erwähnung auf der Homepage

REDL-ZIPF

Sichtbarmachung: Gedenkstein

Bauliche Überreste: vom Konzentrationslager gibt es keine, es ist eine Wiese ohne Überreste, die Stollen befinden sich auf dem Gelände der Bierbrauerei Zipf und sind nicht öffentlich zugänglich, Trafo-Bunker ist auch noch vorhanden

Bebauungszustand ehemalige Lagerfläche: Wiese

Aktive Gedenkarbeit: ARGE Schlier, Mauthausen Komitee Vöcklabruck

Besitzverhältnisse: Privat

Lage:

Zugänglich: Großteil des einstigen Konzentrationslagers dient dem Österreichischen Bundesheer wieder als Pionierkaserne und ist daher nicht zugänglich, die Gedenkstätte hingegen schon

Funktion: KZ-Außenlager für Arbeiten im Bierbrauereikeller, Bunker- und Stollenbau und ab April 1945 Geldfälscher "Unternehmen Bernhard"; unterirdische Versuchsstation für V2 Triebwerke



9 Absperrung Melk

HIRTENBERG**Sichtbarmachung:** Gedenkstein am Friedhof**Bauliche Überreste:** Fundamentreste und Versorgungskanäle**Bebauungszustand:** unverbaut, entspricht dem ehemaligen Weinberglager**Aktive Gedenkarbeit:** Mauthausen Komitee**Besitzverhältnisse:****Lage:****Zugänglich:** ja**Besonderheit:****Funktion:** Konzentrationslager für weibliche Häftlinge, Herstellung von Infanteriemunition für die Gustloffwerke**Wikipediaeintrag:** Ja**Umgang durch die Gemeinde:** keine Erwähnung**LOIBLPASS-NORD****Sichtbarmachung:** Infotafeln, Gedenktafel,**Bauliche Überreste:** Lagerreste, Barrackenreste**Bebauungszustand ehem. Lagerfläche:** Sekundärwald**Aktive Gedenkarbeit:** Mauthausen Komitee, Ziel ist Errichtung einer Gedenkstätte**Besitzverhältnisse:** BMI**Lage:** außerhalb**Zugänglich:** Ja**Funktion:** Zivilarbeiterlager, SS-Baracke; Infotafeln am und beim ehemaligen Lagergelände errichtet; beim Nord-Eingang des Loibltunnels Gedenktafeln**Besonderheit:** an Grenze zw. Österreich und Slowenien**Wikipediaerwähnung:** Ja**Umgang durch die Gemeinde:** keine Erwähnung**LENZING****Sichtbarmachung:** Gedenkstein + Denkmal, der Stein wurde von der Marktgemeinde Lenzing im Herbst 1992 über Anregung der Initiative Mauthausen Aktiv Vöcklabruck.**Bauliche Überreste:** Papierfabrik existiert nicht mehr**Bebauungszustand** ehemalige Lagerfläche: leer**Aktive Gedenkarbeit:** Mauthausen Komitee

Vöcklabruck

Besitzverhältnisse:**Lage:** außerhalb**Zugänglich:** ja**Funktion:** KZ-Außenlager für weibliche Häftlinge von 1944-1945, Ernährungsversuche im KZ mit dem aus der Zellulose-Ablauge gewonnenen künstlichen Eiweiß, Frauen wurden als Arbeitskräfte für die Papierfabrik AG eingesetzt**Besonderheit:****Wikipediaerwähnung:** Ja**Umgang durch die Gemeinde:** keine Erwähnung**VÖCKLABRUCK****Sichtbarmachung:** Gedenkstein**Bauliche Überreste:** keine**Bebauungszustand ehem. Lagerfläche:** Busparkplatz des Schulzentrums und die Bezirkssporthalle,**Aktive Gedenkarbeit:** Mauthausen Komitee

Vöcklabruck

Besitzverhältnisse:**Lage:** zentral**Zugänglich:** ja**Funktion:** im Auftrag der DEST GmbH. errichtetes KZ-Außenlager für verschiedene Arbeitseinsätze – hauptsächlich im Straßenbau**Besonderheit:****Wikipediaerwähnung:** Nein**Umgang durch die Gemeinde:** Nein

10 Loibl-Süd

Hier wird nochmals verdeutlicht, wie stark die Unterschiede sind, was die Aktivitäten vor Ort, Finanzierung durch die Gemeinde und die Beteiligung der Bevölkerung betrifft. Daraus ergibt sich, dass es keine einheitliche Lösung für die Orte geben wird und sie gesondert zu betrachten sind, so wie die Areale in Wiener Neudorf und Neu Guntramsdorf, die im folgenden Kapitel für das Projekt vertieft analysiert wurden.

QUELLENVERZEICHNIS

- 1 Diese Informationen setzen sich aus den Informationen der Homepage des Gedenkvereins, Dokumenten aus dem DÖW und den getätigten Interviews zusammen
- 2 Vgl. Agamben, Giorgio: „Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge“ (Frankfurt am Main: suhrkamp Verlag, 2003), S.17
- 3 Vgl. Interview Andreas Baumgartner, Buch 3, S.10
- 4 Arendt, Hanna: „The Origins of Totalitarianism“ (Cleveland: Meridian Books, published by the World Publishing Company, 1962), S.15
- 5 Google Recherche-Ergebnisse vom 8.8. 2016
- 6 Erläuterung zum „Entwurf Bundesgesetz über die Errichtung der Bundesanstalt „KZ Gedenkstätte“ Mauthausen, Mauthausen Memorial“, S.4
- 7 Nora, Pierre: „Between Memory and History: Les lieux de Mémoire“ erschienen in Representaion 26, Spring 1989, University of California, S.8
- 8 Nora, Memory, S.8
- 9-12 Duden, „Gedenken“, <http://www.duden.de/suchen/dudenonline/gedenken> (Zugriff 12.6.2016), w 10,11, 12 Duden, Gedenken
- 13 Vgl. Saxenhuber, Hedwig (Hg): „Erlauf erinnert sich...“ (Frankfurt am Main: Revolver Archiv für aktuelle Kunst, 2004), S.19
- 14 Sternfeld, Nora „Errungene Erinnerung“, S. 80
- 15 Menasse, Robert: Das Land ohne Eigenschaften. Essay zur österreichischen Identität. (Wien: Verlag Sonderzahl, 1992), S.17
- 16 „At Site of Nazi Camp, Austrians Face Their Past“, Richard Bernstein, erschienen 6.Mai 2003, New York Times
- 17 Vgl. Menasse, Land ohne Eigenschaften, S.13
- 18 Vgl. Sternfeld, Errungene Erinnerung“, S. 81
- 19 Vgl. Klambauer, Karl: „Österreichs Gedenkkultur zu Widerstand und Krieg. Denkmäler und Gedächtnisorte in Wien 1945-1986“ (Innsbruck: Studienverlag Ges.M.b.H, 2006), S.253
- 20 Klambauer, Gedenkkultur, S.235
- 21 Unabhängigkeitserklärung, (1) StGBL Nr. 1, 1. Mai 1945, abrufbar unter: https://www.ris.bka.gvat/Dokumente/BgblPdf/1945_1_0/1945_1_0.pdf
- 22 Vgl. Uhl, Heidemarie „Transformation des österreichischen Gedächtnisses. Geschichtspolitik und Denkmalkultur in der Zweiten Republik“ auf der Website der Österreichischen Akademie der Wissenschaften
- 23 Uhl, Transformation
- 24 Klambauer, Gedenkkultur, S.21
- 25 Vgl. Klambauer, Gedenkkultur, S.213
- 26 Klambauer, Gedenkkultur, S.216
- 27 Vgl. Klambauer, Gedenkkultur, S.218
- 28 Vgl. Perz, Bertrand: „Selbst die Sonne schien damals ganz anders...“, S. 38
- 29 Uhl, Transformation
- 30 Vgl. Uhl, Transformation
- 31 Klambauer, Gedenkkultur, S.216
- 32 Klambauer, Gedenkkultur, S.236
- 33 Klambauer, Gedenkkultur, S.246
- 34 Vgl. Uhl, Transformation
- 35 Uhl, Transformation
- 36 Vgl. Uhl, Transformation
- 37 Uhl, Transformation
- 38 „How Public Art Turns Political“, Michael Kimmelman, erschienen 23.10. 1996, New York Times
- 39 Public Art, Kimmelman
- 40 Public Art, Kimmelman
- 41 „Älplerische Dumpfheit“, Der Spiegel 30, 25.7.1988,
- 42 Klambauer, Gedenkkultur, S.216
- 43 Klambauer, Gedenkkultur, S.216
- 44 Vgl. Interview mit Anonym, S. 36
- 45 Klambauer, Gedenkkultur, S.248
- 46 Vgl. Kreis, Georg: „Zeitzeichen für die Ewigkeit. 300 Jahre Schweizer Denkmaltopografie“ (Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2008), S. 12
- 47 Gstettner, Peter: Orte mit historischer Belastung. Zu einigen Schwierigkeiten der Gedenkarbeit an Tat-Orten, Referat bei der Tagung „Stigmatisierte Orte – Lernorte für die Zukunft“, Oberwart 23. März 2002, S.6
- 48 Nora, Memory, S.6
- 49 Vgl. Nora, Memory, S.7
- 50 Vgl. Gstettner, Orte mit Vergangenheit, S.8
- 51 Vgl. Gstettner, Orte mit Vergangenheit, S.4
- 52 Klambauer, Gedenkkultur, S.7
- 53 Interview Andreas Baumgartner, S.18
- 54 Vgl. Libeskind, Daniel: „Jüdisches Museum Berlin“ (Dresden: Verlag der Kunst, 2000), S.14
- 55 Interview Andreas Baumgartner, S.10
- 56 Vgl. Gstettner, Orte mit Vergangenheit, S.4
- 57 Vgl. Gstettner, Orte mit Vergangenheit, S.3
- 58 Gstettner, Orte mit Vergangenheit, S.3
- 59 Klambauer, Gedenkkultur, S.7
- 60 Gstettner, Orte mit Vergangenheit, S.8
- 61 Gstettner, Orte mit Vergangenheit, S.8
- 62 Agamben, Was von Auschwitz bleibt, S.17
- 63 Kreis, Zeitzeichen für die Ewigkeit, S.11
- 64 Vgl. Interview Andreas Baumgartner, S.10
- 65 Vgl. Sternfeld, Errungene Erinnerung, S.78
- 66 Vgl. Kreis, Zeitzeichen, S.19
- 67 Lohse, Jörn: „Die Holocaust-Denkmäler in Bremen“, Google Book., S. 65
- 68 Vgl. Kreis, Zeitzeichen für die Ewigkeit, S. 20
- 69 Vgl. Kreis, Zeitzeichen, S. 20
- 70 Vgl. Robert Vorberg, S. 62
- 71 Vgl. Holzinger, Gregor: „Das letzte Urteil. Die beiden Prozesse gegen Johann Vinzenz Gogl“ erschienen in Kranebitter, Andreas (Mitherausgeber): Jahrbuch Mauthausen. KZ-Gedenkstätten und die neuen Gesichter des Rechtsextremismus (Wien: new academic press, 2015) S. 78
- 72 Kreis, Zeitzeichen, S. 11
- 73 Kreis, Zeitzeichen, S. 24
- 74 Kreis, Zeitzeichen, S.21
- 75 Kreis, Zeitzeichen, S. 390
- 76 Kreis, Zeitzeichen, S. 123
- 77 Vgl. Kreis, Zeitzeichen, S. 129
- 78 Kreis, Zeitzeichen für die Ewigkeit, S. 45
- 79 Vgl. Kreis, Zeitzeichen, S.114
- 80 Uhl, Transformation
- 81 Interview Robert Vorberg, S. 64
- 82 Vgl. Interview mit Anonym, S. 53
- 83 Kreis, Zeitzeichen, S.392
- 84 Kreis, Zeitzeichen, S.117
- 85 Schroer, Markus: Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums (Frankfurt am Main: suhrkamp Verlag, 2012, 4. Auflage), S.242
- 86 Schroer, Räume, S. 242
- 87 Kreis, Zeitzeichen, S.121
- 88 Kreis, Zeitzeichen, S.24
- 89 Stadtpaziergang: Jüdisches Wien, <https://www.wien.gv.at/spaziergang/juedisches-wien/judenplatz.html>
- 90 „Austere, silent and nameless – Whiteread’s concrete tribute to victims of nazism“, Adrian Searle, erschienen 26. Oktober 2000, The Guardian
- 91 Vgl. Interview Robert Vorberg, S. 62
- 92 Aichberger, Nina: „BesucherInnen-Graffiti und Gedenkorte. Eine Annäherung an die Inschriften der KZ-Gedenkstätte Mauthausen“ erschienen in Kranebitter, Andreas (Mitherausgeber): Jahrbuch Mauthausen. KZ-Gedenkstätten und die neuen Gesichter des Rechtsextremismus (Wien: new academic press, 2015), S. 56

- 93 Vgl. Aichberger, Graffiti, S.52
- 94 Vgl. Aichberger, Graffiti, S.53
- 95 Vgl. Rauterberg, Hanno: „Holocaust Mahnmahl Berlin. Eisenman architects“ (New York, Baden: Müller Verlag, 2005), S.
- 96 Kreis, Zeitzeichen, S. 239
- 97 Hemken, Kai-Uwe (HG): „Gedächtnisbilder. Vergessen und Erinnern in der Gegenwartskunst“ (Leipzig: Reclam Verlag, 1996) „Interview mit Jochen Gerz“, S. 255
- 98 Hemken, Gedächtnisbilder, S. 255
- 99 Libeskind, Jüdisches Museum, S. 32
- 100 Bourdieu, Pierre: „Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft“ (Frankfurt a. Main: suhrkamp Verlag, 2003), S.59
- 101 Vgl. Koszerek, Pippa: „Deep in Battles over our heads. Artistic Intervention and Urban Regeneration“, S.195
- 102 Interview mit Anonym, S. 52
- 103 Vgl. http://www.martinkrenn.net/?page_id=442, Zugriff 6.10.2016
- 104 Kreis, Zeitzeichen, S. 394
- 105 Interview Andreas Baumgartner, S.15
- 106 Vgl. Interview mit Anonym, S.53
- 107 Interview Andreas Baumgartner, S.15
- 108 Interview mit Anonym, S. 53
- 109 Vgl. Interview mit Anonym, S. 53
- 110 Vgl. Marte, Boris; Freytag, Aurelius: „Über die Neuverortung der Schoah in der Gegenwart am Beispiel des Wiener Judenplatzes“, S.2
- 111 Projektteam Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer: „Die Holocaust-Gedenkstätte auf dem Wiener Judenplatz und die Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer“, <http://old.doew.at/thema/judenplatz/gedenken.html>
- 112 Rodiek, Thorsten: „Daniel Libeskind – Museum ohne Ausgang. Das Felix-Nussbaum-Haus des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück“ (Thübingen: Wasmuth Verlag, 1998), S.32
- 113 Libeskind, Berlin, S.23
- 114 Interview Andreas Baumgartner, S.19
- 115 Vgl. Milevska, Suzana: „Gedächtnisverlust, Trauma und das Erhabene“, S. 241
- 116 Robert Musil in „Der Mann ohne Eigenschaften“
- 117 Gerz, Jochen: „Wir wissen, dass uns das Verdängte immer verfolgt“, S. 258
- 118 Rauterberg, Hanno: „Holocaust Mahnmahl Berlin. Eisenman architects“ (New York, Baden: Müller Verlag, 2005
- 119 Liebeskind, Jüdisches Museum
- 120 „Der Mann, der Hitler in eine Katze verwandelte“, Thomas von Steinaecker, erschienen am 23.9.2012, Die Welt
- 121 „Maus I. Holocaust und Hitler im Comic“, Patrick Bahners, erschienen am 26.11.2018, Frankfurter Allgemeine
- 122 Liebeskind, Jüdisches Museum,
- 123 Vgl. Interview mit Anonym, S. 53
- 124 Interview Andreas Baumgartner, S.17
- 125 „Nicht diese Symbolik. Formen des Gedenkens dürfen nicht schlimme Erinnerungen an Demütigungen wecken“, Ellen Presser, erschienen 24.7.2015 in der Jüdischen Allgemeine
- 126 Gstettner, Orte mit historischer Belastung, S. 5
- 127 Foucault, Michel: Les Hétérotopies, France-Culture, 7 décembre 1966, S.4
- 128 Foucault, Les Hétérotopies, S.3
- 129 Foucault, Les Hétérotopies, S.5
- 130 Interview Andreas Baumgartner, S.12
- 131 Interview Andreas Baumgartner, S.16
- 132 Gstettner, Orte mit Historischer Belastung, S. 4
- 133 Interview Jürgen Gangoly, S. 31
- 134 Gstettner, Orte mit historischer Belastung, S. 7
- 135 Vgl. „Flüchtlinge in ehemaligen Außenlager des KZ Buchenwald untergebracht“, erschienen am 14.9.2015, Der Standard
- 136 Vgl. Hitlers Geburtshaus – Abriss oder pädagogische Nutzung? <http://www.erinnern.at/bundeslaender/oesterreich/gedaechtnisorte-gedenkstaetten/neukonzeption-von-gedenkstaetten/hitlers-geburtshaus-abriss-oder-paedagogische-nutzung> Dr. Brigitte Bailand Galander
- 137 eben diese, Dr. Eleonore Lappin-Eppel
- 138 Schroer, Räume, S. 236
- 139 Vgl. Interview Andreas Baumgartner, S.12
- 140 Allmeier, Daniela: „Erinnerungsorte in Bewegung. Einleitung“
- 141 Vgl. Gstettner, Orte mit historischer Belastung, S. 5
- 142 Gstettner, Orte mit historischer Belastung, S. 5
- 143 Vgl. Interview mit Robert Vorberg, S. 72
- 144 Vgl. Schmutz, Wolfgang: „Wo die Republik beginnt und Endet“, <http://haraldwalsler.at/gastbeitrag-wo-die-republik-beginnt-und-endet/>
- 145 Gstettner, Peter: „Hauptaugenmerk Nebenlager. Für eine Dezentralisierung des Mauthausen Gedenken, S. 4
- 146 Interview Andreas Baumgartner, S.11
- 147 Interview Andreas Baumgartner, S.12
- 148 Vgl. Gstettner, Hauptaugenmerk Nebenlager, S. 1
- 149 Gstettner, Hauptaugenmerk Nebenlager, S.6
- 150 Gstettner, Orte mit Historischer Belastung, S. 5
- 151 Gstettner, Orte mit Historischer Belastung, S. 7
- 152 Gstettner, Orte mit historischer Belastung, S. 6
- 153 Vgl. Gstettner, Orte mit historischer Belastung, S. 11
- 154 Vgl. Schroer, Räume, S.239
- 155 „Reisen zum Leid der anderen. Dark Tourism“, Lina Muzur, erschienen am 4. März 2016, Zeit online
- 156 Interview Jürgen Gangoly
- 157 Gstettner, Orte mit historischer Belastung, S. 8
- 158 Erläuterung Mauthausen, S.1
- 159 gl, <http://www.cim-info.org>
- 160 Vgl. <http://www.cim-info.org>
- 161 <http://www.mkoe.at/internationale-gedenk-befreiungsfeier-2016>
- 162 Raschauer, Bernhard: „Allgemeines Verwaltungsrecht“, 2. Aktualisierte Auflage (Wien: Springer, 2003), S. 26
- 163 BMI, Vorblatt, S. 2
- 164 BMI, Vorblatt, S. 2
- 165 BMI, Erläuterung, S.1
- 166 BMI, Vorblatt, S.5
- 167 Aussendung BMI: Sobotka: "KZ-Gedenkstätte Mauthausen" auf neue gesetzliche Beine gestellt
- 168 BMI, Erläuterung, S.4
- 169 Vgl. Mail vom Gedenkverein
- 170 Vgl. „Die KZ-Gedenkstätte Mauthausen ist das Feigenblatt Österreichs“, Raphael Schön, erschienen am 13. April 2015, VICE Alps
- 171 Vgl. Aussendung Arbeitsgemeinschaft der NS-Opferverbände und Widerstandskämpfer/innen Österreichs)
- 172 Vgl. Mauthausen ist das Feigenblatt Österreichs
- 173 Vgl. Mauthausen ist das Feigenblatt Österreichs
- 174 Aussendung, VermittlerInnen
- 175 Interview Andreas Baumgartner, S.13
- 176 Vgl. Interview Robert Vorberg, S. 64
- 177 KZ Mauthausen: Tauziehen um Zuständigkeit, Dominik Schreiber, erschienen am 19.4.2016, Kurier
- 178 Schmutz, Wo die Republik beginnt
- 179 Schmutz, Wo die Republik beginnt
- 180 BMI, Erläuterung, S.4

LITERATURLISTE

BÜCHER

Agamben, Giorgio: „Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge“ (Frankfurt am Main: suhrkamp Verlag, 2003)

Allmeier, Daniela; **Manka**, Inge; **Mörtenböck**, Peter; **Scheuven**, Rudolf (Hg.): „Erinnerungsorte in Bewegung. Zur Neugestaltung des Gedenkens an Orten nationalsozialistischer Verbrechen“ (Bielefeld: transcript Verlag, 2016)

Arendt, Hanna: „The Origins of Totalitarianism“ (Cleveland: Meridien Books, published by the World Publishing Company, 1962)

Bourdieu, Pierre: „Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft“ (Frankfurt am Main: suhrkamp Verlag, 2006, 22. Auflage)

Klambauer, Karl: „Österreichs Gedenkkultur zu Widerstand und Krieg. Denkmäler und Gedächtnisorte in Wien 1945-1986“ (Innsbruck: Studienverlag Ges.M.b.H, 2006)

Kreis, Georg: „Zeitzeichen für die Ewigkeit. 300 Jahre Schweizer Denkmaltopografie“ (Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2008)

Libeskind, Daniel: „Jüdisches Museum Berlin“ (Dresden: Verlag der Kunst, 2000)

Lohse, Jörn: „Die Holocaust-Denkmäler in Bremen“, Google Book, https://books.google.at/books?id=m_t3DAAAQBAJ&dq=unterschied+denkmal+mahnmal&hl=de&source=gbs_navlinks_s

Menasse, Robert: Das Land ohne Eigenschaften. Essay zur österreichischen Identität. (Wien: Verlag Sonderzahl, 1992)

Raschauer, Bernhard: „Allgemeines Verwaltungsrecht“, 2. Aktualisierte Auflage (Wien: Springer, 2003)

Rauterberg, Hanno: „Holocaust Mahnmal Berlin. Eisenman architects“ (New York, Baden: Müller Verlag, 2005)

Rodiek, Thorsten: „Daniel Libeskind – Museum ohne Ausgang. Das Felix-Nussbaum-Haus des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück“ (Tübingen: Wasmuth Verlag, 1998)

Saxenhuber, Hedwig (Hg.): „Erlauf erinnert sich...“ (Frankfurt am Main: Revolver Archiv für aktuelle Kunst, 2004)

Schroer, Markus: Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums (Frankfurt am Main: suhrkamp Verlag, 2012, 4. Auflage)

TEXTE

Aichberger, Nina: „BesucherInnen-Graffiti und Gedenkort. Eine Annäherung an die Inschriften der KZ-Gedenkstätte Mauthausen“ erschienen in Kranebitter, Andreas (Mitherausgeber): Jahrbuch Mauthausen. KZ-Gedenkstätten und die neuen Gesichter des Rechtsextremismus (Wien: new academic press, 2015)

Foucault, Michel: Les Hétérotopies, France-Culture, 7 décembre 1966, Transcript, <http://oiselet.philo.2010.pagesperso-orange.fr/OC/Foucault.%20Conference.pdf>

Foucault, Michel: Of Other Spaces: Utopias and Heterotopias, in Architecture, Mouvement, Continuité, October, 1984, Translated from the French by Jay Miskowiec, <http://web.mit.edu/allanmc/www/foucault1.pdf>

Gstettner, Peter: „Hauptaugenmerk Nebenlager. Für eine Dezentralisierung des Mauthausen Gedenken erschienen in **Bauer**, Christa; **Baumgartner**, Andreas; **Merny**, Willi (Hrsg.): „Nichts als alte Mauern? Die Mauthausen Guideausbildung. Sinn und Möglichkeiten von KZ-Gedenkstättenbesuchen und Dokumentation eines erfolgreichen Modellprojekts. Band 1 (edition Mauthausen), Wien 2009, S. 45-54

Gstettner, Peter: Orte mit historischer Belastung. Zu einigen Schwierigkeiten der Gedenkarbeit an Tat-Orten, Referat bei der Tagung „Stigmatisierte Orte – Lernorte für die Zukunft“, Oberwart 23. März 2002

Holzinger, Gregor: „Das letzte Urteil. Die beiden Prozesse gegen Johann Vinzenz Gogl“ erschienen in Kranebitter, Andreas (Mitherausgeber): Jahrbuch Mauthausen. KZ-Gedenkstätten und die neuen Gesichter des Rechtsextremismus (Wien: new academic press, 2015)

Marte, Boris; **Freytag**, Aurelius: „Über die Neuverortung der Schoah in der Gegenwart am Beispiel des Wiener Judenplatzes“ http://www.plattform.or.at/download/POP_Art_Mahnmal.pdf

Mayer, Vera: Wohnbauentwicklung und Wohnqualität im Umland von Wien Ergebnisse einer Bürgermeisterbefragung <https://www.noewohnbauforschung.at/dokumente/uploads/2101-1.pdf>

Milevska, Suzana: „Gedächtnisverlust, Trauma und das Erhabene. Die unsichtbaren Grenzbereiche des Rassismus in der visuellen Kultur.“ erschienen in Allmeier, Daniela; Manka, Inge; Mörtenböck, Peter; Scheuven, Rudolf (Hg.): „Erinnerungsorte in Bewegung. Zur Neugestaltung des Gedenkens an Orten nationalsozialistischer Verbrechen“ (Bielefeld: transcript Verlag, 2016)

Nora, Pierre „Between Memory and History: Les lieux de Mémoire“ erschienen in Representation 26, Spring 1989, University of California

Projektteam "Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer: „Die Holocaust-Gedenkstätte auf dem Wiener Judenplatz und die "Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer", <http://old.doew.at/thema/judenplatz/gedenken.html>

Schmutz, Wolfgang: „Wo die Republik beginnt und Endet“, Online-Gastbeitrag: <http://haraldwalsler.at/gastbeitrag-wo-die-republik-beginnt-und-endet/>

Sebald, Gerald; **Weyand**, Jan „Zur Formierung sozialer Gedächtnisse*“ erschienen in Zeitschrift für Soziologie, Jg 40, Heft 3, Juni 2011, S.174-189

Siebeck, Cornelia: „The universal is an empty space. Nachdenken über die (Un-)Möglichkeit demokratischer KZ-Gedenkestätten“ erschienen in Allmeier, Daniela; Manka, Inge; Mörtenböck, Peter; Scheuven, Rudolf (Hg.): „Erinnerungsorte in Bewegung. Zur Neugestaltung des Gedenkens an Orten nationalsozialistischer Verbrechen“ (Bielefeld: transcript Verlag, 2016)

Sternfeld, Nora: „Errungene Erinnerungen. Gedenkstätten als Kontaktzonen.“ erschienen in Allmeier, Daniela; Manka, Inge; Mör

[Literatur]

tenböck, Peter; Scheuven, Rudolf (Hg.): „Erinnerungsorte in Bewegung. Zur Neugestaltung des Gedenkens an Orten nationalsozialistischer Verbrechen“ (Bielefeld: transcript Verlag, 2016)

Traganou, Jilly: „Towards a Post-national Polis: „Transnational Territorial Practices through Greece and the Balkans“ erschienen in Naik, Deepa (Editor); Oldfield, Trenton: „Critical Cities. Ideas, Knowledge and Agitation from emerging Urbanists. Vol.2“ (London Myrdle Court Press, 2010)

Uhl, Heidemarie „Transformation des österreichischen Gedächtnisses. Geschichtspolitik und Denkmalkultur in der Zweiten Republik“ auf der Website der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, (Zugriff 16.4.2016)
<http://www.oew.ac.at/ikt/mitarbeiterinnen/publikationen-der-mitarbeiter/heidemarie-uhl-werkverzeichnis-seit-1999/heidemarie-uhl-werkverzeichnis-vor-1999/transformationen-des-oesterreichischen-gedaechtnisses/>

ZEITUNGSARTIKEL

„Älplerische Dumpfheit“, Der Spiegel 30, 25.7.1988,
<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13530555.html>

„At Site of Nazi Camp, Austrians Face Their Past“, Richard Bernstein, erschienen 6.Mai 2003, New York Times
http://www.nytimes.com/2003/05/06/world/at-site-of-nazi-camp-austrians-face-their-past.html?_r=0 (Zugriff online, 13.4.2016)
 „Austere, silent and nameless – Whiteread’s concrete tribute to victims of nazism“, Adrian Searle, erschienen 26. Oktober 2000, The Guardian, <https://www.theguardian.com/culture/2000/oct/26/artsfeatures6>

„Der Mann, der Hitler in eine Katze verwandelte“, Thomas von Steinaecker, erschienen am 23.9.2012, Die Welt
<https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article109383050/Der-Mann-der-Hitler-in-eine-Katze-verwandelte.html>

„Die KZ-Gedenkstätte Mauthausen ist das Feigenblatt Österreichs“, Raphael Schön, erschienen am 13. April 2015, in VICE Alps, <http://www.vice.com/alps/read/kz-gedenkstaette-mauthausen-bundesanstalt-kritik-654>

„Flüchtlinge in ehemaligen Außenlager des KZ Buchenwald untergebracht“, erschienen am 14.9.2015, Der Standard
<http://derstandard.at/2000022176735/Fluechtlinge-in-Ex-KZ-Buchenwald-untergebracht>

„Hofer und das "Wundern: Österreich wird wie Ungarn"“, Gerfried Sperl, erschienen am 24. April 2016, im Standard
<http://derstandard.at/2000035642016/Hofer-und-das-Wundern-Oesterreich-wird-wie-Ungarn> (Zugriff 5.10.2016)

„Utopia 2016: Jubiläum als Frage“, Thomas Macho, erschienen am 8. Oktober 2016 im Standard
<derstandard.at/2000045537235/Utopia-2016-Jubilaeum-als-Frag>

„Hitlers Geburtshaus – Abriss oder pädagogische Nutzung?“ <http://www.erinnern.at/bundeslaender/oesterreich/gedaechtnis-orte-gedenkstaetten/neukonzeption-von-gedenkstaetten/hitlers-geburtshaus-abriss-oder-paedagogische-nutzung> (Zugriff am 23.9.2016)

„How Public Art Turns Political“, Michael Kimmelman, erschienen 23.10. 1996, New York Times
<http://www.nytimes.com/1996/10/28/arts/how-public-art-turns-political.html?pagewanted=all> (Zugriff online, 11.4.2016)

„KZ Mauthausen: Tauziehen um Zuständigkeit“, Dominik Schreiber, erschienen am 19.4.2016, Kurier

[Literatur]

<https://kurier.at/chronik/oberoesterreich/mauthausen-aufstand-gegen-kz-bundesanstalt/193.939.899>

„Maus I. Holocaust und Hitler im Comic“, Patrich Bahners, erschienen am 26.11.2018, Frankfurter Allgemeine
<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/comic-spezial/ueber-comics/maus-i-holocaust-und-hitler-im-comic-1729632.html>

„Nicht diese Symbolik. Formen des Gedenkens dürfen nicht schlimme Erinnerungen an Demütigungen wecken“, Ellen Presser, erschienen 24.7.2015 in der Jüdischen Allgemeinen, <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/22876>

„Reisen zum Leid der anderen. Dark Tourism“, Lina Muzur, erschienen am 4. März 2016, Zeit online
<http://www.zeit.de/kultur/2016-03/dark-tourism-leid-reisen-sarajevo-fehlendes-mitgefuehl-10nach8>

„SCS-Erlebniswelt: ÖAAB-Bezirk Mödling gegen Grün-Polemik!“, erschienen in APA OTS, 18.12.1997
http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_19971218_OTS0145/scs-erlebniswelt-oaab-bezirk-moedling-gegen-gruen-polemik

INTERVIEWS

Gerz, Jochen: „Wir wissen, dass das Verdrängte uns immer verfolgt“. Interview von Jaqueline Lichtenstein und Gérard Wajcman erschienen in Hemken, Kai-Uwe (HG): „Gedächtnisbilder. Vergessen und Erinnern in der Gegenwartskunst“ (Leipzig: Reclam Verlag, 1996)

Geführte Interviews (Buch 3)

Interview mit Jürgen Gangoly, Vorsitzender des Gedenkvereins Neu Guntramsdorf- Wiener Neudorf (September 2015)

Interview mit Andreas Baumgartner, Finanzreferent Mauthausen Komitee Österreich (Jänner 2016)

Interview mit Herbert Janschka, amtierender Bürgermeister der Gemeinde Wiener Neudorf (Februar 2016)

Interview mit Irmgard Balint, Projektmanagerin der Eco-Plus, Wirtschaftspark IZ NÖ-Süd (Februar 2016)

Interview mit Robert Weber, Bürgermeister in Neu Guntramsdorf (Februar 2016)

Interview mit einem anonymen Künstler (Juni 2016)

Interview mit Robert Vorberg (September 2016)

WEBSEITEN

Blog von Bürgermeister Janschka, Wiener Neudorf

<http://www.janschka.at/2014/09/07/was-wird-da-gebaut/>, (Zugriff 23.9.2016)

Comité International de Mauthausen, <http://www.cim-info.org>

Mauthausen Komitee Österreich, <http://www.mkoe.at/internationale-gedenk-befreiungsfeier-2016>

Duden, <http://www.duden.de/suchen/dudenonline/gedenken> (Zugriff 12.6.2016)

Duden, <http://www.duden.de/suchen/dudenonline/erinnern> (Zugriff 12.6.2016)

Gedenkverein Wiener Neudorf und Neu Guntramsdorf

<http://www.gedenkverein.at>

Georg Laub, https://de.wikipedia.org/wiki/Georg_Laub

Martin Krenn, Künstler: http://www.martinkrenn.net/?page_id=442, (Zugriff 28.9.2016)

Stadtspaziergang: Jüdisches Wien. <https://www.wien.gv.at/spaziergang/juedisches-wien/judenplatz.html> , (Zugriff 12.9.2016)

„Would you like to participate in an artistic experience?“

<http://www.nbp.pro.br> (Zugriff 5.10.2016)

DOKUMENTE/UNTERLAGEN

Aussendung Arbeitsgemeinschaft der NS-Opferverbände und Widerstandskämpfer/innen Österreichs)

Aussendung des BMI: Sobotka: "KZ-Gedenkstätte Mauthausen" auf neue gesetzliche Beine gestellt

http://www.bmi.gv.at/cms/bmi/_news/bmi.aspx?id=444C67743432724E644D6F3D&page=0&view=1

„Entwurf „Bundesgesetz über die Errichtung der Bundesanstalt „KZ Gedenkstätte“ Mauthausen/Mauthausen Memorial“ (Gedenkstattengesetz – GStG) inkl. Erläuterung und Vorblatt

Folder „Das Konzentrationslager in Guntramsdorf und Wiener Neudorf, www.gedenkverein.at

Stellungnahme der Arbeitsgemeinschaft der NS-Opferverbände und Widerstandskämpfer/innen Österreichs

https://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXV/SNME/SNME_06363/index.shtml (Zugriff 14. 6. 2014)

Unabhängigkeitserklärung, (1) StGBI. Nr. 1, 1. Mai 1945,

abrufbar unter: https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1945_1_0/1945_1_0.pdf

„Unser Neudorf. Mitteilungen des Archivs der Marktgemeinde Wiener Neudorf, (Hg. Kurt Janetschek, 2001)

„Unser Neudorf. Veröffentlichungen des Archivs der Marktgemeinde Wiener Neudorf, Neue Reihe,

Heft 4 (Marktgemeinde Wiener Neudorf, 2014)

„Wiener Neudorf im Wandel der Zeit“ (Hg. Kurt Janetschek,)

VIDEOS

Arik Brauer bei der Mahnmal-Enthüllung in Wiener Neudorf

<https://www.youtube.com/watch?v=uiKrIkWwgrY>

FOTOQUELLEN

1 https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/8/8f/Mahnmal_Albertinaplatz_Vienna_Oct._2006_006.jpg

2 https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/2/26/Rachel_whitewien_holocaust_mahnmal_wien_judenplatz.jpg

3 <http://www.gedenkstaetten-in-hamburg.de/typo3temp/pics/b5feaffc5a.jpg>

4 <https://imgv2-2-f.scribdassets.com/img/document/211351622/original/0418847269/1464724665>

5 http://www.fotogalerie-wien.at/photo/image/thumbs/size_236_krenn_plakat_.jpg?PHPSESSID=366c8f64ab30d13dea4b66c894f7cba5

6 <http://rote-spuren.gpa-djp.at/files/2014/07/Hinterbrühl.png>

7 http://www.geheimprojekte.at/p_languste_gedenk.jpg

8 <http://andberlin.com/wp-content/uploads/2012/10/stolpersteine-134.jpg>

9 <http://www.quarz-roggendorf.at/typo3temp/pics/461d79a541.jpg>

10 http://www.geheimprojekte.at/p_languste_gedenk.jpg

11 <http://static.panoramio.com/photos/original/25403165.jpg>

12 https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/thumb/5/54/Hirtenberg_Soldatendenkmal.JPG/170px-Hirtenberg_Soldatendenkmal.JPG

13 lenzing <http://www.voecklabruck.net/lenzing/lenzing-denkmal.jpg>

Alle unnummerierten Bilder wurden von Julia Rogner fotografiert

Lost (in) Spaces

BUCH 2
ANALYSE

Zum Umgang mit durch die
Nutzung als Konzentrationslager
verloren gegangenen Räumen

Inhalt

« Utopia is often prematurely
spoken truth »

Alphonse de Lamartine

1. DIE VERLORENEN ORTE IN WIENER NEUDORF UND GUNTRAMSDORF	
Eine Analyse.	5
1.2. Grundstücke der ehemaligen Konzentrationslager und kurzer geschichtlicher Überblick ¹ Zwischen Opfermythos, Heldenverehrung und Neupositionierung	7
1.2. Analyse Neu Guntramsdorf und Wiener Neudorf anhand der festgelegten Faktoren visuellen Aspekt von Gedenkarbeit	12
2. AND NOW?	
Mein Vorschlag zum Umgang: die Erkenntnisse aus der Forschungsarbeit und die Basis dieser für mein künstlerisches Projekt	27
3. DAS BUCH VOM WUNDERN	33
4. RESÜMEE	43
LITERATUR UND QUELLENVERZEICHNIS	46

Eins

*«Think of all beauty still left
around you and be happy»*

Anne Frank

1

Wiener Neudorf und Neu Guntramsdorf

Eine Analyse

1

*Erstes Kapitel***Die verlorenen Orte in Wiener Neudorf
und Neu Guntramsdorf.***Eine Analyse*

Wiener Neudorf ist eine etwa 6 km² große Marktgemeinde im Bezirk Mödling und Teil des Industrieviertels von Niederösterreich. Die Gemeinde hat etwa 9000 Einwohner. Der Ort lässt sich in verschiedene Zonen einteilen. Es gibt das organisatorische Zentrum direkt an der Hauptstraße, eine der Hauptverkehrsachsen. Dort befinden sich das Rathaus, die örtliche Volksschule mit einem Kindergarten und ein Supermarkt. Öffentliche Einrichtungen gibt es einige: das Freizeitzentrum, ein Veranstaltungs- und Sportzentrum und das Migazzi-Haus, in dem verschiedene Vereine wie die Pfadfinder oder auch die Musikschule untergebracht sind. Das Migazzi-Haus befindet sich im Klosterpark, einer alten Parkanlage. Hier stehen heute noch Reste der ehemaligen Klosteranlage. Ein weiterer Nutzungsschwerpunkt von Wiener Neudorf ist die Industrie. Im Süden bilden fast 280 ha das Industriezentrum Süd, von dem ein Teil auf dem Gemeindegrundstücken liegt, im Norden stehen einige Gebäude der Shopping City Süd, einer Mall, auf Gemeindegrundstücken. Die starke industrielle Nutzung ist auch der Grund für die wirtschaftlich ausgezeichnete Positionierung des Ortes. Das Thema Wohnen ist in dem Ort unterschiedlich vertreten. Neben zahlreichen Einfamilienhaus-Siedlungen (Mitterfeld-Siedlung, Griesfeld) gibt es einige Zonen mit klassischem Wohnbau. So zum Beispiel die Wohnhausanlage in der Hauptstraße oder der Reisenbauerring. In den letzten Jahren sind weitere Wohnanlagen im Ortskern, unter anderem auf dem Europaplatz, entstanden. Durch die Lokalbahn und Busse ist die Gemeinde halbwegs gut angeschlossen. Die Nahversorgung ist ausreichend vorhanden, Freizeiteinrichtungen,

Park- und Grünanlagen gibt es genug, durch das „Waldl“ gibt es eine naturbelassene Freizeitanlage, die bis nach Biedermannsdorf führt, begleitet von einer Radstrecke. Es gibt mehrere Kindergärten, eine Volksschule, einen Hort, und letzter großer planerischer Diskussionspunkt war ein Bildungscampus mit Mittelschule, der aber durch Umstrukturierungen im Gemeinderat nicht aktuell ist.

Politisch wechselt das Amt des Bürgermeisters in den letzten Jahren zwischen dem ÖVP-nahen UFO und der SPÖ. 2014 gab es ein partizipatives Projekt zu „Wiener Neudorf 2030“, in dem die Zukunft des Ortes diskutiert wurde. Der Wechsel zwischen den beiden Parteien führt dazu, dass die gemeindepolitischen Schwerpunkte immer wieder wechseln, was zu keinen konkreten Ergebnissen führt.

Der Ort wird durch die durchführende Triester Straße, die B17, und die dazu parallel laufenden Lokalbahnlinie, die „Badner Bahn“, in zwei Hälften geteilt, die Hauptstraße teilt ihn orthogonal dazu noch ein weiteres Mal. Dadurch ergibt sich für die Gemeinde die Problematik des Zerrissenseins, es fehlt ein Ortskern. Es gibt zwar den alten Ortskern, der von den alten Gebäuden, die rund um den Mödling Bach angesiedelt sind, gebildet wird, dieser ist aber nicht belebt und hat keine verbindende Funktion. Hier sind zwar die ortsansässigen Heurigen situiert, diese tragen aber durch ihre unregelmäßigen Öffnungszeiten nicht zur Belebung bei. Es gibt eine Vielzahl an unbelieben Restflächen und wenig großzügigem öffentlichem Raum mit Sitzgelegenheiten oder Ähnlichem. Die Orte, die für Events, Versammlungen und gemeinschaftliche

Veranstaltungen genutzt werden, wie zum Beispiel das Migazzi-Haus, das Freizeitzentrum, oder der Pfarrhof, stehen in keinem direkten Zusammenhang, man bewegt sich in Wiener Neudorf mehrheitlich von Ziel zu Ziel und verbringt so wenig Zeit im öffentlichen Raum oder beim Erschließen des Ortes, die Landschaft ist zersiedelt, es gibt keinen visuellen Zusammenhalt¹, viele Bereiche der Gemeinde sind ungenutzt, ein verlassenes Postsuburbia².

Die Gemeinde ist ein klassischer Fall von Übergangsort zwischen Stadt und Land: Es gibt starke urbane Einflüsse (Verkehr, stellenweise hohe Dichte, Mentalität), aber auch einige ländliche Aspekte wie Landwirtschaft, Grünraum und traditionelle Veranstaltungen wie Erntedankfest oder Ähnliches. Die gleiche Charakteristik gilt für die angrenzende Gemeinde Guntramsdorf, dort gibt es allerdings einen etwas besser funktionierenden Ortskern. Lokalbahn-Bahnhof, Rathaus und Veranstaltungsflächen bilden einen gemeinsamen Kern, um den herum die Ansiedelung stattfand und sich in den letzten Jahrzehnten immer weiter ausgedehnt hat. Zusätzlich gibt es noch einen Bahnhof der ÖBB, der etwas außerhalb des Ortskerns liegt. Die B17 führt durch Guntramsdorf durch und ist das verbindende Element zwischen den im Süden Wiens – dem Wiener Becken – gelegenen Gemeinden. Besonders prägend für den Ort sind die Weinberge, die im Westen direkt an Einfamilienhäuser angrenzen, und gemeinsam mit dem angrenzenden Wienerwald ein Naherholungsgebiet sowohl für die ortsansässige Bevölkerung, als auch für Wiener darstellen, was den Ort besonders für Tagestouristen interessant macht.

Auch in Guntramsdorf, eine Gemeinde mit um die 9000 Einwohnern, gibt es einige Wohnsiedlungen, eine davon ist „Neu-Guntramsdorf“ im Norden, direkt angrenzend an das Industriegebiet. Diese Siedlung wurde 1938 von Georg Laub, dem Leiter der Planungsabteilung der Deutschen Arbeitsfront (DAF) geplant³. Eine weitere Siedlung ist die Blumensiedlung, die allerdings mit 2.000 Einwohnern erheblich kleiner ist, als Neu Guntramsdorf. Ähnlich wie in Wiener Neudorf war und ist das Thema Bildung/Schule eines der politischen Schwerpunktthemen. In Guntramsdorf wurde 2014 die Entscheidung

getroffen, ein privates Oberrealgymnasium zu betreiben, welches aktuell errichtet wird und gegen Ende 2016 fertig werden soll.

1.1. GRUNDSTÜCKE DER EHEMALIGEN KONZENTRATIONSLAGER UND KURZER GESCHICHTLICHER ÜBERBLICK⁴

1943 wurde das Außenlager des Konzentrationslagers Mauthausen in der heutigen Gemeinde Guntramsdorf gebaut. Es diente zur Aufstockung der Arbeitskräfte des Flugmotorenwerks Ostmark. Das FMO wurde 1941 nach einem verstärkt geführten Luftkrieg gebaut und verfügte über drei Produktionsstätten: Wiener Neudorf, Maribor und Brno.

Nach einem Brand des Lagers im Jahr 1944, ausgelöst durch einen Luftangriff der US-Einheiten, wurde das FMO nach Wiener Neudorf verlegt, damals der 24. Bezirk und somit ein Teil von Wien, wo es bis zum April 1945 und dem Einmarsch der Alliierten als so genanntes Arbeiterlager weiter geführt wurde. Die Nutzung des Außenlagers endet am 2. April 1945 mit dem als „Todesmarsch“ bezeichneten Aufbruch nach Mauthausen. Hierbei wurden um die 200 Häftlinge ermordet, die Überlebenden wurden am 5. Mai 1945 in Mauthausen befreit.⁵

Die Typologie des KZs entspricht der Typologie aller Außenlager dieser Zeit. Es gab 22 Baracken, zwei weitere als Krankenbaracken, sechs Waschräume, WC-Baracken, eine Lagerschreibstube, Küche, Werkstätte und Unterkünfte der Wachmannschaften. In Guntramsdorf wurden neben dem KZ-Gelände von der Gemeinnützigen Wohnungs- und Siedlergesellschaft Wohnbauten errichtet, die als Unterkunft und Alterswohnsitz für verdiente NS-Offiziere gedacht waren: die Holzwebersiedlung, benannt nach dem Dollfußmörder Franz Holzweber. Diese Wohnhäuser sind heute noch erhalten und werden weiterhin von Familien als Wohnraum genutzt.⁶ Formal lassen sich die Bauten als einfach und traditionell bezeichnen, sie sind zweckorientiert und ohne ausufernde Gestaltungselemente.

[6]

[7]

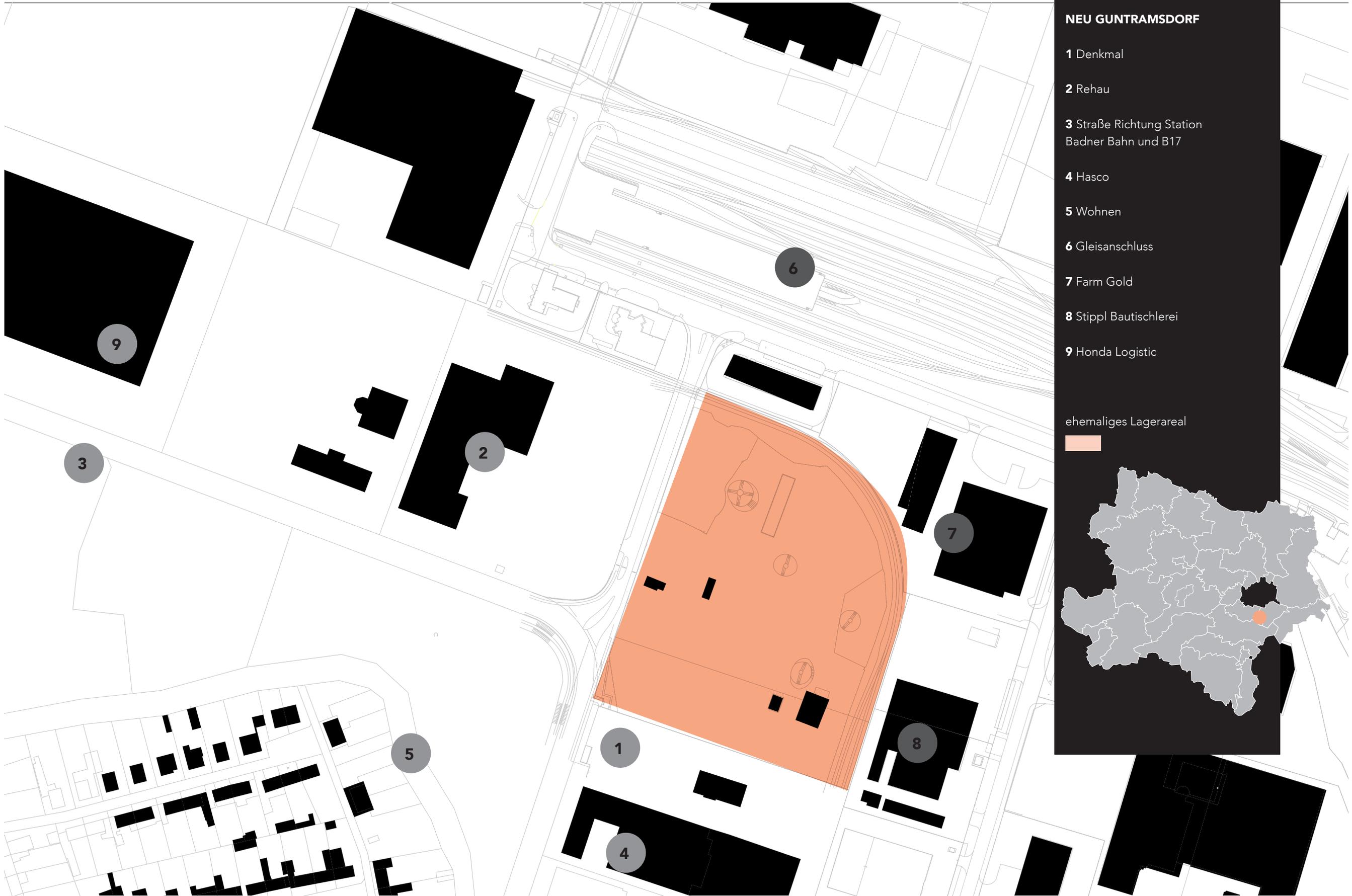


WIENER NEUDORF

- 1 ehemaliger KZ-Eingang und Standort Denkmal
- 2 Gemeindeamt
- 3 Station Badner Bahn
- 4 Nahversorgung und Bank
- 5 Wohnen
- 6 Palmers-Gebäude
- 7 Übungsplatz Fahrschule
- 8 B 17
- 9 Volksschule
- 10 Kindergarten

ehemaliges Lagerareal

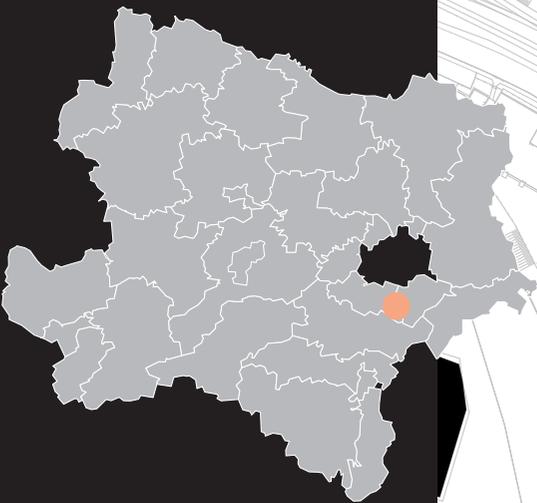




NEU GUNTRAMSDORF

- 1 Denkmal
- 2 Rehau
- 3 Straße Richtung Station Badner Bahn und B17
- 4 Hasco
- 5 Wohnen
- 6 Gleisanschluss
- 7 Farm Gold
- 8 Stippl Bautischlerei
- 9 Honda Logistic

ehemaliges Lagerareal



Ein Teil des ehemaligen Konzentrationslager-Geländes befand sich auf mehreren Grundstücken im nördlichen Teil von Wiener Neudorf, umgeben von Äckern, Einfamilienhäusern und derzeit ungenutzten Grundstücken, deren zukünftige Nutzung aktuell stark diskutiert wird. Sichtverbindung gibt es auch zur SCS, zur Autobahn und zur B17. Auf einem der Grundstücke befindet sich das Palmers-Gebäude, das fast eine ikonographische und identitätsstiftende Funktion für den Ort hat. Das hohe Gebäude mit einer komplett verglasten Fassade ist aus sämtlichen Richtungen weithin sichtbar und war starker Markenrepräsentant der Firma Palmers, heute wird das Hochhaus mehrheitlich für Werbeschaltungen genutzt. Weiters wurde ein Teil des Geländes von der Fahrschule Ebner für Fahranfängerübungen verwendet. Seit 2014 steht an der südlichen Grundstücksgrenze ein Denkmal von Arik Brauer. Ein weiterer Teil ist von Wildwuchs bewachsen und dient als Lärm- und Windschutzgürtel.

1.2. ANALYSE NEU GUNTRAMSDORF/ WIENER NEUDORF ANHAND DER FESTGELEGTEN FAKTOREN

Die vorab bestimmten Faktoren zur Analyse ehemaliger Außenlagerflächen werden nun anhand des konkreten Beispiels in Wiener Neudorf und Guntramsdorf überprüft, um hier einen vertieften Einblick in die Charakteristik der Plätze zu bekommen und den aktuellen Status festlegen zu können.

1.DER ZUGANG DURCH DIE GEMEINDE

Lange Zeit wurde die Thematik des Konzentrationslagers durch die Gemeinden nicht aufgegriffen, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Es gab keine Hinweise, man hörte davon nichts im Geschichtsunterricht, selbst in den Chroniken war davon nichts zu finden.

Die Initiative zur Gedenkarbeit startete im Falle von Wiener Neudorf/Neu Guntramsdorf durch Aktivitäten in der Bevölkerung – unter anderem dem Pfarrer in Neu Guntramsdorf, der in Kontakt mit Zeitzeugen stand – und wurde nicht durch Politiker des Ortes ins Leben gerufen. Trotz allem lässt sich heute, im Jahre 2016, feststellen, dass es mittlerweile die Bereitschaft auch seitens der

Politik gibt, diese Orte als Gedenkort zu nutzen und die Thematik ihrer Relevanz entsprechend aufzuarbeiten und zu thematisieren. Es gibt Denkmäler an beiden Standorten, die Vergangenheit wird mittlerweile zumindest in Ansätzen in Gemeinde-Chroniken erwähnt, und die Fläche in Neu-Guntramsdorf ist sogar von der B17, der Triester Straße, aus beschildert und klar gekennzeichnet. Das Gedenken ist in beiden Gemeinden visuell verankert, es gibt sowohl Hinweistafeln und Beschilderung als auch Denkmäler.

Das Arik-Brauer Denkmal in Wiener Neudorf: Da es in Wiener Neudorf nicht immer einen sehr offenen Umgang mit der Vergangenheit als Standort eines KZ Außenlagers gab, ist es ein großer Schritt, dass dieses Denkmal 2014 umgesetzt wurde. Dennoch gibt es einige Aspekte, die, analytisch betrachtet, nicht ideal gelöst wurden.

Über die Gestaltung des Denkmals gibt es vermutlich eine Vielzahl von Meinungen, die alle ihre Berechtigung haben, Kunst ist diskutierbar. Persönlich finde ich allerdings, dass sich das Kunstwerk zu sehr über seinen Gestalter definiert. Angefangen von der Materialwahl bis zu doch sehr figuralen Ausformungen und dem großen Brauer-Schriftzug, repräsentiert das Denkmal einen sehr persönlichen Zugang zu diesem Thema. Hier spiegelt sich die Thematik des Ausklammerns unterschiedlicher Zugänge wieder, es ist ein partikularer Vorschlag von jemandem, der keinen örtlichen Bezug zu Wiener Neudorf hat.

Es drängt sich hier auch die Frage auf, ob in einem Kontext, der viele verschiedene Einzelschicksale beinhaltet und mitträgt, ein Konzept entwickelt werden darf, das sich allein um die einzelne Erfahrung einer Person rankt und konstruiert. Wie schon im Kapitel „Kunst in diesem Kontext“ erläutert, spiegelt diese Umsetzung sämtliche Problematiken wieder, die bereits vertieft analysiert wurden und die aktuell meines Erachtens nach nicht ideal gelöst werden. Es ist ein traditioneller und veralteter Zugang, der sehr viele Möglichkeiten, die andere künstlerische Ansätze mit z. B. partizipativem Charakter beinhalten, außen vor lässt.

Es ist ein Denkmal im klassischen Sinne, ein perfekter Ort, um Kränze niederzulegen und Gedenkfeiern abzuhalten. Aber ist es ein Ort, mit dem sich die Bevölkerung identifizieren kann, bzw. ein Ort, der die Bewohner der Gemeinde zu einem reflektierten Umgang mit diesem Grundstück anregt und mit einem gestärkten Bewusstsein für die belastende Vergangenheit der Ortschaft einlässt? Das bezweifle ich. Denn selbst wenn der Standort hoch frequentiert ist, so ist es ein Standort, an dem nichts passiert, wo kein Gemeindeleben stattfindet. Mehrheitlich passieren die Menschen dieses Denkmal im Auto, am Weg zum Konsum oder zum Vergnügen. Diejenigen, die an diesem Platz vorbei spazieren, haben weder die Möglichkeit, an dieser Stelle zu verweilen, da es keine Sitzgelegenheit gibt, noch lädt der Platz ein, sich länger aufzuhalten. Es ist ein toter Fleck im Ortsgefüge. Hier werden die wichtigsten Aufgaben eines Denkmals, sich den Bewohnern anzunähern, Möglichkeiten zur Diskussion zu bieten und als Anreiz zur Reflexion und zur persönlichen Auseinandersetzung mit der Thematik zu dienen, nicht erfüllt.

Arik Brauer, Sohn eines jüdischen Schuhmachers und bekannter österreichischer Künstler, unter anderem Vertreter der Wiener Schule des Phantastischen Realismus, wuchs in Wien auf, sein Vater starb in einem Konzentrationslager, er selber überlebte den Krieg dank eines Verstecks. Arik Brauer ist Zeitzeuge, der die Nazi-Verbrechen innerhalb seiner eigenen Familie miterleben musste, und bei der konzeptionellen Arbeit seine persönlichen Erfahrungen mit einfließen ließ. Kritische Stimmen in Neudorf bemängeln die Wahl Arik Brauers als ungeeigneten Künstler, da er als Jude repräsentativ für die jüdische Bevölkerung steht und in den Konzentrationslagern vor Ort mehrheitlich Polen und Franzosen inhaftiert waren – daher wäre es ev. sinnvoller gewesen, einen polnischen Künstler zu beauftragen⁷. Einen bekannten österreichischen Künstler in das Projekt zu involvieren, fördert mit Sicherheit die Medienwirksamkeit der Projekte, was wiederum auch von einem offenen und ehrlichen Zugang zeugt. Allerdings sind auch in diesem Fall die Absichten kritisch zu hinterfragen. Überschattet die Alibi-Funktion vielleicht andere, wünschenswertere Funktionen, die die Bevölkerung verstärkt miteinbeziehen könnten?

Die Plastik ist etwa 3,5 Meter hoch und zeigt eine magere Figur auf einem Podest aus roten Ziegelsteinen. Die Arme der Figur sind am Rücken gefesselt, oder verschränkt, die Figur neigt sich nach vorne, ist etwas gebeugt und blickt zum Himmel. Um den Körper der Figur ist Stacheldraht gewickelt, ebenso um den Kopf. Diesbezüglich zieht Brauer selber den Vergleich mit einer Dornenkrone, die er damit argumentiert, dass „wir in einem katholischen Land leben, und ich glaube, dass das das richtige Symbol ist“. Den figurativen Zugang zur Umsetzung dieses Mahnmals erläutert er durch seinen „Zugang zur Kunst“.

Die Materialität des Kunstwerks ist eine Kombination aus Ziegeln, Stacheldraht und Corten-Stahl. Der Sockel sowie die Figur selber sind aus Ziegeln, der Sockel gliedert sich in drei Abschnitte: ein aus Beton gegossenes Fundament, den ersten großen Sockel-Abschnitt aus Ziegeln in Form eines Würfels und darauf einen vierfach-getrepten Sockel, auf dem die Figur positioniert ist. Der Stacheldraht ist ein additives Element, das um den Corpus und den Kopf der Gestalt gewickelt wurde und eine starke symbolträchtige Funktion bekommt. Bezüglich der Materialität sagt Brauer: „Ich habe dieses Material gewählt, aus einem persönlichen, bestimmten Grund. Ich habe ja eine Zeit lang während der Nazi-Herrschaft in der Tempelgasse gearbeitet, und das war der zerstörte Tempel, und der war aus Ziegeln gebaut. Und ich hab dort zwischen Ziegeln jahrelang gearbeitet, und das war für mich ein cauche-mar, eine Art Alptraum. Und daher hab ich diese Ziegeln gewählt und hab’ auch die Figur aus dem Material gemacht“⁸. Corten-Stahl wählte man für die Platte, die am Sockel des Denkmals angebracht wurde. Auf der Platte steht geschrieben: „Im Gedenken an die Opfer des KZ Mauthausen Außenlager Wiener Neudorf 1943-1945. Marktgemeinde Wiener Neudorf, Mauthausen-Komitee Österreich, KZ Gedenkverein Guntramsdorf/Wr. Neudorf. Errichtet im Oktober 2014“. In der Sockel-Basis findet man noch den eingeritzten Namen des Künstlers in Großbuchstaben: BRAUER.

Das Denkmal befindet sich dort, wo der ehemalige Lagereingang zum KZ-Gelände war, wo sich das Tor, das die Welt draußen von der abstrakten und unmenschlichen

[12]

[13]

Welt hinter dem Lagerzaun trennte, befand. Es steht auf einem mit Fliesen verkleideten Platz, der sich aus dem Gehweg heraus entwickelt, direkt bei der Straßenkreuzung der Palmersstraße mit dem Eumigweg. Auf dem dahinter liegenden ehemaligen KZ-Gelände befindet sich das Palmers-Gebäude und hier ist auch der Übungsplatz der Fahrschule Wiener Neudorf. Der Eumigweg führt in eine Wohnsiedlung und endet dann bei brachliegenden Feldern. Die Palmersstraße führt nordseitig direkt zur großen Shopping-Mall-Anlage, der SCS. Südseitig wird sie zum „Europaplatz“, wo sich Wohnhäuser, die Volksschule, ein Kindergarten, ein leerstehendes Industriegrundstück und Wohnungsbauten befinden. Es ist durchaus eine der häufiger befahrenen Straßen durch den Ort. Somit wurde für den Standort des Denkmals nicht nur der symbolträchtige Ort des Eingangs zum KZ-Gelände gewählt, sondern auch eine hoch frequentierte Straße.

Die Tatsache, dass von Seiten der Gemeinde einerseits die Bereitschaft zur Umsetzung da war, andererseits auch finanzielles Engagement und Investitionen getätigt wurden, um das Denkmal zu errichten, wird vom Gedenkverein als „einzigartig in dieser Dimension“ bezeichnet.⁹

Die Denkmäler in Neu-Guntramsdorf:

In Guntramsdorf gibt es aktuell zwei Denkmäler. Eines befindet sich direkt am ehemaligen Lagerareal und kennzeichnet dieses dadurch auch. Zusätzlich gibt es Informationstafeln. Im Gegensatz zum Denkmal in Wiener Neudorf gibt es hier Sitzgelegenheiten, die Gemeinde kümmert sich um die Instandhaltung der Anlage, die das Denkmal umgibt, zwecks der Sichtbarkeit wurde vor neun Jahren eine Beleuchtung installiert, um das Denkmal auch nachts zu akzentuieren¹⁰. Die Gedenkstätte wurde von dem Künstler Rainer Maria Weihs gestaltet, nähere Infos zum konzeptionellen Zugang gibt es keine.

Das Denkmal sieht aus wie ein kleines Häuschen mit einem Fenster, vielleicht soll dies den Blick auf das Grundstück lenken und besagen „Schau nicht weg, schau her, was passiert ist“. Ein weiteres Denkmal wurde zusammen mit einer Klasse der HTL Mödling entwickelt. Dieses steht an einem Kreisverkehr mitten im Ort und ist somit für jedermann sichtbar. Es sind Figuren aus Flugmotoren-

teilen, bei dem Kreisverkehr gibt es auch einen Infostand, gebaut aus Flugmotorenteilen.

Bei allen drei Standortdenkmälern ist es dem Gedenkverein wichtig, für Sichtbarkeit zu sorgen und Orte dafür zu finden, über die man stolpern muss.¹¹

2. RAUMPROGRAMME/NUTZUNG HEUTE/ TABUISIERUNG

Auf dem Gelände der damaligen FMO in Guntramsdorf befindet sich heute das Industriezentrum Süd; das Gebäude der Isovolta, der ersten Ansiedlung im IZ-Süd¹² steht direkt auf dem Gelände des ehemaligen Außenlagers von Mauthausen. Somit lässt sich die strategische Planung Adolf Hitlers als die Grundsteinlegung für den späteren Standort des IZS bezeichnen, welches sich heute als „Vorzeigeprojekt für erfolgreiche Betriebsansiedlung“¹³ vermarktet. Die Firma ecoplus ist der Inhaber – stellvertretend für das Land NÖ – die „Wirtschaftsagentur NÖ“, die sich um Standortvergabe und Beratung in den niederösterreichischen Wirtschafts- und Industriegebieten kümmert: „Also die Historie der ecoplus beruht ja eigentlich darin, dass die Flugmotorenwerke Ostmark unser (Anmerkung: ecoplus) Rechtsvorgänger war. Also, die heutige ecoplus, es gab dann noch zwei oder drei Namensänderungen dazwischen, beruht auf den Flugmotorenwerken Ostmark. Das heißt, da gegenüber, wo jetzt die Isovolta steht, war das Hauptwerk, und dieses ganze Gelände, das eben zum Flugmotorenbau verwendet und anderen Nutzungen, wie KZ-Außenstellen, zugeführt wurde, war unser Ursprung. Und die Namensänderung tatsächlich hat eigentlich erst in den 80er Jahren stattgefunden“¹⁴.

Das Gelände, welches unter dem NS-Regime Teil der Topografie des Terrors des Außenlagersnetzes von Mauthausen war, wurde nach der Befreiung Österreichs ohne jegliche Aufarbeitung, Kennzeichnung oder aktive Auseinandersetzung in den Besitz des Landes überführt und als Industriefläche bestimmt. Zwar ist die Geschichte dieses Platzes bekannt, zu einer Überdenkung der Nutzung kommt es allerdings nicht: „(...) offiziell ist der Wirtschaftspark für uns 1962 gegründet, eben mit der ersten Ansiedlung „Isovolta“, da war der Verkauf des Grund-

[14]



stücker laut Grundbuch von den Flugmotorenwerken Ostmark an die Isovola. Also die Geschichte ist absolut transparent für jeden, der hier arbeitet, und mehr oder weniger beruht der ganze Wirtschaftspark darauf, dass die komplett zerbombte Fläche hier einer Betriebsansiedlung zugeführt werden sollte, im Auftrag der Republik, und dafür wurde eben, so wie heute, eine Landesgesellschaft gegründet, um das alles aufzuräumen, umzusetzen, Infrastruktur zu errichten und zu entwickeln.“¹⁵ Das „Aufräumen“ entspricht dem in den 50er Jahren üblichen Ansatz, Zeugen der vergangenen Jahre zu beseitigen, um nicht mehr daran erinnert zu werden und sich nicht mehr damit auseinandersetzen zu müssen.

Der belastenden Vergangenheit ist sich der Konzern durchaus bewusst. Man nimmt an Gedenkfeiern teil und integriert den historischen Hintergrund in diverse Marketing-Unterlagen. „Dazu kommt eine Vergangenheit mit einem Außenlager des Konzentrationslagers Mauthausen, die schwer in das neue Bild (Nieder)-Österreichs zur Zeit des Wiederaufbaus passt“¹⁶ – mit diesem Satz wird die kontroverse Geschichte des riesigen Wirtschaftsaareals erwähnt. Doch das war nicht immer so, und es wird nicht klar ausgesprochen, dass das Flugmotorenwerk der direkte Vorgänger der ecoplus ist, und sich die ecoplus dadurch aus dem von den Nationalsozialisten entwickelten Großprojekt „FMO“ weiter entwickelt hat. Im Archiv der ecoplus scheint es auch eine Vielzahl von Dokumenten aus der Zeit 38-45 zu geben. Zu deren Inhalt und Umfang gibt es aber keine genauere Information. Zwischen der ecoplus und dem Gedenkverein gibt es eine Vereinbarung, die die Bereitstellung der ehemaligen Lagerflächen für Gedenkarbeit und Wissensvermittlung sicherstellt, auch historisch wertvolle Bestandteile sollen nicht angegriffen werden. Gleichzeitig kann es aber sein, dass das Grundstück aufgrund der Ressourcenknappheit irgendwann gedrittelt oder geviertelt wird und Teile davon als Betriebsstandort umfunktioniert werden. Aktuell ist das Grundstück an eine Schafsbäuerin verpachtet. Eine Lösung, die von allen Beteiligten als Idealzustand beurteilt wird, da es dadurch einerseits zur Instandhaltung des Grundstücks kommt, der Platz aber auch immer noch aktiv für Gedenkarbeit verwendet werden kann.

Das Grundstück befindet sich dadurch in einer gewissen Zwischensituation, die keine klare Zukunftsnutzung zugeschrieben bekommen hat, die aber der Nutzung als Gedenkort auch nicht im Weg steht.

Das Grundstück in Wiener Neudorf, wohin das Lager nach dem Brand 1943 verlegt wurde, ist heute im Besitz der Raiffeisen Immobilien Holding, und im Moment gibt es keine konkreten Pläne für zukünftige Nutzungen, zumindest keine, die nach außen kommuniziert wurden. Im Gespräch sind scheinbar immer wieder Wohnungen oder auch ein Bildungscampus, klare Entscheidungen gibt es allerdings keine. Da es aktuell (Anfang 2016) in Wiener Neudorf einen Baustopp gibt, wird es dauern, bis man sich für eine konkrete Funktion des Grundstücks entscheiden wird.

Anfang der 90er war an dieser Stelle ein großer Vergnügungspark geplant, die SCS-Erlebnisswelt als Erweiterung der heutigen SCS. Die Geschichte des Ortes wird heute als einer der Gründe gehandelt, warum das Projekt damals nicht zustande kam, allerdings gab es weit lauter kommunizierte Gründe, wie die Kontaminierung des Bodens, die Widmung, eine ausstehende Raumverträglichkeitsprüfung und die Angst, vor einem Verlust der Lebens- und Umweltqualität im Ort.¹⁷

3. RURAL/URBAN

Die Grundstücke befinden sich im Übergangsbereich zwischen Stadt und Land. Bis 1954 war der Bezirk Mödling noch als 24. Bezirk Teil von Wien, seit damals ist es ein eigenständiger Bezirk des Landes Niederösterreich. Die Tatsache, dass 2014 das große Denkmalprojekt mit einer dementsprechenden Gedenkfeier umgesetzt wurde, zeigt einen sehr offenen Umgang mit der Thematik, wie sie oft aus urbanen Beispielen bekannt ist. Aspekte ,wie der fehlende Ortskern und die damit in Verbindung stehenden fehlenden öffentlichen Plätze machen es wiederum sehr schwierig, einen erlebbaren Gedenkraum zu gestalten – die Grundstücke befinden sich beide eher in industriell genutztem Gebiet oder an der Grenze zu solchen und haben daher auch wenige Berührungspunkte mit den Bewohnern der Orte.

[16]

4. GRENZEN

Das Thema der Grenze betrifft beide Plätze. Ersten führt die bereits erwähnte Positionierung der Gedenkorte, die sich außerhalb des belebteren Ortsteils – sofern man besonders in Wiener Neudorf von so einem Ortsteil sprechen kann – befinden zur automatischen Ausgrenzung der Plätze im Bewusstsein der Menschen. Da beide Grundstücke in privatem Eigentum sind, sind sie auch dementsprechend gekennzeichnet und vom öffentlichen Raum getrennt. In Wiener Neudorf ist das ein Maschendrahtzaun der das Grundstück halbtransparent abschottet – manche Teile der Grenze sind mit Planen verhängt. In Guntramsdorf ist es ein Holzzaun, der auch durch die Nutzung als Weidefläche wichtig ist, um die Tiere zu schützen. Gleichzeitig führt diese abgrenzende Maßnahme dazu, dass das Grundstück nicht frei und zu jeder Tageszeit zugänglich ist, als Interessierter steht einem der Platz nur im Zuge von Führungen oder bei Gedenkfeiern zur Verfügung. Die Gedenkstätten befinden sich jeweils am Rande dieser Grenzen und bilden eine Art Übergangsbereich zwischen dem öffentlichen Raum und den Arealen. Die Grenzen kennzeichnen die Grundstücke, stehen aber an deren Rand, was auch notwendig ist, um die Denkmäler frei nutzen zu können.

5. BESTAND UND ORTSBEZUG

Das Grundstück in Neu Guntramsdorf ist eine der wenigen Außenlagerflächen, auf der noch bauliche Überreste zu finden sind. Allein dadurch ist die Fläche aus historisch wissenschaftlichem Blickwinkel, aber auch unter edukativen Gesichtspunkten absolut erhaltenswert und sollte geschützt werden. Mir erschien es im ersten Moment daher fragwürdig, warum das Grundstück nicht unter Denkmalschutz gestellt werden sollte, was Jürgen Gangoly vom Gedenkverein folgendermaßen kommentiert: „Das wäre ein Eigentor, das ist in Kärnten passiert, am Loiblpass, da hat 20 Jahre lang, oder 25 Jahre lang, eine Initiative geforscht, um überhaupt, weil das im Wald schon komplett überwachsen war, das KZ Loiblpass zu finden. Haben es gefunden, haben es mit der Bitte um Unterstützung dem Bundesdenkmalamt gemeldet, und seither ist es weg, und nicht mal mehr der Verein konnte lange nicht hinein. Und alles, was aufgebaut war, mit Führungen, mit

Schulen, etc. fällt weg, weil da jetzt Archäologen graben. Das wollen wir nicht, das ist nicht sinnvoll und darüber wäre auch der Grundstückseigentümer nicht froh. Wenn es nicht mehr verhinderbar scheint, dass dieses Grundstück verbaut wird, dann ist Denkmalschutz immer noch ein Schritt, den man gehen kann. Der dann sehr rasch funktioniert, aber wir haben das derzeit nicht vor, solange die Situation so bleibt, wie sie ist, sind wir sehr zufrieden damit.“¹⁸

Der Ortsbezug im Sinne der Gedenk- und Trauerarbeit ist vorhanden, aber nicht in dem Ausmaß, wie er z. B. in Mauthausen gegeben ist. Die Mehrheit der Opfer kam aus Polen und Frankreich, viele von ihnen sind nicht mehr am Leben, und durch die räumliche Distanz wird die vorhandene Gedenkstätte hauptsächlich im Zuge von offiziellen Gedenkfeiern aufgesucht, weniger von Einzelpersonen, die persönliches Trauern an diesem Ort praktizieren. Durch das rasche Anwachsen der Gemeinde Wiener Neudorf im Zuge des Wachstums des Industriegebiets gab es viel Zuzug aus ländlichen, österreichischen Gebieten. Diese zugezogenen Menschen haben daher keinen persönlichen Bezug zur Vergangenheit des Ortes, man war nicht durch familiäre Verstrickungen involviert oder hat als Kind durch Erzählungen der aus dem Ort stammenden Großeltern von der Existenz des KZ-Außenlagers im Ort gehört. Daher sehe ich den Platz besonders relevant für allgemeine, zukunftsorientierte Gedenkarbeit, die auch Menschen erreicht, die keinen Bedarf an persönlichem Gedenken haben. Die Besonderheit an diesem Außenlager ist die Tatsache, dass es eine Kiste mit Protokollen aus dem Lageralltag gibt, die so genannten „Waldeck-Protokolle“: „Bei der so genannten Evakuierung mussten ja bei allen Außenlagern die Dokumente vernichtet werden, und der Rolf Waldeck hat sich darüber hinweggesetzt und Mordprotokolle, Todesseheine usw. hinausgeschmuggelt und in Mauthausen den Amerikanern übergeben. Deswegen haben wir heute was. Das hat aber jahrzehntelang, nach den Dachauer Prozessen, überhaupt niemanden interessiert, und es ist im Keller gelegen, im Innenministerium.“¹⁹

Viele Menschen aus Wiener Neudorf, die hier in der Nachkriegszeit aufgewachsen sind und mit denen man

[17]



sich über dieses Thema unterhält, haben das Areal als Abenteuerspielplatz und aufregende Anlage in Erinnerung, auf der sie als Kinder spielen konnten. Es war ein spannender Platz, dessen Vergangenheit damals allerdings auf keine Art und Weise kommuniziert wurde und für Kinder auch wenig Relevanz hatte. Viele dieser Menschen waren dannum so überraschter, als im Zuge der Aufarbeitung die Geschichte des Ortes bekannt wurde, dadurch ist vielleicht auch eine relative hohe Bereitschaft da, Platz für aktives Gedenken zu machen.

6. SCHWIERIGKEITEN UND MÖGLICHKEITEN – DER „STANDORTFAKTOR“

Die Tatsache, dass sich der Firmensitz der ecoplus auf dem ehemaligen Gelände der Flugmotorenwerke befindet und die direkte Fläche des KZ-Außenlagers im Firmenbesitz ist, scheint von dem Unternehmen relativ neutral bewertet zu werden: „Der Auftrag war klar, und eigentlich war das nie ein großes Thema, weder positiv noch negativ. Von außen her nicht, zumindest bis zu mir ist da nichts vorgedrungen in der Richtung. Dass das mit irgendetwas behaftet wäre.“²⁰. Dieser neutrale Zugang erscheint mir etwas überraschend, in Anbetracht der Tatsache, dass das weitreichende, grausame Terrornetz der NS-Herrschaft hier verortet war auf der einen Seite und andererseits im Kontext der Nachnutzung des Ortes. Es ist bekannt, dass sich hier noch Außenlagerflächen befinden, es gibt einen Gedenkverein, der aktiv an der Erhaltung dieses Grundstücks interessiert ist, und diese beiden Fakten lassen mir eine etwaige Nachnutzung der Fläche im Sinne der ecoplus, nämlich als klassisches Industrie-Grundstück, eher unmöglich erscheinen. Bis jetzt blieb das Grundstück unberührt, auch wenn schon einige Male ein Verkauf im Gespräch war, der „HotSpot“, auf dem sich die Baracken des Lagers befanden, blieb ausgespart. „Mittlerweile ist es natürlich so, dass wir relativ wenig verwertbare Fläche noch im Eigentum haben, weil eben viel verkauft wurde, das machen wir seit rund 15 Jahren nicht mehr, da errichten wir nur maßgeschneiderte Mietobjekte, weil eben die Grundstücksressourcen knapp werden, und es wird halt immer eigentlich drauf geachtet, dass wir diese Fläche aussparen. Um Aktivitäten, die hier gesetzt werden, im Sinne des Gedenkens, was der KZ-

Gedenkverein ja auch vorbildlich unter der Leitung vom Herrn Gangoly macht, zu ermöglichen. Irgendwann wird es wahrscheinlich dazu kommen, dass wir ein Stückchen davon einfach auf Grund der nicht mehr vorhandenen Ressourcen anknabbern müssen für Betriebsansiedelung, da gibt es aber eine Abstimmung mit Herrn Gangoly, wo es ev. möglich wäre, immer noch für den KZ-Gedenkverein und die Erinnerung das Mahnmal bestehen zu lassen, und ja, in ethisch vertretbarer Weise trotzdem Betriebe anzusiedeln.“²¹. Ich glaube, dass das Grundstück aufgrund seiner Vergangenheit für einen Betrieb ohnehin uninteressant ist: Man müsste sich mit dem Gedenkverein und seinen Anforderungen/Wünschen auseinandersetzen, dieser könnte im Zweifelsfall immer noch das österreichische Denkmalamt einschalten, wodurch das Gelände vermutlich für mehrere Jahrzehnte unnutzbar werden würde. Grundsätzlich stellt sich für mich die Frage, wie ein Platz mit dieser Vergangenheit „ethisch vertretbar“ für Betriebsansiedelung genutzt werden soll. Privatwirtschaftliche Unternehmen, die profitorientiert agieren und mehrheitlich innerhalb des kapitalistischen System agieren, dadurch also weder demokratisch noch gemeinschaftsfördernd wirken, können die Anforderungen an die Nachnutzung dieses Ortes nicht erfüllen. Die ecoplus sieht das anders: „Es ist bei der Bevölkerung, die hier gelebt hat oder als Kind aufgewachsen, ist absolut bewusst, aber ich habe noch nie erlebt, dass das in irgendeiner Weise als negative Argumentation gegen eine Betriebsansiedelung gekommen wäre.“²². „Für die Betriebsansiedelung an sich tut es uns nicht weh, die Erinnerung hier aufrecht zu erhalten, weil es einfach ein bisschen weit weg von den öffentlichen Verkehrsmitteln wie Badner Bahn liegt, und von daher, was das IZ betrifft, ein bisschen versteckt, schon ein bisschen nahe zum Wohngebiet, so lange wie möglich werden wir das unangetastet lassen.“²³. Reicht es allerdings als Argument, einen Gedenkort nicht mit einer wirtschaftlichen Nachnutzung zu überlagern, da er ohnehin nicht die besten Standortfaktoren mit sich bringt? Wäre die Lage prominenter, würde das den Bedarf an diesem Ort als Gedenkort schmälern, die Stärke des Ortes verringern und ihn daher zum idealen Wirtschaftsstandort machen? Es ist falsch, die Tatorte des NS-Regimes unter wirtschaftlichen Aspekten zu betrach-

ten und ihre Wertigkeit danach zu beurteilen. Allein die Tatsache, dass die ecoplus den Raum unberührt lassen wird, führt ihn weiteren Jahrzehnten des Stillstandes zu: Es wird weiterhin Führungen geben, es werden weiterhin Schafe auf dem Grundstück weiden, aber niemand wird sich trauen oder ermächtigt sein, den Ort im Sinne der von mir vorgeschlagenen gemeinschaftlichen Nachnutzung anzugreifen und zu bespielen.

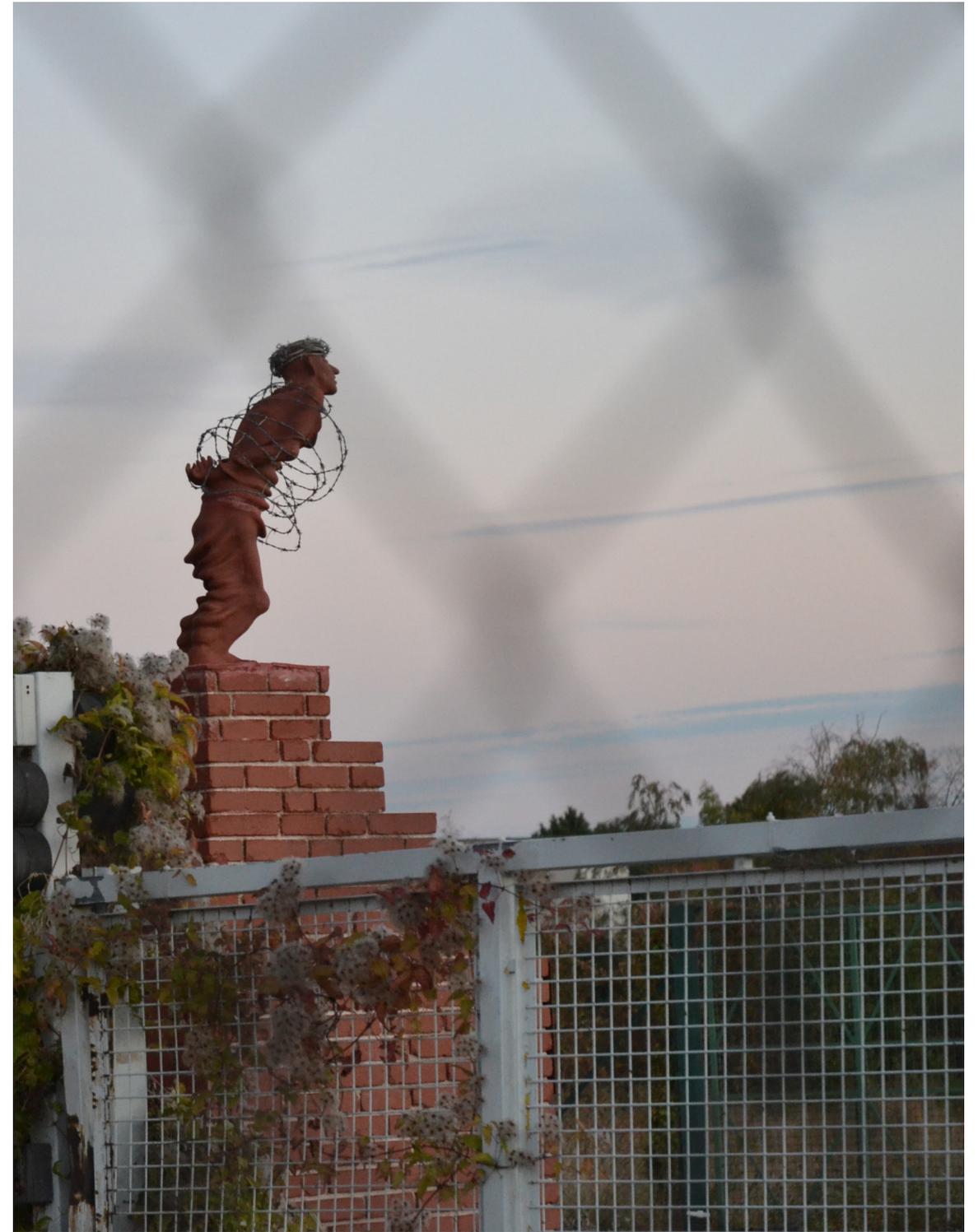
7. AKTEURE/VERANTWORTLICHKEIT

Die aktive Gedenkarbeit bzw. das Aufarbeiten der Vergangenheit wurde in Neu-Guntramsdorf vor fast 20 Jahren gestartet, knapp 50 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs, was im Vergleich mit der allgemeinen österreichischen Aufarbeitung der Vergangenheit relativ spät ist, im Vergleich mit anderen Konzentrationsaußenlagern aber durchaus als fortschrittlich betrachtet werden kann. „Für Guntramsdorf, wo die Arbeit ja, die wissenschaftliche Aufarbeitung, die inhaltliche Aufarbeitung, die Zeitzuginterviews, die erste Gedenkstätte, zwischen 93-95 und die Eröffnung der Gedenkstätte, begonnen hat, war's eigentlich so, dass wir, zwar nicht mit großem Feuerwerk, sag' ich mal, von den Politikern, den Verantwortlichen zu Beginn empfangen wurden, aber wir wurden immer unterstützt.“²⁴ Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit des Ortes wurde durch die Initiative von Zeitzuginterviews, die sich an den Diakon wandten, in Gang gesetzt, also von der Bevölkerung getragen und ist daraus hervorgegangen. Als sehr positiv ist hier auch die Beteiligung von Vertretern der Kirche zu beurteilen, da die Position der Kirche im Kontext des Holocaust und seiner Aufarbeitung nicht immer eindeutig und klar war. Der aktuelle Bürgermeister, Herbert Janschka, ist sich der Tatsache, dass der Gedenkverein den Hauptteil der Gedenkarbeit trägt, durchaus bewusst, bezeichnet dies auch nicht als ideal. Positiv bleibt jedoch zu erwähnen, dass die Gemeinde den Gedenkverein finanziell und mit Bereitstellung der Plätze unterstützt, was, wie die Recherchen ergeben haben, nicht selbstverständlich ist.

Einer der wichtigsten Akteure – zwar nicht aufgrund ihrer Aktivitäten, aber aufgrund der Besitzverhältnisse – ist die ecoplus, aktueller Eigentümer des Grundstücks in Neu-

Guntramsdorf. „... die ecoplus, die diese Grundstücke von den Flugmotorenwerken Ostmark übernommen hat, hatte auch kein offensichtliches Interesse, die Geschichte dieser Grundstücke an die Öffentlichkeit zu bringen. Weil sie sie ja verkaufen und verwerten wollten und daher dort keinen großen Wind machen wollten. Ich muss sagen, dass sich hier die Herangehensweise auch geändert hat. Also wir haben, man könnte sagen, eine sehr, sehr gute Arbeitsbeziehung mit der ecoplus. Man tut sich gegenseitig nicht weh, wir bekommen jene Unterstützung, die wir brauchen, um die Gedenkarbeit machen zu können, wir dürfen aufs Grundstück rein, wir dürfen Führungen machen, wir dürfen unsere Veranstaltungen dort machen, es gibt einmal im Jahr ein persönliches Treffen, wo es einen Informationsaustausch gibt...“²⁵.

Die Position der ecoplus scheint sich innerhalb der letzten 70 Jahre stark geändert zu haben, zumindest dürfte sich die Herangehensweise vom Verschleiern hin zum Akzeptieren entwickelt haben. Trotz dieser positiven Veränderung sehe ich die Verantwortlichkeit nicht als Idealsituation für das Grundstück, da es, wie bereits erwähnt, zu dieser Pattsituation des „Nichtanrührens“ führt und letztendlich der ecoplus aktuell die Letztentscheidung über die Nutzung des Grundstückes überlässt, was nicht mit der Gesamtbreite der Möglichkeiten von Gedenkarbeit vereinbar ist. Die Bürger der Gemeinde scheinen mit dem Thema sehr unterschiedlich umzugehen. Es gibt eine große Menge, die aktiv daran teil nimmt, Feiern, Informationsabende oder Filmvorführungen besucht. Es gibt aber auch genug kritische Stimmen, auf die man stößt wenn man z. B. das Internet durchforstet, die die Finanzierung solcher Projekte hinterfragen²⁶ oder die generell der Meinung sind, dass dieses Thema endlich in Ruhe gelassen werden sollte. Die Flächen der ehemaligen Konzentrationslager sind Orte, deren Nutzung und Bespielung in der Zeit von 1938 bis 1945 durch die Strukturen, Mechanismen und Werte eines totalitären Regimes geprägt waren. Zu dessen Eigenheiten gehörte der Eingriff in sämtliche soziale Bereiche bis hin zum Vorherrschen einer Ideologie, die weder hinterfragt noch kritisiert werden durfte, die absolut galt und die Feindbilder benötigte, um sich definieren zu können. Es handelt sich um Eigenheiten, die sämtliche





Zwei

« Es gibt Zeiten, in denen Schweigen
einen zum Komplizen des Unrechts
macht »

Ayaan Hirsi Ali

2

And now?

Mein Vorschlag für die Unorte

2

Zweites Kapitel
And now?*Mein Vorschlag zum Umgang: die Erkenntnisse aus der Forschungsarbeit und ihre Heranziehung als Basis für mein künstlerisches Projekt*

Vielfalt, Entwicklungsmöglichkeit und Multilateralität von vornherein im Keim ersticken. Es ist eine Struktur der Ausgrenzung von Andersartigkeit, welcher Art auch immer, die jegliche Möglichkeit von Gemeinschaftlichkeit, Respekt und Wertschätzung blockiert. Spuren und Überbleibsel dieser totalitären Macht sind heute immer noch in politischen Statements oder im Umgang mit gewissen Bevölkerungsgruppen oder Religionen zu spüren. Genau so beeinflusst diese Vergangenheit immer noch bestimmte Plätze und Orte, an denen dieser Einfluss auch wahrnehmbar ist, sei es in Form von Abgrenzung durch Zäune oder durch ihre Positionierung, die Art und Weise, wie und ob die Grundstücke behandelt werden, oder durch das Verdrängen ihrer Vergangenheit in Form von Abriss und Überbauung, wie es besonders in den Nachkriegsjahren sehr häufig passiert ist. Dies führte zu Nachnutzungen als Wohnfläche, Industrieareale, aber auch zu unberührten, brachliegenden Flächen, die im besten Fall mit einem visuellen Gedenkelement in Verbindung stehen.

Hier stellt sich allerdings schon die Frage, ob das die einzigen Möglichkeiten sind, um mit diesen Räumen respektvoll und bedacht umzugehen. Was auf eine gewisse Art und Weise fehlt, ist das Zurückgeben des Raums an die Gemeinschaft, die Möglichkeit, den Raum auf einem zweiten Level mit neuen, positiven Erinnerungen zu befüllen, ohne die traumatische Zeit auf dem ersten Level zu vernachlässigen.

Dieses Verdrängen durch bauliche oder abrisstechnische Maßnahmen mag, auf kurze Sicht betrachtet, funktionieren. Die bauliche Struktur, die in diesem Fall als Zeuge

der Vergangenheit fungiert; verschwindet kennt man den Platz nicht aus der Vergangenheit, weiß man nicht, was hier passiert ist, kann es an dem brach liegenden Grundstück auch nicht ablesen. Nichtsdestotrotz, glaube ich, dass diese Vergangenheit das Gedächtnis eines Ortes, seinen „genius loci“ prägt und Teil dieses Geistes bleiben wird, auch wenn durch bauliche Eingriffe dagegen angekämpft wird. Seine Vergangenheit ist ein Faktum, Menschen werden sich an diese Vergangenheit erinnern, im Zuge von Recherchen, in welchem Umfeld auch immer diese passieren, auf die Geschichte des Raumes stoßen, Fragen stellen, mehr wissen wollen. Und es wird nicht funktionieren, diese Vergangenheit durch neue Bebauung oder Verdrängung zu verstecken, zu verschleiern oder zu leugnen.

Das ist gut und sehr wichtig, da diese Orte durch ihre Geschichte ein wichtiger Bestandteil des Gedenkens und des Erinnerns sind, sie sind auf ihre Art Zeitzeugen, wenn auch manchmal nicht auf den ersten Blick sichtbar. Aber sie verknüpfen die Gegenwart mit der Vergangenheit und mit der Zukunft. Ich glaube allerdings auch, dass es trotz dieses Gedächtnisses, das diese Orte prägt und das immer Teil ihres Wirkens und Funktionierens sein wird, möglich ist, hier verschiedene Level oder Schichten zuzulassen, die auf unterschiedliche Art und Weise sicht- und spürbar sein können. Es erscheint möglich, dass eine Kombination dieser unterschiedlichen Level des Raums zugelassen werden dürfen und dass diese Level durchaus auch mit einer positiven Konnotation aufgeladen sein können. Einer positiven Konnotation, die sich auf die Basis der Ver-

gangenheit gründet und darüber hinaus entwickelt. Eine Konnotation, die zu einer Transformation ins Positive führen kann, und Platz für gesellschaftliche Entwicklung und Gemeinschaftlichkeit sein kann. Es wird ein Platz für Demokratie und Zusammenhalt geschaffen, der somit seine Zukunft komplementär zu seiner Vergangenheit entwickelt. Es entsteht ein demokratischer Ort, der Nährboden zivilgesellschaftlicher Diskussion und Weiterentwicklung ist. Möglichweise auch ein Platz, der aktuelle Systeme der Verteilung hinterfragt und zu einem Ort der „commons“ wird und für uns, die commons, zur Verfügung steht. Ein Ort, an dem Gemeinschaft gefeiert wird und Ausgrenzung, welcher Art auch immer, keinen Platz bekommt. Ein Versammlungsort, wie die Polis im alten Griechenland: „Polis here becomes a reminder of process of collective and participatory governance, in which, notions of belonging and community (a fundamental aspect of the commons) are constantly reworked and redefined by its members.“²⁶ Ein Platz für Diskussion, kritische Fragestellungen, aber auch einer für das Entstehen von gemeinschaftlich initiierten Prozessen.²⁷

Dieser Diskurs zur zukunftsorientierten Nutzung bewegt sich aktuell auf einer sehr theoretischen Ebene, was auf verschiedene Faktoren zurückzuführen ist. Einerseits ist das Thema in den wenigstens Ort so stark verankert und präsent, dass es Diskussionen in ähnlichem Ausmaße wie jene um die Zukunft des Hitler-Geburtortes gibt. Dafür gab es bisher, wie zum Beispiel in Wiener Neudorf, wo der aktuelle Status Quo Gedenkarbeit auf einer verpachteten Weide ist und keine spruchreifen Nachnutzungspläne vorliegen, zu wenige Auslöser, um diese Diskussion in Gang zu setzen. Dies hängt auch stark mit dem lokal-orientierten Charakter dieser Plätze zusammen. Diese fehlenden Auslöser oder auch der Stillstand in Bezug auf eine langfristige, dauerhafte Nutzung dieser Orte bedingen den theoretischen Zugang sowie einen fiktiv-gelagerten Diskurs. Die Besitzverhältnisse sowie die Tatsache, dass den aktuellen Besitzern eine aktive Diskussion in diesem Kontext nicht als relevant erscheint, sind ein weiterer Aspekt in diesem Zusammenhang: Man diskutiert über eine fiktive Zukunft und möglicherweise wird sich die nächsten 20,30 Jahre nichts ändern, da den Besitzern nichts daran liegt, etwas zu ändern.

Diese Diskussion könnte am Beispiel von Guntramsdorf erst relevant werden, sobald es zu einem Entschluss des Verkaufs eines Teils des Grundstücks kommt.²⁸ Letztendlich ist diese Diskussion auf theoretischer Ebene auch Chance für die Zukunft dieser Räume: Man kann sich ihnen auf fiktive, utopische Art und Weise nähern, sich auf Teilaspekte fokussieren und Aspekte, die die Diskussion erschweren, wie unter anderem die Thematik der Besitzverhältnisse oder der Finanzierung, ausklammern und somit Ideal-Szenarien schaffen, die gedanklich so nicht annähernd möglich wären. Das wiederum ermöglicht es, bereits im Prozess der Diskussion Themen anzuschneiden und zuzulassen, die anders nicht zugelassen würden und die wiederum Blickwinkel eröffnen, die man durch die realistische und faktenorientierte Diskussion nie gefunden hätte. Dies ist wichtig und schafft neue Möglichkeiten – diese Gedankenspiele und Utopien stellen einen großen Teil der Basis meines künstlerischen Konzepts dar. Man schafft es, dem Ort gedanklich mehr Freiräume und Möglichkeiten zu geben, Optionen zuzulassen, und dies aber immer noch im Kontext eines wissenschaftlich-theoretischen Umfelds, das die Betrachtung von Fakten wie Vergangenheit und Zukunft gleichermaßen zulässt.

Utopien sind mögliche Wege, neues zu entdecken und Weiterentwicklung zu fördern; Dinge zu bedenken, die aktuell, aus welchen Gründen auch immer, unmöglich erscheinen, können durch eine utopische Annäherung betrachtet werden und so vielleicht doch möglich sein. Die Utopie ermöglicht vielleicht eine Auseinandersetzung mit dem Ort, die „die Atmosphäre eines freundschaftlichen Gesprächs, im spielerischen Austausch von Gedanken, in der Erprobung von Gedankenexperimenten, gleichsam in einer spontanen Entfaltung sozialer Kreativität“²⁹ beinhaltet und neue Wege aufzeigt.

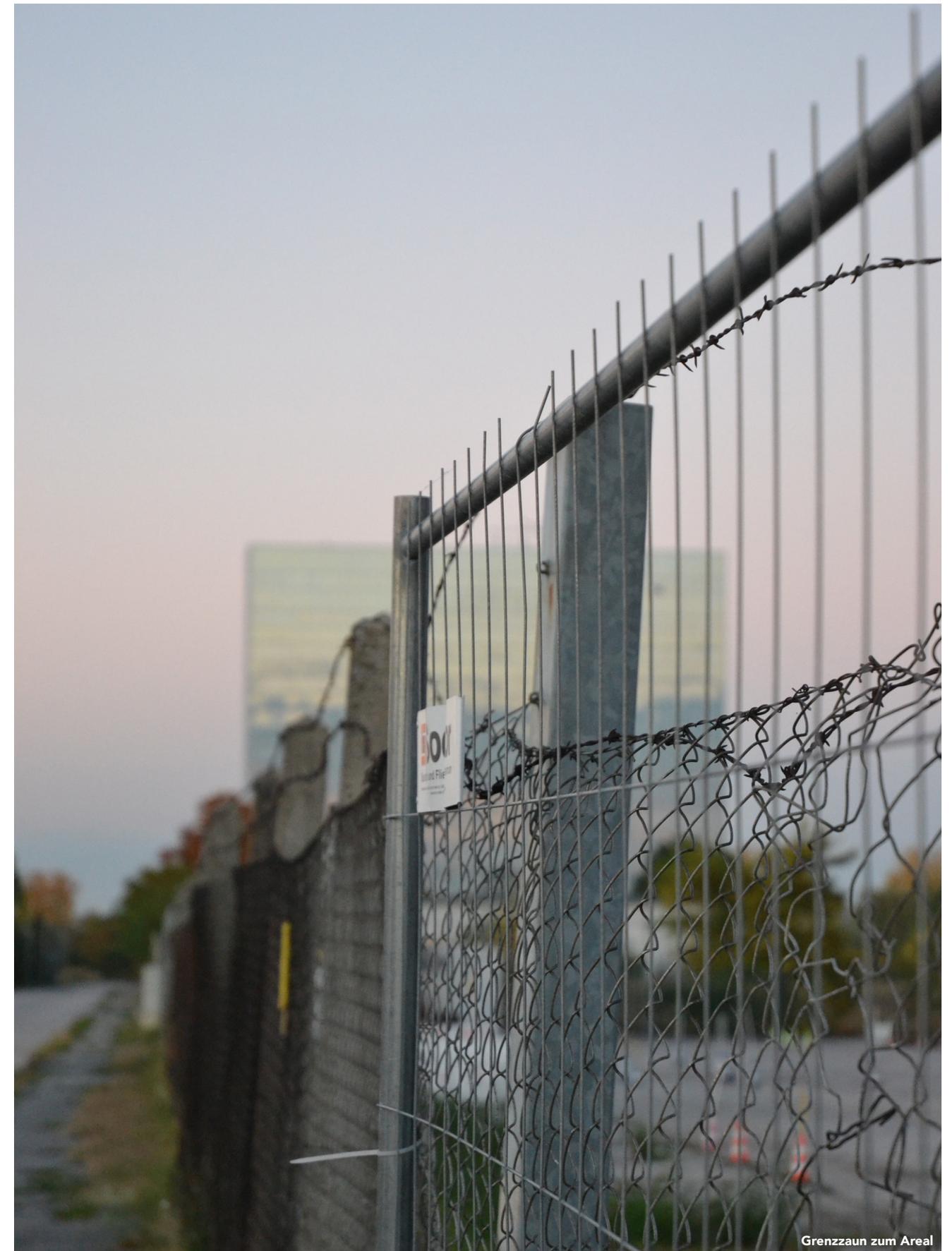
Nachdem mir im Lauf dieser Arbeit immer klarer wurde, dass es nicht an der Meinung und Entscheidung einer Person liegen kann und darf, zu bestimmen, was das Richtige für die verlorenen Orte ist, war es mein Ziel, ein Projekt ins Leben zu rufen, das als Diskussionsplattform dient und das all die Utopien, die für diesen Raum funktionieren könnten, sammelt sowie die unterschiedlich-

[And now?]

ten Meinungen zulässt und somit letztendlich vielleicht zu einer konkreten Beantwortung der Frage nach der idealen Nutzung dieses Raums führen kann. „Ich glaube trotzdem, dass es einem Ort nicht schlecht ansteht, mit einer positiven Nachnutzung auch was Positives zur Gesellschaft beizutragen. Wobei ich auch dazu sagen muss, das möchte ich nicht für jedes Eck jeder Gedenkstätte uneingeschränkt unterschreiben“³⁰, meint Andreas Baumgartner als Antwort auf die Frage zur Nachnutzung, und diese Art des positiven Beitrags soll das Projekt konkreter definieren können. Zusammengefasst lässt sich sagen, dass der Aspekt des Gedenkens von diesen Arealen auf keinen Fall verschwinden darf. Die visuelle Auszeichnung dieser Plätze durch eine künstlerische Bespielung ist ein

Weg, der, wie vorab analysiert, Stärken und Schwächen hat, der aber durchaus funktionieren kann, um Aufmerksamkeit zu generieren. Kunst sollte allerdings nicht die einzige Lösung sein und könnte noch mehr dazu dienen, den Diskurs über diese Plätze zu fördern, als Motor oder Zwischenschritt, um eine längerfristige Neuprogrammierung, Neuausrichtung oder Funktionserweiterung der verlorenen Orte entwickeln zu können, um diesen Ort als Nährboden für eine demokratische, gemeinschaftliche Entwicklung wirken zu lassen. Wie kann ein Projekt, das diskursfördernd wirkt und möglicherweise zu Ergebnissen führt, die wiederum analysiert und präsentiert werden können, aussehen?

[30]



Grenzzaun zum Areal

Drei

«So come with me, where
dreams are born»

Peter Pan

3

Das Buch vom Wundern

Künstlerische Annäherung

3

Drittes Kapitel
Künstlerische Annäherung

Mein Projekt

Ursprünglich war eine künstlerische Annäherung an das Grundstück in Form eines partizipativ strukturierten Projekts geplant, und zwar direkt vor Ort, im öffentlichen Raum, das zu einer Auseinandersetzung mit der Thematik innerhalb des Ortes und der Bevölkerung führen sollte. Der partizipative Charakter war und ist mir wichtig, um diese allgemeine Öffnung der Gemeindebewohner zu dem Thema zu erzeugen und einen Prozess der Auseinandersetzung und der Integration des Raums in Gang zu setzen. Ziel ist es, den aktuell häufig gewählten Weg der Bespielung des Raums durch einen bestimmten Künstler mit einer klassischen Denkmalgestaltung zu verlassen und einen neuen, integrativen Weg zu finden. Im Zuge der Arbeit haben sich diesbezüglich allerdings einige problematische Punkte ergeben

1. DER AKTUELLE STATUS QUO UND DAS BEWUSSTSEIN DER MENSCHEN VOR ORT.

Immer noch wissen nicht alle Einwohner über die Geschichte des Ortes Bescheid, einigen ist sie auch egal oder sie nehmen sie nicht wahr, lassen sie nicht in ihr Bewusstsein. Das Erarbeiten eines partizipativen Projekts vor Ort bedarf intensiver Vorbereitung und eines Zwischenschrittes, der so noch nicht komplett passiert ist, oder besser gesagt, dessen Ergebnis so noch nicht angekommen ist: einer ersten Annäherung und Kommunikation des Themas. Es geht um eine Aufbereitung, die es ermöglicht, verschiedene Menschen zu erreichen, die sich nicht aus persönlichem Interesse auf den Platz einlassen möchten und denen das Thema zu fremd ist. Man könnte es auch als das Abbauen der Barrieren zwischen der Bevölkerung und dem stigmatisierten und äußerst schwierig zu behandelnden Areal sehen.

2. DIE UTOPIE MIT DER REALITÄT ZU KONFRONTIEREN.

Das erarbeitete Proposal bzw. der Wunsch der Nutzung dieses Platzes hat einen stark utopischen Charakter und setzt sich mit Szenarien auseinander, die so, aktuell, auf Grund der Gegebenheiten nicht umsetzbar sind, bedenkt man die Besitzverhältnisse, Finanzierung oder die generelle Bereitschaft zur aktiven Konfrontation. Es sind fiktive Szenarien, Utopien, die vielleicht später, aber nicht aktuell erreicht werden können. Es sind Wünsche an den Raum, die zu erfüllen er möglicherweise (noch) nicht im Stande ist. Um diese Utopien umzusetzen, benötigt man ein geeignetes Format, das dem utopischen Charakter gerecht wird.

3. DIE EINE, RICHTIGE LÖSUNG ZU FINDEN.

Mein Anspruch war, eine ideale, perfekte Annäherung an diesen Raum zu finden. Das Ziel war ein künstlerisches Konzept, das all die Probleme löst, das es schafft, den Raum vor Ort zu integrieren, Vergangenheit und Zukunft gleichwertig zu behandeln, dem Raum mit dem nötigen Respekt zu begegnen und ihm doch eine zukunftsorientierte Funktion zuschreiben zu können. Gleichzeitig sollte dieses Konzept nicht zu banal oder platt wirken und all die problematischen Aspekte, die ich im Zuge meiner Analyse bestehender künstlerischer Annäherungen definiert habe, fortschrittlicher umsetzen. Es war ein Versuch, der möglicherweise von Anfang an zum Scheitern verurteilt war, da es auf Grund der Komplexität dieser Orte, der Unvorstellbarkeit ihrer grausamen Vergangenheit und der Verdrängung ihrer Existenz bis vor einigen Jahren

vielleicht nicht möglich ist, die eine, perfekte Annäherung zu finden. Vielleicht sind es Orte, die nicht durch Planung oder Konzeption mit neuen Funktionen bespielt werden dürfen, sondern die durch ihre Gegebenheiten selber vorgeben, was mit ihnen zu passieren hat. Doch das glaube ich auch nach einem Jahr intensiver Recherche nicht.

KONSEQUENZ.

Wenn es mir nach eingehender Recherchearbeit, zahlreichen Gesprächen mit Beteiligten und intensiven Überlegungen so schwer fällt, ein passendes künstlerisches Konzept für den Ort zu entwickeln, das all meinen Ansprüchen genügt, und zu entscheiden, was richtig ist und was nicht, wie kann ich dann verlangen, dass es die Menschen, die ich involvieren möchte, schaffen, sich auf das Thema einzulassen und sich überhaupt für das Thema zu interessieren, das erst seit zwei Jahrzehnten langsam transportiert und zugelassen wird? Die Idee: ein Märchenbuch, das durch die Gesellschaft wandert, mobil ist und die Möglichkeit bietet, Wünsche, Vorschläge und Erwartungen an die ehemaligen Konzentrationslagerflächen zu äußern.

Es ist eine Idee der Annäherung, ein Zwischenschritt, der sich notwendig anfühlt, um in weiterer Folge gemeinsam mit der Bevölkerung einen Prozess vor Ort zu starten, der als Basis für weitere Projekte funktionieren kann: Ein Buch, das Geschichten erzählt, von Szenarien handelt, die sich an diesem Ort abspielen könnten, wenn sämtliche Grenzen abgebaut werden würden und wir uns diesen Plätzen wieder mit mehr Leichtigkeit annähern könnten. Ein Märchenbuch, in dem alle Ideen Platz haben, wo alles möglich erscheint. Es beschreibt Szenarien, die diesen Ort vom verlorenen Ort, vom Un-Ort zu einem neuen Begegnungsort machen, zu diesem Nährboden für Ideen und Projekte, in dem alle erdenklichen Möglichkeiten liegen und zugelassen werden. Ein Buch, das die Frage „Wem gehört der Raum“ und „Was darf dieser Raum“ neu beantworten kann, das sich nicht an tatsächliche Gegebenheiten halten muss, sondern das frei von jeglichen Barrieren im Kopf Szenarien durchspielen kann. Ich glaube, dass dies auch mit einer parallel laufenden Gedenk- und Erinnerungsarbeit kombinierbar ist und dass

diese Rückbezüge auf die Vergangenheit, dieser „Lehr-Charakter“ für die Zukunft, gerade hier ideale Basis für Neues sein können. Für Neues im Sinne einer Demokratisierung des Raumes, einer Wiederbelebung des Raumes und einer Befreiung eben desselben von der alleinigen Betrachtung des Ortes als Verbrechensschauplatz.

Im aktuellen Diskurs zur Gedenkarbeit zeichnet sich eine „Hegemonie der Experten“³¹ ab, an den Diskussionen haben nur bestimmte Gruppen teil, und oft werden diese Diskussionen nur innerhalb der einzelnen Gruppen geführt, aber nicht zwischen all den beteiligten Gruppen. Es gibt eine relativ klare Position bezüglich der richtigen und falschen Meinungen, eine Position, die Grenzen erzeugt. Hier liegt eine sehr wertende Annäherung vor, die vieles von vornherein im Keim erstickt. Dieses Buch wird zur neuen Diskussionsfläche; wie die Agora im alten Griechenland, die Platz für Versammlungen und Diskussionen war, übernimmt dieses Buch diese Aufgabe, die Diskussion zu ermöglichen. So wie Gedenkkarte als Katalysatoren für Lern- und Reflexionsprozesse³² dienen können, soll dieses Buch ebenfalls diese Katalysatoren-Funktion aufgreifen. Bei einem so politischen Thema wie diesem, zu dem sich viele Menschen nicht äußern trauen, weil sie Angst haben, etwas Falsches zu sagen, die Meinungen zu spalten, besteht die Gefahr, dass es erst gar nicht zu einer öffentlichen Diskussion kommt – lieber nicht dran rütteln, so ist es einfacher.

Diese Diskussion lässt sich durch die Lage vieler Gedenkkarte, wie sich im Zuge vorhergehender Teile der Arbeit bereits herauskristallisiert hat, sehr leicht beiseite schieben. Dagegen geht das Buch des Wunders vor. Es zeichnet fiktive, surreale Situationen – ganz im Sinne eines klassischen Märchenbuchs, Fiktion wird mit realen Strukturen vermischt, und es lässt Momente möglich werden, die die Grenzen des Vorstellbaren sprengen. Diese Buch funktioniert auch in Form der formalen Irritation, es ist eine poetische, sehr positive Annäherung an ein unpoetisches, grausames Thema. Eine formale Irritation, die sich auch visuell widerspiegeln wird, in der Farbwahl und im Illustrations-Stil. Es wendet sich von der Vergangenheit der Zukunft zu, ohne die Konsequenzen und Tragweite der Vergangenheit komplett auszuklammern.

[34]

[35]

Dieses Buch ist ein interaktives Buch, mit dem der Leser interagiert und das ihn möglicherweise zu dem verlorenen Ort hin führt, es verweist den Leser, die Leserin auf reale Plätze, gleichzeitig aber erreicht dieser auch gedankliche Orte, die neu und unbekannt sind. Ein Buch soll geschaffen werden, das Inhalte und Information transportieren kann und das als diese Brücke zwischen Vergangenheit, Heute und Zukunft fungiert. Ein Buch, das verbindet. Wie man an den Tags und Graffiti in Mauthausen sehen kann, gibt es unzählige Menschen, die das Bedürfnis haben, ihren persönlichen Bezug zu den Orten oder ihre Verbindung zu aktuellen politischen Geschehnissen in diesem Zusammenhang zu kommentieren, Botschaften zu hinterlassen, indem sie sie sichtbar machen. Dieser Bedarf besteht vermutlich auf irgendeine Art und Weise auch in Wiener Neudorf, selbst wenn die Menschen keinen persönlichen Bezug zu den Geschichten der beiden Konzentrationslagerflächen haben, gibt es genug, die sich für das Thema interessieren und an einem diesbezüglichen Diskussionsprozess teilhaben möchten. Dieses Buch bietet Platz dafür.

Durch seinen mobilen Charakter kann das Buch durch die Gesellschaft wandern, bringt den Diskurs zu den Menschen, die sich nicht trauen, sich selber dem Diskurs anzunähern, und kann somit eine Bandbreite unterschiedlichster Vorstellungen und Utopien in einer Sammlung vereinen.

DIE VORGEHENSWEISE UND GESTALTUNG

Das Buch wird von mir gestaltet. Der Inhalt der Seiten variiert. Es gibt:

- Seiten, die mit Illustrationen und Texten bespielt sind, die ich mit diesem Buch bereits zur Verfügung stelle, meine Erarbeitungen zu dem Thema. Dabei integriere ich Zitate aus den geführten Interviews, Textstellen aus kontextbezogenen Essays, Werken aus der Literatur und Zitaten von Holocaust-Opfern und Überlebenden.
- Seiten mit Arbeitsanweisungen, Aufträgen. Diese sind sehr offen gehalten und geben lediglich eine Richtung vor, im Sinne eines Denkansatzes. Es werden wie in Bsp. 1 Zitate sein, die als Denkanstoß dienen oder die kritisch kommentiert werden können, Fragen, die Überlegungen

in Gang setzen oder ähnliche Prozesse einleiten
– Komplette leere Seiten, auf denen alles möglich ist.

Am Anfang des Buches gibt es ein Manual, das dem Leser und Mitgestalter erklärt, wie der Prozess funktioniert, worum es geht. Es handelt sich um ein Manual, das nicht allzu sehr Regie führen soll, aber durch bestimmte Vorgaben absichern möchte, dass sich das Buch nicht innerhalb der gleichen Interessens- und Expertengruppen bewegt, sondern weiter wandert und unterschiedliche Menschen erreicht. Es gibt eine kurze informierende Seite, die die Geschichte um den Ort erzählt und ein Gefühl dafür vermittelt, worum es geht. Das Manual bittet auch Menschen, die Teil des Prozesses werden und kein Interesse daran haben, mitzumachen, ein kurzes Statement zu hinterlassen, warum hier kein Interesse am Teilnehmen besteht. In die Diskussion sollen sowohl Menschen und Institutionen einbezogen werden, die bereits sehr in das Thema involviert sind, aber auch Menschen, für die das Themengebiet Neuland ist. Eventuell werden im Manual Institute vorgeschlagen, an die Menschen das Buch weiter geben können. Eine Kooperation mit Schulen ist auch angedacht.

Das Buch wird ein großflächiges Format erhalten, das Raum einnimmt und genug Platz zur Verfügung stellt, es soll nicht schnell mal zwischen anderen Unterlagen oder Zetteln verschwinden. Es wurde bewusst ein analoges Medium gewählt, da der Umgang mit einem Buch erstens direkter ist, man kann schnell eine Idee aufskizzieren, Wörter aufschreiben, die einem in den Sinn kommen; das Buch liegt vor dem Menschen, man braucht nicht das Internet, einen Computer, etc. Zweitens werden durch die unterschiedlichen Handschriften und Stile die unterschiedlichen Persönlichkeiten der Teilnehmer widerspiegelt, und diese Vielfalt soll visuell sichtbar sein und den Charakter des Buchs prägen. Gleichzeitig könnte es eine begleitende Facebook-Seite geben, auf der Ergebnisse gezeigt und geteilt werden, und man erfährt, wo sich das Buch gerade befindet.

Die Ergebnisse aus dem Buch werden dann nach einem gewissen Zeitraum zusammengefasst, analysiert und



Diskussion



Einbezug sozialer Medien



Zukunftsorientierte neue Ideen



Persönlichen Bezug zum Thema herstellen



Pluralität von Meinungen



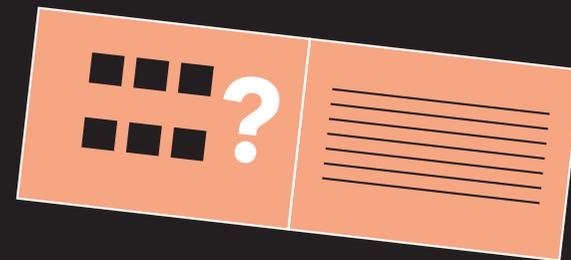
Grenzen abbauen

Ziele des Projekts

Ablauf



Das Buch vom Wundern wird auf die Reise geschickt.



Im Buch gibt es eine Projekt-Erläuterung, die erklärt, worum es geht. Außerdem befindet sich hier ein Manual, das den Ablauf erklärt.

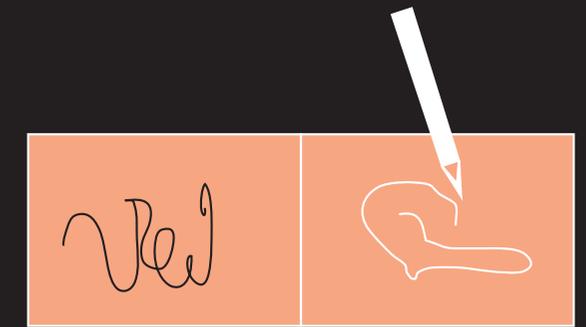


Das Buch wandert von Mensch zu Mensch. Es kann dabei an Privatpersonen, aber auch an Schulen, Gedenkvereine, etc. überreicht werden.

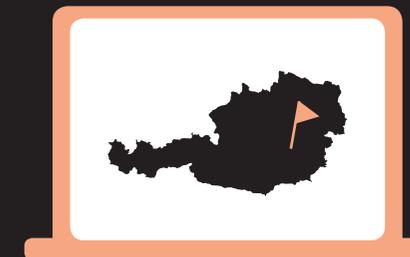
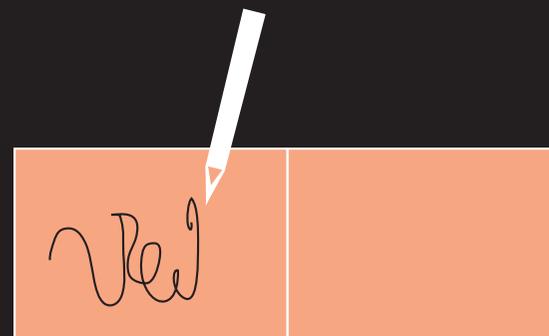


Verschiedene Personen erhalten das Buch und können ansehen, was bisher passiert ist.

Durch jeden Beitrag füllt sich das Buch vom Wundern. Es wächst durch jede Teilnahme und wird zum wandernden Buch der Utopien.

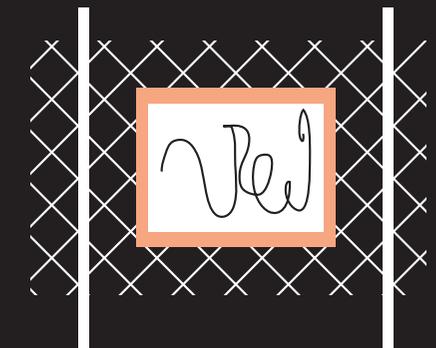


Jeder, der das Buch vom Wundern erhält, kann seine Ideen und Gedanken darin festhalten. Schreiben, zeichnen - alles ist erlaubt.



Online kann man verfolgen, wo sich das Buch gerade befindet, und was damit passiert.

Nach einem Jahr werden die Ergebnisse im Zuge einer Ausstellung präsentiert. Dafür könnte unter anderem der Zaun am Areal in Wiener Neudorf genutzt werden.



Ein Jahr. Viele Ideen.



dokumentiert und können als Basis für eine weitere Auseinandersetzung mit dem Raum innerhalb der Gemeinde genutzt werden, es dient die Utopie als Planungswerkzeug für die verlorenen Räume. Eine weitere Überlegung zur Präsentation der Ergebnisse ist eine Art öffentliche Ausstellung der Buchinhalte in Neu-Guntramsdorf und Wiener Neudorf. Dazu könnten die Zäune und Abgrenzungen der Areale genutzt werden und eventuell mit Plakaten, oder Bilderrahmen, die entwickelte Elemente aus dem Buch zum Inhalt haben, behängt werden.

ZUM TITEL

Die aktuelle österreichische Politik weist starke rechte Tendenzen auf, menschenverachtende Ansichten und Wertvorstellungen, die man aus der Zeit des Nationalsozialismus kennt, werden propagiert und von Parteien wie der FPÖ vertreten. Diese Tendenz steht im Kontrast zu den Konsequenzen und Lehren, die es meines Erachtens aus der Zeit der totalitären Machtübernahme durch Hitler und des Nazi-Regimes in Österreich von 38-45 zu ziehen gibt.

Im April 2016 äußerte sich der rechte Bundespräsidentschaftskandidat Norbert Hofer im Interview zu seinen Zukunftsplänen mit den Worten „Sie werden sich noch wundern, was alles gehen wird“⁴³. Ein Statement, das mehr nach Drohung als nach einem Versprechen an die Wähler klingt, betrachtet man diese getätigte Aussage im Kontext des Gesprächs über eine mögliche verfrühten Entlassung der Regierung durch den Bundespräsidenten.

Ich möchte dieses äußerst negativ zu bewertende Statement aufgreifen und für dieses Projekt ins Positive umkehren. Das Konzept beabsichtigt, den Satz, der drohend ausgesprochen wurde, zu „missbrauchen“, um ihn zur Stärkung von Werten zu verwenden, die nicht von einer FPÖ-Politik propagiert werden. Denn was alles geht, was alles möglich ist, kann auch im positiven Sinne überraschen. Vielleicht kann dies auch die überraschende

Nutzung eines ehemaligen Außenlager-Areals sein, die zu verstärkter, gelebter Demokratie, zu einem positiven Miteinander und zu weniger Grenzen im Kopf führen kann. Dies sind wünschenswerte Ziele, die mit den aktuellen politischen Tendenzen nicht vereinbar sind.

REFERENZEN

Das Projekt vereint in sich zwei Elemente, die bei anderen künstlerischen Projekten aufgegriffen wurden und das erreicht haben, was ich mir von diesem Kunstprojekt erwerbe: Das sind die Elemente des öffentlichen Diskurses und der Gleichwertigkeit unterschiedlicher Meinungen, wie man es von dem Mahnmal gegen Faschismus von Jochen Gerz in Hamburg Harburg kennt. Hier gab es kein Ausschlussverfahren, jeder bekam den Platz, seine Meinung kundzutun, sowohl links- als auch rechts-orientierte bis hin zu nationalsozialistischen Statements fanden ihren Platz und spiegeln durch ihre Heterogenität die Gesellschaft wider, wie sie nun einmal ist. Das zweite Projekt, auf das ich mich in meiner Arbeit beziehen möchte, ist das Projekt „would you like to participate in an artistic experience“ von Ricardo Basbaum. Ein Objekt bewegt sich durch die Welt, ermöglicht unterschiedliche Annäherungen, lässt jede Annäherung zu. Dabei geht es um ein Projekt, das sich mit der Idee der „Partizipation und der Transformation“³⁴ auseinandersetzt und somit Bereiche anspricht, die in der Annäherung an Areale ehemaliger Konzentrationslager eine bedeutende Rolle spielen.

Vier

«Jeder Mensch hat seinen Weg, und
jeder Weg ist richtig»

*Thomas **Bernhard***

4

Resümee

Wie geht es weiter?

Resümee und Ausblick

Analyse künstlerischer Projekte im Kontext der NS-Verbrechen, was sie können und wo sie scheitern.

„Das ist aber ein schwieriges Thema“, war eine sehr häufige Reaktion auf mein Diplomarbeitsthema. Ja, das ist es. Nach fast 1,5 Jahren intensiver Auseinandersetzung mit diesem Thema kann ich rückblickend resümieren: Möglicherweise war es naiv zu glauben, im Zuge einer Diplomarbeit den idealen Lösungsansatz für ein derartig komplexes Thema erarbeiten zu können. Möglicherweise habe ich es mir leichter vorgestellt, zu dem einen, richtigen Ergebnis zu kommen und mich für eine finale Annäherung entscheiden zu können. Möglicherweise gibt es auch nicht den einen, richtigen Ansatz, weil die Vielschichtigkeit dieser Thematik von vornherein ausschließt, diesen einen, richtigen Ansatz zu finden.

Was ich aber nach diesen 1,5 Jahren mit Sicherheit sagen kann, ist, dass ich durch die zahlreichen Gespräche, meine Recherchearbeit und die vielen Orte, mit denen ich mich auseinandergesetzt habe, mehr denn je der Überzeugung bin, dass diese Thematik Platz im öffentlichen Diskurs braucht und dass eine Bewegung und Entwicklung um diese Orte stattfinden muss, die sie am Leben erhalten und ihre Geschichte und ihre Lehren transportieren.

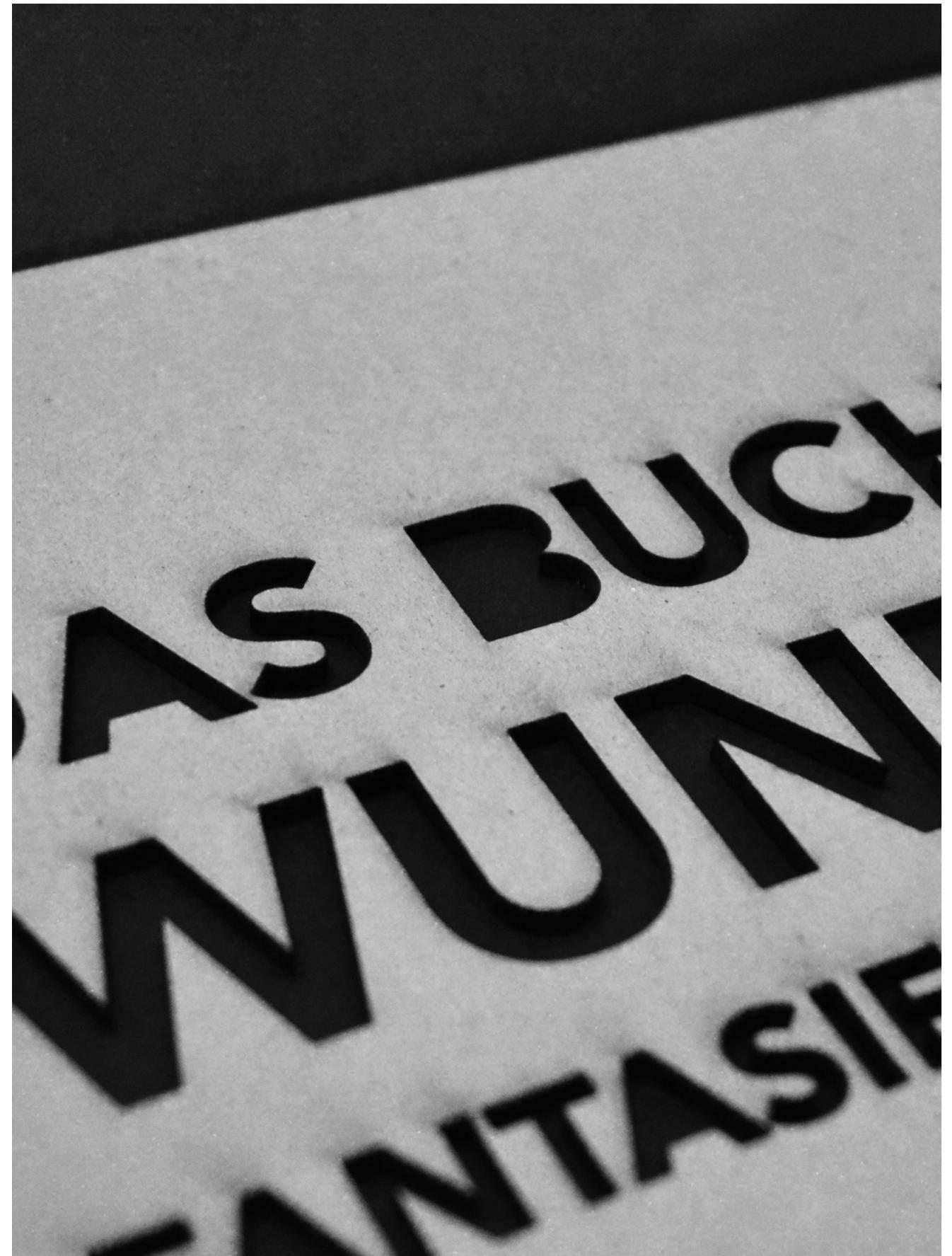
Menasse schreibt: „Wir definieren uns über unsere Kultur und unsere Geschichte, und unsere Kultur besteht aus einem selektiven Umgang mit Geschichte, und Geschichte ist für uns die herzeigbare, geerbte Kultur.“³⁵ Ich möchte, dass die verlorenen Orte nicht dafür genutzt werden, herzeigbare Kultur und Geschichte zu schaffen, sondern ein Platz werden, der dazu beiträgt, unsere persönliche Identität zu stärken, Bewusstsein zu schärfen, nicht zu

moralisieren, um so einen zukunftsorientierten, gesellschaftspolitischen Diskurs führen zu können.

Auch wenn es kein leichtes und kein fröhliches Thema ist, so ist es trotzdem ein Thema, das verbindend funktioniert, das zukunftsorientiert weiterwirkt und aus dem positive Entwicklungen und gesellschaftsstärkende Bewegungen entstehen können und müssen.

Für mich ist diese Diplomarbeit, so wie sie hier vorliegt, eine Art Zwischentappe im Rahmen meiner persönlichen Forschung und Analyse von ehemaligen Konzentrationslagern. Das Buch des Wunderns wird seine Reise starten, diese Reise wird hoffentlich zu einem spannenden Ergebnis führen. Ich möchte die Ergebnisse des Buchs als Basis nutzen, um gemeinsam mit anderen ArchitektInnen und KünstlerInnen – ich denke da zum Beispiel an das Strudelkollektiv – partizipative Projekte vor Ort zu entwickeln, die als Gesellschaftsmotor und als Wissensvermittler in Bezug auf die Vergangenheit dieser Orte fungieren.

Themen für ein künstlerisches Projekt vor Ort gibt es viele, wie z. B. die Grenze als Übergang zwischen belastetem und unbelastetem Raum, die zum Medium für Auseinandersetzung werden kann, die Schafe, die eingesperrte Herde, die in sich schon einen gewissen Irritationsmoment birgt. Wie diese Projekte genau aussehen werden, ist zum aktuellen Zeitpunkt unklar, konzeptionelle Ansätze und Richtungen werden vermutlich mit dem aktuellen Proposal konvergieren, fest steht allerdings, dass dieses Kapitel noch nicht zu Ende geschrieben ist.



QUELLENVERZEICHNIS

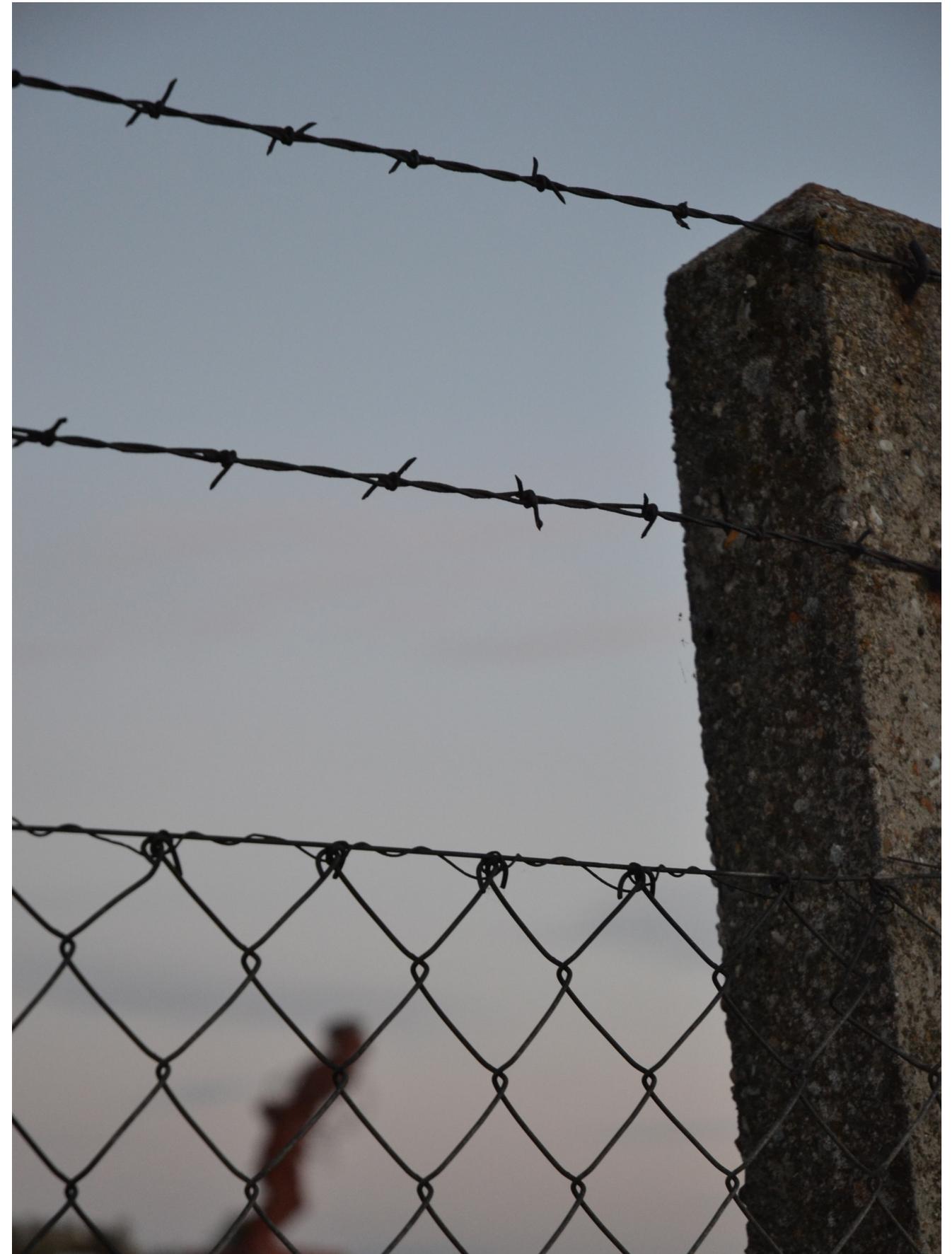
- 1** Mayer, Vera: Wohnbauentwicklung und Wohnqualität im Umland von Wien Ergebnisse einer Bürgermeisterbefragung
2 Mayer, Wohnbauentwicklung und Wohnqualität
3 Georg Laub, https://de.wikipedia.org/wiki/Georg_Laub
4 Diese Informationen setzen sich aus den Informationen der Homepage des Gedenkvereins, Dokumenten aus dem DÖW und den getätigten Interviews zusammen
5 Vgl. Unterlagen DÖW
6 Vgl. Interview Jürgen Gangoly, S.40
7 Interview Bürgermeister Herbert Janschka, S.82
8 Vgl. Arik Brauer bei der Mahnmal Enthüllung in Wiener Neudorf, Minute 35
9 Vgl. Interview Jürgen Gangoly, S.36
10 Vgl. Gedenkverein Wiener Neudorf und Neu Guntramsdorf, <http://www.gedenkverein.at>
11 Vgl. Interview Jürgen Gangoly, S.39
12 Vgl. Interview ecoplus, S.45
13 Broschüre ecoplus
14 Interview ecoplus, S.45
15 Interview ecoplus, S. 45
16 Vgl. Broschüre ecoplus
17 Vgl. „SCS-Erlebniswelt: ÖAAB-Bezirk Mödling gegen Grün-Polemik!“
18 Interview Jürgen Gangoly, S.36
19 Interview Jürgen Gangoly, S.34
20 Interview ecoplus, S. 45
21 Interview ecoplus, S.46
22 Interview ecoplus, S.47
23 Interview ecoplus, S.46
24 Interview Jürgen Gangoly, S.33
25 Interview Jürgen Gangoly, S.34
26 <http://www.janschka.at/2014/09/07/was-wird-da-gebaut/>
27 vgl. Traganou, Jilly: „Towards a Post-national Polis.“, S. 381
28 vgl. Interview ecoplus, S. 46
29 Utopia 2016: Jubiläum als Frage, Thomas Macho, erschienen am 8. Oktober 2016 im Standard
30 Interview Andreas Baumgartner, S.15
31 Siebeck, Cornelia: „The universal is an empty space. Nachdenken über die (Un-)Möglichkeit demokratischer KZ-Gedenkestätten“ erschienen in Allmeier, Daniela; Manka, Inge; Mörtenböck, Peter; Scheuvs, Rudolf (Hg): „Erinnerungsorte in Bewegung. Zur Neugestaltung des Gedenkens an Orten nationalsozialistischer Verbrechen“ (Bielefeld: transcript Verlag, 2016), S.270
32 Gstettner, Hauptaugenmerk Nebenlager, S. 7
33 „Hofer und das Wundern: Österreich wird wie Ungarn, Gerfried Sperl“
35 „Would you like to participate in an artistic experience?“ <http://www.nbp.pro.br> (Zugriff 5.10.2016)
36 Menasse, Land ohne Eigenschaften, S.13



1 Guntramsdorf Gedenkstätte



2 Guntramsdorf Mahnmal Kreisverkehr



LITERATURLISTE

BÜCHER

Agamben, Giorgio: „Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge“ (Frankfurt am Main: suhrkamp Verlag, 2003)

Allmeier, Daniela; **Manka**, Inge; **Mörtenböck**, Peter; **Scheuven**, Rudolf (Hg.): „Erinnerungsorte in Bewegung. Zur Neugestaltung des Gedenkens an Orten nationalsozialistischer Verbrechen“ (Bielefeld: transcript Verlag, 2016)

Arendt, Hanna: „The Origins of Totalitarianism“ (Cleveland: Meridien Books, published by the World Publishing Company, 1962)

Bourdieu, Pierre: „Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft“ (Frankfurt am Main: suhrkamp Verlag, 2006, 22. Auflage)

Klambauer, Karl: „Österreichs Gedenkkultur zu Widerstand und Krieg. Denkmäler und Gedächtnisorte in Wien 1945-1986“ (Innsbruck: Studienverlag Ges.M.B.H, 2006)

Kreis, Georg: „Zeitzeichen für die Ewigkeit. 300 Jahre Schweizer Denkmaltopografie“ (Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2008)

Libeskind, Daniel: „Jüdisches Museum Berlin“ (Dresden: Verlag der Kunst, 2000)

Lohse, Jörn: „Die Holocaust-Denkmäler in Bremen“, Google Book, https://books.google.at/books?id=m_t3DAAAQBAJ&dq=unterschied+denkmal+mahnmal&hl=de&source=gbs_navlinks_s

Menasse, Robert: Das Land ohne Eigenschaften. Essay zur österreichischen Identität. (Wien: Verlag Sonderzahl, 1992)

Raschauer, Bernhard: „Allgemeines Verwaltungsrecht“, 2. Aktualisierte Auflage (Wien: Springer, 2003)

Rauterberg, Hanno: „Holocaust Mahnmal Berlin. Eisenman architects“ (New York, Baden: Müller Verlag, 2005)

Rodiek, Thorsten: „Daniel Libeskind – Museum ohne Ausgang. Das Felix-Nussbaum-Haus des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück“ (Tübingen: Wasmuth Verlag, 1998)

Saxenhuber, Hedwig (Hg.): „Erlauf erinnert sich...“ (Frankfurt am Main: Revolver Archiv für aktuelle Kunst, 2004)

Schroer, Markus: Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums (Frankfurt am Main: suhrkamp Verlag, 2012, 4. Auflage)

TEXTE

Aichberger, Nina: „BesucherInnen-Graffiti und Gedenkort. Eine Annäherung an die Inschriften der KZ-Gedenkstätte Mauthausen“ erschienen in Kranebitter, Andreas (Mitherausgeber): Jahrbuch Mauthausen. KZ-Gedenkstätten und die neuen Gesichter des Rechtsextremismus (Wien: new academic press, 2015)

Foucault, Michel: Les Hétérotopies, France-Culture, 7 décembre 1966, Transcript, <http://oiselet.philo.2010.pagesperso-orange.fr/OC/Foucault.%20Conference.pdf>

Foucault, Michel: Of Other Spaces: Utopias and Heterotopias, in Architecture, Mouvement, Continuité, October, 1984, Translated from the French by Jay Miskowiec, <http://web.mit.edu/allanmc/www/foucault1.pdf>

Gstettner, Peter: „Hauptaugenmerk Nebenlager. Für eine Dezentralisierung des Mauthausen Gedenken erschienen in **Bauer**, Christa; **Baumgartner**, Andreas; **Merny**, Willi (Hrsg.): „Nichts als alte Mauern? Die Mauthausen Guideausbildung. Sinn und Möglichkeiten von KZ-Gedenkstättenbesuchen und Dokumentation eines erfolgreichen Modellprojekts. Band 1 (edition Mauthausen), Wien 2009, S. 45-54

Gstettner, Peter: Orte mit historischer Belastung. Zu einigen Schwierigkeiten der Gedenkarbeit an Tat-Orten, Referat bei der Tagung „Stigmatisierte Orte – Lernorte für die Zukunft“, Oberwart 23. März 2002

Holzinger, Gregor: „Das letzte Urteil. Die beiden Prozesse gegen Johann Vinzenz Gogl“ erschienen in Kranebitter, Andreas (Mitherausgeber): Jahrbuch Mauthausen. KZ-Gedenkstätten und die neuen Gesichter des Rechtsextremismus (Wien: new academic press, 2015)

Marte, Boris; **Freytag**, Aurelius: „Über die Neuverortung der Schoah in der Gegenwart am Beispiel des Wiener Judenplatzes“ http://www.plattform.or.at/download/POP_Art_Mahnmal.pdf

Mayer, Vera: Wohnbauentwicklung und Wohnqualität im Umland von Wien Ergebnisse einer Bürgermeisterbefragung <https://www.noewohnbauforschung.at/dokumente/uploads/2101-1.pdf>

Milevska, Suzana: „Gedächtnisverlust, Trauma und das Erhabene. Die unsichtbaren Grenzbereiche des Rassismus in der visuellen Kultur.“ erschienen in Allmeier, Daniela; Manka, Inge; Mörtenböck, Peter; Scheuven, Rudolf (Hg.): „Erinnerungsorte in Bewegung. Zur Neugestaltung des Gedenkens an Orten nationalsozialistischer Verbrechen“ (Bielefeld: transcript Verlag, 2016)

Nora, Pierre „Between Memory and History: Les lieux de Mémoire“ erschienen in Representation 26, Spring 1989, University of California

Projektteam "Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer: „Die Holocaust-Gedenkstätte auf dem Wiener Judenplatz und die "Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer", <http://old.doew.at/thema/judenplatz/gedenken.html>

Schmutz, Wolfgang: „Wo die Republik beginnt und Endet“, Online-Gastbeitrag: <http://haraldwalsen.at/gastbeitrag-wo-die-republik-beginnt-und-endet/>

Sebald, Gerald; **Weyand**, Jan „Zur Formierung sozialer Gedächtnisse*“ erschienen in Zeitschrift für Soziologie, Jg 40, Heft 3, Juni 2011, S.174-189

Siebeck, Cornelia: „The universal is an empty space. Nachdenken über die (Un-)Möglichkeit demokratischer KZ-Gedenkestätten“ erschienen in Allmeier, Daniela; Manka, Inge; Mörtenböck, Peter; Scheuven, Rudolf (Hg.): „Erinnerungsorte in Bewegung. Zur Neugestaltung des Gedenkens an Orten nationalsozialistischer Verbrechen“ (Bielefeld: transcript Verlag, 2016)

Sternfeld, Nora: „Errungene Erinnerungen. Gedenkstätten als Kontaktzonen.“ erschienen in Allmeier, Daniela; Manka, Inge; Mör

tenböck, Peter; Scheuven, Rudolf (Hg.): „Erinnerungsorte in Bewegung. Zur Neugestaltung des Gedenkens an Orten nationalsozialistischer Verbrechen“ (Bielefeld: transcript Verlag, 2016)

Traganou, Jilly: „Towards a Post-national Polis: „Transnational Territorial Practices through Greece and the Balkans“ erschienen in Naik, Deepa (Editor); Oldfield, Trenton: „Critical Cities. Ideas, Knowledge and Agitation from emerging Urbanists. Vol.2“ (London Myrdle Court Press, 2010)

Uhl, Heidemarie „Transformation des österreichischen Gedächtnisses. Geschichtspolitik und Denkmalkultur in der Zweiten Republik“ auf der Website der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, (Zugriff 16.4.2016)
<http://www.oeaw.ac.at/ikt/mitarbeiterinnen/publikationen-der-mitarbeiter/heidemarie-uhl-werkverzeichnis-seit-1999/heidemarie-uhl-werkverzeichnis-vor-1999/transformationen-des-oesterreichischen-gedaechtnisses/>

ZEITUNGSARTIKEL

„Äplerische Dumpfheit“, Der Spiegel 30, 25.7.1988,
<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13530555.html>

„At Site of Nazi Camp, Austrians Face Their Past“, Richard Bernstein, erschienen 6.Mai 2003, New York Times
http://www.nytimes.com/2003/05/06/world/at-site-of-nazi-camp-austrians-face-their-past.html?_r=0 (Zugriff online, 13.4.2016)
 „Austere, silent and nameless – Whiteread’s concrete tribute to victims of nazism“, Adrian Searle, erschienen 26. Oktober 2000, The Guardian, <https://www.theguardian.com/culture/2000/oct/26/artsfeatures6>

„Der Mann, der Hitler in eine Katze verwandelte“, Thomas von Steinaecker, erschienen am 23.9.2012, Die Welt
<https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article109383050/Der-Mann-der-Hitler-in-eine-Katze-verwandelte.html>

„Die KZ-Gedenkstätte Mauthausen ist das Feigenblatt Österreichs“, Raphael Schön, erschienen am 13. April 2015, in VICE Alps, <http://www.vice.com/alps/read/kz-gedenkstaette-mauthausen-bundesanstalt-kritik-654>

„Flüchtlinge in ehemaligen Außenlager des KZ Buchenwald untergebracht“, erschienen am 14.9.2015, Der Standard
<http://derstandard.at/2000022176735/Fluechtlinge-in-Ex-KZ-Buchenwald-untergebracht>

„Hofer und das "Wundern: Österreich wird wie Ungarn"“, Gerfried Sperl, erschienen am 24. April 2016, im Standard
<http://derstandard.at/2000035642016/Hofer-und-das-Wundern-Oesterreich-wird-wie-Ungarn> (Zugriff 5.10.2016)

„Utopia 2016: Jubiläum als Frage“, Thomas Macho, erschienen am 8. Oktober 2016 im Standard
derstandard.at/2000045537235/Utopia-2016-Jubilaeum-als-Frag

„Hitlers Geburtshaus – Abriss oder pädagogische Nutzung?“ <http://www.erinnern.at/bundeslaender/oesterreich/gedaechtnis-orte-gedenkstaetten/neukonzeption-von-gedenkstaetten/hitlers-geburtshaus-abriss-oder-paedagogische-nutzung> (Zugriff am 23.9.2016)

„How Public Art Turns Political“, Michael Kimmelman, erschienen 23.10. 1996, New York Times
<http://www.nytimes.com/1996/10/28/arts/how-public-art-turns-political.html?pagewanted=all> (Zugriff online, 11.4.2016)

„KZ Mauthausen: Tauziehen um Zuständigkeit“, Dominik Schreiber, erschienen am 19.4.2016, Kurier

<https://kurier.at/chronik/oberoesterreich/mauthausen-aufstand-gegen-kz-bundesanstalt/193.939.899>

„Maus I. Holocaust und Hitler im Comic“, Patrich Bahners, erschienen am 26.11.2018, Frankfurter Allgemeine
<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/comic-spezial/ueber-comics/maus-i-holocaust-und-hitler-im-comic-1729632.html>

„Nicht diese Symbolik. Formen des Gedenkens dürfen nicht schlimme Erinnerungen an Demütigungen wecken“, Ellen Presser, erschienen 24.7.2015 in der Jüdischen Allgemeinen, <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/22876>

„Reisen zum Leid der anderen. Dark Tourism“, Lina Muzur, erschienen am 4. März 2016, Zeit online
<http://www.zeit.de/kultur/2016-03/dark-tourism-leid-reisen-sarajevo-fehlendes-mitgefuehl-10nach8>

„SCS-Erlebniswelt: ÖAAB-Bezirk Mödling gegen Grün-Polemik!“, erschienen in APA OTS, 18.12.1997
http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_19971218_OTS0145/scs-erlebniswelt-oaab-bezirk-moedling-gegen-gruen-polemik

INTERVIEWS

Gerz, Jochen: „Wir wissen, dass das Verdrängte uns immer verfolgt“. Interview von Jaqueline Lichtenstein und Gérard Wajcman erschienen in Hemken, Kai-Uwe (HG): „Gedächtnisbilder. Vergessen und Erinnern in der Gegenwartskunst“ (Leipzig: Reclam Verlag, 1996)

Geführte Interviews (Buch 3)

Interview mit Jürgen Gangoly, Vorsitzender des Gedenkvereins Neu Guntramsdorf- Wiener Neudorf (September 2015)

Interview mit Andreas Baumgartner, Finanzreferent Mauthausen Komitee Österreich (Jänner 2016)

Interview mit Herbert Janschka, amtierender Bürgermeister der Gemeinde Wiener Neudorf (Februar 2016)

Interview mit Irmgard Balint, Projektmanagerin der Eco-Plus, Wirtschaftspark IZ NÖ-Süd (Februar 2016)

Interview mit Robert Weber, Bürgermeister in Neu Guntramsdorf (Februar 2016)

Interview mit einem anonymen Künstler (Juni 2016)

Interview mit Robert Vorberg (September 2016)

WEBSEITEN

Blog von Bürgermeister Janschka, Wiener Neudorf

<http://www.janschka.at/2014/09/07/was-wird-da-gebaut/>, (Zugriff 23.9.2016)

Comité International de Mauthausen, <http://www.cim-info.org>

Mauthausen Komitee Österreich, <http://www.mkoe.at/internationale-gedenk-befreiungsfeier-2016>

Duden, <http://www.duden.de/suchen/dudenonline/gedenken> (Zugriff 12.6.2016)

Duden, <http://www.duden.de/suchen/dudenonline/erinnern> (Zugriff 12.6.2016)

Gedenkverein Wiener Neudorf und Neu Guntramsdorf

<http://www.gedenkverein.at>

Georg Laub, https://de.wikipedia.org/wiki/Georg_Laub

Martin Krenn, Künstler: http://www.martinkrenn.net/?page_id=442, (Zugriff 28.9.2016)

Stadtspaziergang: Jüdisches Wien. <https://www.wien.gv.at/spaziergang/juedisches-wien/judenplatz.html> , (Zugriff 12.9.2016)

„Would you like to participate in an artistic experience?“

<http://www.nbp.pro.br> (Zugriff 5.10.2016)

DOKUMENTE/UNTERLAGEN

Aussendung Arbeitsgemeinschaft der NS-Opferverbände und Widerstandskämpfer/innen Österreichs)

Aussendung des BMI: Sobotka: "KZ-Gedenkstätte Mauthausen" auf neue gesetzliche Beine gestellt

http://www.bmi.gv.at/cms/bmi/_news/bmi.aspx?id=444C67743432724E644D6F3D&page=0&view=1

„Entwurf „Bundesgesetz über die Errichtung der Bundesanstalt „KZ Gedenkstätte“ Mauthausen/Mauthausen Memorial“ (Gedenkstättenengesetz – GStG) inkl. Erläuterung und Vorblatt

Folder „Das Konzentrationslager in Guntramsdorf und Wiener Neudorf, www.gedenkverein.at

Stellungnahme der Arbeitsgemeinschaft der NS-Opferverbände und Widerstandskämpfer/innen Österreichs

https://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXV/SNME/SNME_06363/index.shtml (Zugriff 14. 6. 2014)

Unabhängigkeitserklärung, (1) StGBI. Nr. 1, 1. Mai 1945,

abrufbar unter: https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1945_1_0/1945_1_0.pdf

„Unser Neudorf. Mitteilungen des Archivs der Marktgemeine Wiener Neudorf, (Hg. Kurt Janetschek, 2001)

„Unser Neudorf. Veröffentlichungen des Archivs der Marktgemeine Wiener Neudorf, Neue Reihe,

Heft 4 (Marktgemeine Wiener Neudorf, 2014)

„Wiener Neudorf im Wandel der Zeit“ (Hg. Kurt Janetschek,)

VIDEOS

Arik Brauer bei der Mahnmal-Enthüllung in Wiener Neudorf

<https://www.youtube.com/watch?v=uiKrIkWwgrY>

FOTOQUELLEN

1 gangoly.com/gedenkverein/schaukasten.html

2 https://www.geocaching.com/geocache/GC1T5AJ_flugmotorenwerke?guid=9ad30033-d265-4317-9a8d-8f56b17c6a69

Alle unnummerierten Bilder wurden von Julia Rogner fotografiert

Lost (in) Spaces

BUCH 3
INTERVIEWS

Zum Umgang mit durch die
Nutzung als Konzentrationslager
verloren gegangenen Räumen

Inhalt

*« Wer sich vorgesetzt hat,
ein möglichst ehrliches Bild
seiner Zeit zu geben, muss auch
den Mut haben, romantische
Vorstellungen zu enttäuschen »*

Stefan Zweig

1. ANDREAS BAUMGARTNER	5
2. JÜRGEN GANGOLY	29
3. IRMGARD BALINT	41
4. ANONYMER KÜNSTLER	49
5. ROBERT VORBERG	59
6. HERBERT JANSCHKA	75
7. ROBERT WEBER	87

Eins

«Jede Art von Erinnerungs- oder Gedenkarbeit, die es nicht schafft, einen Bogen ins Aktuelle zu spannen, ist historische Nabelschau»

Andreas Baumgartner

1

Andreas Baumgartner

Mauthausen Komitee Österreich

1

*Erstes Kapitel*Interview mit Andreas Baumgartner

Februar 2016

Julia: Es geht darum: Ich schreibe meine Diplomarbeit zum ehemaligen KZ Außenlager in Neu Guntramsdorf bzw. Wr. Neudorf, ich bin Wiener Neudorferin, mit 16 habe ich das erste Mal von diesem KZ erfahren, wir hatten damals den Jugendgemeinderat, und wir hatten die Idee, eine Ausstellung zu dem Thema zu machen. Das hat sich dann leider ziemlich im Sand verlaufen, und wie ich jetzt so am Schauen war, was ich so als Diplomarbeitsthema behandeln möchte, bin ich wieder auf das Thema gekommen, weil ich das sehr spannend finde.

Andreas Baumgartner: Ok, und welches Fach?

Julia: Architektur. Und es geht darum, Gedenkarbeit in Österreich, wie soll mit solchen Orten umgegangen werden, geht man richtig damit um, gerade Wiener Neudorf ist ein ganz spannendes Beispiel, weil sich dort ja irgendwie niemand traut, den Raum wirklich anzugreifen.... Ich möchte gerne herausfinden, was der beste Ansatz wäre, mit genau diesem Platz umzugehen, und dazu habe ich einige Fragen. Generell wollte ich mal wissen, wie Sie Gedenkkultur in Österreich erleben bzw. was Sie als grundsätzliche Aufgabe von Gedenkarbeit und Gedenkkultur sehen?

Andreas Baumgartner: Gut, das ist eine riesen-große Frage. Gedenkkultur in Österreich sehe ich auf ganz, ganz vielen verschiedenen Ebenen. Ich möchte einfach mal ein paar Ebenen skizzieren, um vielleicht auch zu schauen, ob's da ein paar

Gemeinsamkeiten gibt. Auf der einen Seite haben wir natürlich die – ich mein das jetzt nicht wertend – aber die von oben verordnete Gedenkkultur, das heißt, es gibt Gedenkjahre, irgendwelche Jubiläen, 70 Jahre Kriegsende, 70 Jahre Befreiung vom KZ Mauthausen, etc. etc. und in all diesen Jahren verfällt die Politik, und das wird jetzt schon ein bisschen wertend, verfällt die Politik in so eine Art Zwang, was tun zu müssen. Ich habe nicht immer unbedingt das Gefühl, dass das tatsächlich eine Herzensangelegenheit der involvierten Damen und Herren ist. Das möchte ich nicht pauschalisieren, ich weiß von vielen, ich kann mich noch erinnern an die verstorbene Nationalratspräsidentin Barbara Prammer, der war's ein Herzensanliegen. Wenn die wo hingefahren ist, dann war das für sie extrem, auch persönlich, wichtig. Ich weiß das auch vom derzeitigen Bundespräsidenten.

Julia: Der war ja auch bei der Gedenkfeier zum Beispiel.

Andreas Baumgartner: Bei manchen anderen hab' ich manchmal ein bisschen das Gefühl, das ist so, ein pflichtgemäßer Kranzabwurf. Und mit dem tu ich mir auf der einen Seite schwer, auf der anderen Seite, es ist besser, es passiert so, als es passiert gar nicht. Weil natürlich mit dieser anlassbezogenen, von oben herab kommenden Gedenkkultur vieles andere ermöglicht wird. Das heißt, um es aufs praktische Tun runterzubringen, wenn der Bürger-

meister von XY sieht „Hoppla, da macht auch der Bundespräsident mit, dann kann das so schlecht nicht sein, drum unterstütze ich jetzt meine lokale Gedenkinitiative „, „Also drum sag' ich oder hab' am Anfang dazu gesagt, ich sehe das durchaus mit einem gewissen kritischen Auge, aber ich möchte das jetzt nicht abwerten, diese von oben verordnete, reflexartige Gedenkkultur. Weil sie einfach auf einer anderen Ebene extrem viel mitermöglicht. Die zweite Ebene ist die, auf der Ebene von sehr, sehr engagierten Lokalinitiativen. Ich seh' ja das bei uns im Mauthausen Komitee, im Mauthausen Komitee. Österreich genauso wie auch international...

Julia: Da ist der Gedenkverein aus Neu Guntramsdorf ja auch mit dabei...?

Andreas Baumgartner: Ja klar, der ist Mitglied in unserem Bundesverband. Und ich habe ja die große Ehre, das Ganze auf der internationalen Ebene zu betreuen, ich bin ja der Generalsekretär vom IMC, das heißt ich kenne auch die ganzen Aspekte in den derzeit 21 Mitgliedsstaaten, die wir haben, sehr gut.

Julia: Sehen Sie da einen Unterschied in der Gedenkarbeit?

Andreas Baumgartner: Natürlich.

Julia: Auch einen inhaltlichen Unterschied?

Andreas Baumgartner: Ja, natürlich sieht man einen sehr großen inhaltlichen Unterschied, weil ja Österreich sich, zumindest seit einigen Jahren, nimmer ausschließlich auf der Opfer-Ebene definieren kann, sondern da die Täterebene durchaus präsent ist, und das macht einen riesengroßen Unterschied, ob ich in Polen was organisiere, wo quasi in einer kollektiven Erzähltradition jeder der Meinung ist, über weite Strecken natürlich auch sehr, sehr berechtigt, wir waren alle Opfer, und wir sind von allen uns umgebenden Großmächten ausgebeutet, gebeutel, ermordet, vertrieben, was

auch sonst worden, was auch stimmt, oder ob ich in Österreich so was mache. Also ich bin jetzt seit über 20 Jahren in diesem Radl drinnen, und ich hab' da durchaus auch Veränderungen bemerkt in der letzten Zeit, also diese Diskurse mit Leuten „Ihr macht's da nur irgendwas für Leute, die uns nichts angehen“ bis hin - es gibt jetzt auch Gedenkveranstaltungen, wo plötzlich der Kameradschaftsbund mit dabei ist. Bei aller kritischen Distanz zum Kameradschaftsbund – mich freut so etwas. Weil ich mir einfach denke, damit kommt es in einer Gesellschaft an, die so ist, wie sie ist. Ich kann nicht sagen, "dieses Kameradschaftsbund's indel mag ich da nicht dabei haben", wenn die in der Ortschaft, wo was gemacht wird, eine maßgebliche Rolle spielen. Und da ist mir lieber, sie sind mit dabei und schauen zu und machen vielleicht sogar mit, als sie sitzen in der gleichen Zeit am Stammtisch im Wirtshaus und zerfetzen sich das Maul drüber, "was die depperten Linken und Juden am Gedenkstein XY schon wieder aufführen. Die sollen mal aufhören mit dem alten Müll", obwohl gerade der Kameradschaftsbund ja permanent diesen alten Müll – Entschuldigung, dass ich jetzt dieses Wort verwende – den alten Käse vor sich her tragen. Und diese von mir jetzt genannten lokalen Gedenkinitiativen, die sind natürlich überhaupt nicht homogen. Die sind ganz, ganz heterogen, auch von ihrer Geschichte her, es ist zum Teil die Initiativen von wirklich ein, zwei Leuten, die da seit 20 Jahren rudern und rurcheln und versuchen, irgendwas am Leben zu erhalten. Wo wir auf jeden Fall drauf gekommen sind, auch im Mauthausen Komitee, es kann nur dann funktionieren, wenn das aus der Ortschaft selber entsteht. Alles, was wir versucht haben, von außen hineinzutragen, ist innerhalb kürzester Zeit wieder abgestorben.

Julia: Sehen Sie diese Heterogenität als problematisch?

Andreas Baumgartner: Nein.

Julia: Oder wäre es leichter für die Gedenkarbeit, wenn es homogener wäre?

Andreas Baumgartner: Nein, ich sehe genau diese Vielfalt an Ansätzen, diese Vielfalt an persönlichen Hintergründen, warum die Leute das machen, diese Buntheit, das finde ich einfach total spannend. Einfacher würde es natürlich machen, das ist klar. Weil diese Einzelkämpfer und Kämpferinnen zum Teil schon auch einen – aus der Distanz betrachtete – manchmal kontraproduktiven missionarischen Eifer entwickeln. Was ich ja auch durchaus verstehen kann, weil wenn ich in einem hinteren Tal das Gefühl, oder in einem etwas abgeschiedenen Tal das Gefühl habe, ich und noch jemand sind die zwei Einzigen, die das Ganze am Laufen halten, und ich renn' im Prinzip dauernd gegen tatsächliche oder vermeintliche Windmühlen an und mir ist das so wichtig und ich stoße in der gesamten übrigen Bevölkerung nicht einmal auf Widerstand, sondern eher auf Ignoranz, dass man da einen gewissen missionarischen Eifer entwickelt, ist verständlich, aber der ist manchmal durchaus kontraproduktiv. Weil ich da zum Teil auch schon Dinge beobachtet habe, dir mir einfach vom Grundansatz her nicht gefallen, was auch durchaus eine Konkurrenz der Gedenkstätten und Gedenkplätze miteinander, gegeneinander so... ganz, ganz explizit zu beobachten in Gusen, in Oberösterreich, 5 km von Mauthausen weg, eines der größten – man kann nicht mal sagen Außenlager, weil Gusen zeitweise deutlich größer war als das Stammlager Mauthausen, also eher das Zwillinglager von Mauthausen. Aber in Mauthausen gibt's halt eine riesen Gedenkstätte und in Gusen gibt's a bisserl was, aber das ist auf Eigeninitiative von Überlebenden erbaut worden, da gibt's de facto nichts. Und dieser Konkurrenzkampf zwischen Mauthausen und Gusen, der ist mir zeitweise wirklich zu steil.

Julia: Ja, weil ja vor allem die Ziele die falschen werden, wenn es um einen Konkurrenzkampf geht...

Andreas Baumgartner: Es werden die Ziele - und es werden plötzlich mit, es wird plötzlich mit Dingen argumentiert, wo sich mir wirklich alles aufstellt, nämlich mit Opferzahlen. So – da steht der Vi-

zebürgermeister – es ist jetzt schon einige Jahre her – darum ist es nicht mehr der aktuelle Vizebürgermeister, der steht irgendwo und sagt wirklich aus voller Überzeugung „wie viel Tote haben wir gehabt“, also entschuldige, diese haben wir gehabt, alleine diese Diktion. Da ringelt sich alles ein in mir, weil ich mir einfach denke, entschuldige, nein. Ich kann die Wichtigkeit eines Ortes nicht anhand von Opferzahlen bestimmen, so gesehen müsste ich sagen, " *die Gedenkstätte am Loiblpass, vergiss es, die 34 Toten bei dieser schweren Arbeit im Tunnel, und wo's den Tunnel noch nicht gegeben hat, wo sie drüber rennen haben müssen, ist so vernachlässigbar bei dieser großen Zahl an Häftlingen, die dort waren, und so vernachlässigbar bei dieser schweren Arbeit*", das wäre ja eine komplett uninteressante Gedenkstätte. Was ja natürlich überhaupt nicht der Fall ist. Abgesehen davon, dass sie natürlich ganz regelmäßig alle Nichtarbeitsfähigen nach Mauthausen zurück gebracht haben und dort umgebracht haben. Also ich sehe diese Heterogenität auf der einen Seite durchaus sehr, sehr positiv, weil es eben auch viele verschiedenen Aspekte hineinbringt, und, was mir eben gefällt, auch zum Teil regionale Eigenheiten mit aufnimmt, in dem Ganzen und eben in einer Ortschaft, wo der Kameradschaftsbund stark ist, ist der Kameradschaftsbund durchaus in der Gedenkfeier mit involviert, und in anderen Gegenden wird's ausschließlich von kirchlichen Organisationen getragen, oder von gewerkschaftlichen Organisationen, das ist schon gut so. Dass es aus der Sicht des Bundesverbandes manchmal einfacher wäre, wenn es überall die selbe Zusammensetzung wäre – ja. Aber ich meine, wenn man die handelnden Personen irgendwann einmal kennt, ist es so wurscht, ob das jemand von einer kirchlichen Organisation, vom ÖGB oder von sonst irgendjemandem ist, da geht's eh immer um die Person als solche und nicht um den Verein, der im Hintergrund steht.

Julia: Was mir ganz stark aufgefallen ist, als ich über das Thema mit Studienkollegen geredet habe, war immer wieder auch die Frage, oder die Thematik

Erinnern vs. nach vorne schauen. Wie sehen Sie die Thematik? Gerade bei diesem Platz hat ein Studienkollege zu mir gesagt „Ja muss man immer zurück schauen, oder kann man nicht einfach sagen, ich nehme diesen Platz und stelle ihn behutsam wieder der Allgemeinheit zur Verfügung... gerade dort im Industriezentrum, wo es keine öffentlichen Plätze für die Leute gibt, die dort arbeiten. Sehen Sie das kritisch, sehen Sie das gefährlich? Oder ist das durchaus eine mögliche Funktion für so einen Ort?

Andreas Baumgartner: Da sind mir jetzt zu viele verschiedene Ebenen in einer Frage verpackt. Da tu ich mir mit einer Antwort sehr, sehr schwer. Also mal vom Platz abgelöst, bin ich der Meinung, jede Art von Erinnerungs- oder Gedenkarbeit, die es nicht schafft, einen Bogen ins Aktuelle zu spannen, ist historische Nabelschau, vollkommen uninteressant. Das ist wirklich für die Überlebenden, das die das machen, vollkommen klar. Deren Angehörige, auch noch ok. Aber ich, der 20 Jahre nach Kriegsende geboren bin, der nicht mal familiäre Verstrickungen in die eine oder andere Richtung hat, wenn ich mich seit 20 Jahren für diese Gedenkarbeit engagiere und nicht den inhaltlichen Bogen ins Aktuelle, ins Hier und Heute spanne, das wäre im Prinzip ein Museumsverein oder ein Geschichtsverein. Nicht dass ich sage, Geschichte ist nicht wichtig, da würde mein Historikerherz ganz massiv dagegen opponieren, aber, trotz alledem, es würde auf jeden Fall immer mehr an Relevanz verlieren, wenn dem so wäre. Die Nutzung von Orten sehe ich dann wieder ein bisschen differenzierter, also ich weiß, dass – ich meine, ich kenne die Außenlager von Mauthausen in Österreich jedes Einzelne sehr, sehr genau, ich hab da vor vielen Jahren ein sehr umfangreiches Forschungsprojekt dazu gemacht, inklusive Einmessen in die Topografie und so weiter und so fort. Es ist an vielen Stellen überhaupt nichts mehr da. Wenn ich daran denke, das Außenlager Vöcklabruck-Wagrain, da steht heute ein Gedenkstein vor der Bezirkssporthalle, die Bezirkssporthalle in ihrer ganzen 70er-Jahre-Hässlichkeit steht auf dem Gelände des

ehemaligen Außenlagers. So richtig schön. Mit diesen Waschbetonplatten und.. ja, grauslich bis dorthinaus. Das Gelände in Guntramsdorf oder Neu Guntramsdorf ist halt schon noch extrem, auch von den Baurelikten her, von der ganzen Topografie, wie's angelegt ist, als Lagerort erkennbar. Da jetzt um ihre Frage quasi ein bisschen weiterzuspinnen – einen Erholungspark für die – ich überspitz' es ganz bewusst – einen Erholungspark für die Rewe-Mitarbeiter des dortigen Industriezentrums Süd, die ihr Dasein in diesen Container-Hallen fristen, auch wenn man einen permanenten Hinweis auf die Örtlichkeit dort macht, würde ich nicht wahnsinnig gut finden. Ich glaube, dass gerade das Außenlager Guntramsdorf auf der einen Seite ein enormes Potential hat, so erhalten zu bleiben, weil's einfach noch sehr, sehr viel zu sehen gibt und weil's unter Umständen für die ecoplus ein sehr, sehr großer Aufwand wäre, diese ganzen Bodeneinbauten so rauszureißen, dass man da normal irgendeine Halle hinklotzen kann, auf der anderen Seite – es ist halt wirklich im Wirtschaftsentwicklungshoffnungsgebiet, also mit Gleisanschluss und allem Drum und Dran, also da muss man letztendlich der ecoplus dankend auf die Schultern klopfen und sagen, danke, dass ihr bis jetzt noch nicht hingegriffen habt's, weil das ist keine Selbstverständlichkeit. Die Nutzung von solchen Orten, ich bin sehr, sehr viel tätig gewesen, mittlerweile nimmer so wahnsinnig viel, in der Vermittlungsarbeit, das heißt ich bin ganz, ganz viel mit jugendlichen Gruppen unterwegs gewesen, sei's in Mauthausen, sei's an Orten ehemaliger Außenlager.

Julia: Ich habe gesehen, es gibt vom Mauthausen Komitee dieses Zivilcourage-Training, ist das so etwas in die Richtung?

Andreas Baumgartner: Das ist so was in die Richtung, genau. Sind meistens andere Guides, die wir da ausgebildet haben, aber das machen wir seit vielen, vielen Jahren, und da hab ich halt schon die Erfahrung gemacht, dass in den allerwenigsten Fällen der Ort für sich irgendwas erzählt. Das heißt, es

wird immer jemanden brauchen, der dort vermittelt. Das wird man mit Tafeln machen können, das wird man vielleicht auch mit einer etwas moderneren Technologie über Apps machen können oder sonst irgendwas, ein Ort als solcher vermittelt einem Jugendlichen von heute genau gar nix. Für den sind das irgendwelche Betontrümmer, für den ist ja die Zeit als solche, die dort beschrieben werden könnte, dermaßen weit weg- und das ist schon eine Erfahrung, die ich mit jungen Leuten ganz regelmäßig mache – für die ist die NS-Zeit genau gleich weit weg wie der Andreas Hofer oder Karl der Große.

Julia: Wirklich?!

Andreas Baumgartner: Die Generation, die heute jung ist, deren Eltern oder deren Großeltern sind alle nach dem Krieg geboren. Ich bin in einer Generation aufgewachsen, wo alle vier Großeltern, wo beide Großväter im Krieg waren und wo beide Großmütter den Krieg erlebt haben. Und meine Urgroßmutter sogar den ersten Weltkrieg noch miterlebt hat, die ich noch sehr gut gekannt habe, weil sie sehr alt geworden ist.

Julia: Aber dass das tatsächlich so einen großen Unterschied macht in der Wahrnehmung...

Andreas Baumgartner: Ja, in der Familienerzählung. Die Großeltern der jungen Leute von heute sind alle in den 50er Jahren geboren oder manchmal sogar schon in den 60er Jahren. Für die macht das im Großen und Ganzen nicht mehr so wahnsinnig. Für die ist auch die emotionale Nähe nimmer so wahnsinnig da. Und da kommt grad bei jungen Leuten noch was dazu, was zum Beispiel auch die Gedenkstätte Mauthausen erst ganz, ganz spät begonnen hat zu denken, als sie ihr pädagogisches Konzept aufgebaut haben, wir haben es gerade heute auch in den Schulklassen sehr oft mit einem – je nachdem, wo der Schulstandort ist, mit nicht wenig Jugendlichen zu tun, die einen Migrationshintergrund haben. Und für die ist die österreichisch deutsche NS-Geschichte

vollkommen uninteressant. Also die Leute aus Ex-Jugoslawien, die können das noch irgendwie einordnen, erstens ist Jugoslawien damals in den Krieg voll involviert gewesen, war, was Serben und Slowenen betrifft, massivst auf der Opfer-Seite, was Kroaten betrifft massivst auf der Täter-Seite, haben selber den Krieg erlebt, in den 90er Jahren, der auch alles andere als lustig war. Auch wenn ich mir die ganzen türkischen Kids anschau, ich meine, ich hab das sehr oft erlebt, wenn die aus dem Autobus aussteigen, die sagen mir gerade ins Gesicht: „Was geht mich der Blödsinn da an?“.

Die Türkei ist – das wissen manche vielleicht sogar – ist im Zweiten Weltkrieg neutral gewesen, und wir haben da keine Opfer, und das interessiert mich nicht, was hab ich damit zu tun. Und darum ist es so extrem wichtig, diesen Bogen dann zu spannen, warum hat das dann tatsächlich was damit zu tun, da kommt diese Zivilcourage-Geschichte dann dazu, da kommt dazu, wie hat's überhaupt so weit kommen können, weil begonnen hat's ja klarerweise nicht mit den KZs, sondern begonnen hat's mit ganz anderen Dingen, wo die Leute einfach zugeschaut haben, wegschaut haben, mitgemacht haben, wie auch immer, und wenn man den Bogen spannen kann, dann kann man die jungen Leute auch damit begeistern oder dafür interessieren, begeistern ist mir in dem Kontext zu positiv. Und da weiß ich halt auch, dass der Ort als solches nix dazu beitragen kann. Das sind Mauerreste. Und auch noch so gut gestaltete Tafeln über die historischen Abläufe dort, das sind Mauerreste mit gut gestalteten historischen Tafeln zu einer Zeit, zu der ein junger Mensch von heute Null Bezug dazu hat.

Julia: Sehen Sie's problematisch, wenn man sagt – ich überlege dort ev. ein künstlerisches Projekt, eine Installation zu machen – sehen Sie's dann problematisch, in solchen Kontexten partizipative Projekte zu starten, weil eben gerade vielleicht die Leute sagen, was geht mich das überhaupt an? Ich habe auch schon von Freunden gehört „Was muss man dort überhaupt irgendwas machen? Was muss man dort heute noch

dran erinnern, was da war, das kann man ja auch einfach vergessen?“, also Sie sehen das nicht –

Andreas Baumgartner: Nein, ich sehe jedes partizipative Projekt als riesengroße Chance, Leute erstens einmal für die historischen Hintergründe zu interessieren, und in zweiter- und das ist mir der wichtigere Punkt- in zweiter und weiterer Folge, ihnen auch zu ermöglichen, darüber nachzudenken: „Was hat das mit mir im Hier und Jetzt zu tun“.

Julia: Und weil Sie gesagt haben, Sie glauben nicht, dass der Ort alleine etwas vermitteln kann, für mich stellt sich auch so ein bisschen die Frage, ist Gedenkarbeit lokal gebunden, könnte man z.B. sagen, man nimmt nur Mauthausen heraus, nimmt das als quasi DEN Platz für die Gedenkarbeit in Österreich, und die anderen Orte, mit denen kann man machen, was man will?

Andreas Baumgartner: Nein, das wär auf jeden Fall genau der falsche Ansatz. Es ist natürlich an Orte gebunden. Zu den Orten vielleicht noch ganz kurz dazu, und da bring' ich nochmal die jungen Menschen mit rein, betrifft vor allem junge Burschen, die Mädels eher weniger. Sobald sie einmal ein bisschen wissen um die historischen Hintergründe, kommt noch etwas dazu, was das Ganze zum Teil ein wenig kontraproduktiv einfärbt, eine gewisse Sensationsgeilheit, das heißt, ich habe diese Erfahrung sehr oft in Mauthausen gemacht, wo natürlich architektonisch auch noch sehr viel mehr da ist, aber dieses „Ich muss die Gaskammer sehen“ oder „Pickt da noch Blut an der Wand?“ oder sonst irgendwas, diese Angstlust oder diese – ja fast ein bisschen, ich bin jetzt quasi in einem Originalszenario eines Splatter-Films unterwegs, das ist schon was, mit dem man auch arbeiten muss. Das kann ich nicht einfach auf die Seite wischen. Und, um zur ursprünglichen Frage zurückzukommen, ich würde das ganz ganz falsch finden, wenn man diese Geschichten nach Mauthausen zentralisieren oder fokussieren würde, ich habe es sehr geschätzt, als auch für diesen österreichi-

schen Gedenktag plötzlich der 5. Mai – die Befreiung von Mauthausen – ein Thema geworden ist, und dass es nicht nur mehr der 27. Jänner war, Befreiung von Auschwitz, weil ich dadurch schon einmal diese ganzen Duplikationen – seien's Verstrickungen, sei es „was geht mich das an“ aus Oberschlesien nach Österreich geholt habe. Ich habe aber auch heute sehr oft die Erfahrung – ich bin ja auch mit Bundesländergruppen in Mauthausen unterwegs gewesen – es ist relativ einfach, sich in einen Autobus zu setzen, zwei Stunden irgendwohin zu fahren, dort auszusteigen und dort zu sagen „Ma, grauenhaft“, sich in den Autobus wieder hineinzusetzen und wieder nach Hause zu fahren. Dann habe ich quasi an meinem zentralen geistigen Kranzabwurfsort meine Pflicht erledigt und im Prinzip geht's mich in weiterer Folge nichts an. Ich habe einen extrem interessanten – das ist auch der Grund, warum man diese Außenlager in diese Vermittlungsprojekte so massiv miteinbezogen hat und ich auch geschaut habe, als wir diese Außenlager ausgesucht haben.

Wir machen, glaube ich, an 27 der rund 50 Außenlager derzeit Begleitung in Gruppen, dass die möglichst regional gut gestreut sind, dass man da an den Orten ein bisschen was herzeigen kann, ein bisschen was erzählen kann, dass die Geschichte auch für die Leute dort interessant ist. Ich bringe Ihnen ein Beispiel. Meine Schwester ist nördlich von Graz in Fronleiten verheiratet, hat zwei Söhne, Nachbarort von Fronleiten ist Peggau, mit einem nicht unwesentlichen Außenlager von Mauthausen, wo die Wiese, auf der dieses Lager stand, komplett unverändert noch genau so vorhanden ist, stehen sogar ein paar Infotafeln da. Mein ältester Neffe hat lange Zeit Fußball-Training gemacht, und die haben vor jedem Training eine Aufwärm-Laufrunde durch Peggau gemacht und sind immer durch diese Wiese gelaufen. Nie gewusst, was dort los ist. Bis ich ihm dann mal- und da geht's nicht darum, ihn quasi mit der Nase in die lokale Implikation und Verstrickung und sonst was hineinzutunken, nur ihm erzählt hab. Auf einmal ist das Ganze für ihn ganz was anderes

geworden, er ist mit der Schule nach Mauthausen gefahren, aber zu wissen „Hoppla, Mauthausen ist nicht ein Ort in Oberösterreich, sondern Mauthausen hat auch vor meiner Haustüre stattgefunden“, was heißt das in weiterer Folge? Da geht's nicht nur um die Täter in Mauthausen die auf der anderen Seite des Stacheldrahts gestanden sind, es muss auch in Peggau jemand, vielleicht sogar jemand aus der Ortschaft, vielleicht sogar jemand aus meiner Ortschaft, aus Fronleiten, auf der anderen Seite des Stacheldrahts gestanden sein, und dann beginnen nämlich die grauen Zellen zu rattern in Richtung „Und wie hätte ich mich damals verhalten, wenn mir dieses Lager vor die Nase geklotzt worden wäre, ohne jede Art von Mitsprache – eh klar – und wie hätte ich mich – auf welcher Seite des Zauns wäre ich gestanden?“

Und das sind genau die Gedanken, die letztendlich das Thema interessant und wichtig machen. Solange das Ganze nach Mauthausen abgegeben werden kann, ist diese Notwendigkeit, mir zu überlegen: Betrifft das mich? eigentlich nicht gegeben. Es hat im alten Museum in der Gedenkstätte Mauthausen eine Österreichkarte gegeben, auf der alle Außenlager von Mauthausen und Kriegsgefangenenlager plus noch ein paar sind, und da zu sehen – und das ist schon spannend, wenn irgendwelche Leute aus dem Süd-Burgenland, wo es ja kein Außenlager von Mauthausen gegeben hat, und die sagen ja, fahren wir dort mal hin, schauen wir uns an, was da in OÖ damals verbrochen worden ist, werden sie auf einmal draufkommen: „Hoppla, die gesamte Grenze zu Ungarn hin ist im Prinzip ein Sonderlager für Budapest Juden, die nach dem Süd-Ost-Wall gegraben haben, mit permanenten kleinen Massakern und Todesmärschen und und und, die kriegen auf einmal ganz einen anderen Blick drauf. Wobei, noch einmal: Solange sich dieser Blick nur in dieser historischen Schleife bewegt, finde ich ihn uninteressant. Weil dann könnte man mit ihnen auch auf Burg Forchtenstein in die Folterkammer gehen und ihnen sagen „Schaut's, damals waren die Leute so

grauslich“. Nein, wichtig ist immer wie bzw. welche Auswirkungen hat das auf mich heute. Wie gehe ich damit um, wenn in meiner Klasse plötzlich drei aus der Gruppe herausgestellt werden, und im Prinzip – heute würde man sagen gemobbt werden, ausgeschlossen werden, was auch immer.

Julia: Ja, das war im Endeffekt bei mir auch der Auslöser – ich hatte mehrere Themen für die Diplomarbeit – und als dann dieses ganze Flüchtlingsthema im Sommer so groß geworden ist, war das für mich irgendwie der Anhaltspunkt „das hat heute immer noch Relevanz“ und war für mich auch das Ausschlaggebende, mich mit dem Thema eigentlich näher zu beschäftigen. Sehen Sie einen großen Unterschied im Umgang, wenn man schaut, ob das eher ländliche oder eher urbane Gebiete sind, auch von den Zuständigkeiten her, weil Neu Guntramsdorf ist ja eigentlich noch NÖ, man könnte aber auch sagen, es gehört eh schon zu Wien, wie damit umgegangen wird, oder wie's genutzt wird?

Andreas Baumgartner: Ja, da seh' ich schon einen sehr sehr großen Unterschied unter anderem auch dahingehend, dass in ländlichen Gebieten die dort wohnhafte Bevölkerung – nicht überall und nicht ausschließlich, aber trotzdem – auch über weite Strecken familiäre Bezüge zum Ort herstellen kann. Dh. man wird bei ländlichen Gedenkorten oder bei ländlichen Arealen, auf denen damals Außenlager oder sonst was gestanden sind, immer jemanden finden, der dort in der Kriegszeit, nach der Kriegszeit als Kind gespielt hat. In Wien, mit diesem permanenten Zuzug und Umzug, und ich bin dort hingezogen und da hingezogen, und eigentlich bin ich im 20. geboren, aber jetzt wohne ich seit 50 Jahren im 11. Bezirk, und ich habe aber damals natürlich nie gewusst, dass es das große Außenlager Saurerwerk in Simmering gegeben hat oder in Schwechat, also da ist ein riesengroßer Unterschied. Also allein z.B. auf dem Lagergelände vom ehemaligen Lager Gusen 1 wohnen ausschließlich Leute, die zugezogen sind. Weil das Lagergelände war nachher für

die landwirtschaftliche Nutzung völlig ungeeignet, Boden verdichtet, Schwermetalle drinnen blablabla, und da haben sie dann im Prinzip schnelle, billige Häuser hochgezogen, wo zum größten Teil Volksdeutsche hingesiedelt sind, die halt irgendwo von den Rumänen, von den Polen, von den Ungarn vertrieben worden sind und dann halt dort zum Wohnen begonnen haben. Die haben einen ganz einen anderen Umgang zu dem Ort, auf dem sie leben als in Mauthausen, wo im Prinzip die ortsansässige Bevölkerung sich nicht ausgetauscht hat.

Julia: Das bringt mich gleich auch zur nächsten Frage: Wie sehen Sie das mit der Umnutzung. Also es war ja das Thema, dass man Flüchtlinge in einem ehemaligen KZ unterbringen wollte, es gibt in Norddeutschland einen Nazi-Bau, der war lange die Residenz zum Urlaubfahren, wo man quasi hingefahren ist zur Ausbildung im Urlaub, da sind jetzt Luxuswohnungen drin –

Andreas Baumgartner: Ja, dieses 5km lange Gebäude auf Rügen, oder wo ist das? Irgendsoein KDF-Bau jedenfalls. ...

Julia: Wie sehen Sie das? Es gibt ein ähnliches Beispiel, die österreichische Band Olympique hat ihr Musikvideo gedreht bei den Bogdan Bogdanović-Denkmalern, was irrsinnig beeindruckend wirkt, sehen Sie das kritisch, darf das passieren?

Andreas Baumgartner: Ich glaube, das hängt schon auch ein bisschen davon ab, was das für Relikte von diesen Orten sind, also ich glaube, dass eine Nutzung, oder eine Nachnutzung, die diese Orte ins Positive verkehren, durchaus nicht falsch ist. Also ich denke z.B. an Schloss Hartheim, wo bis in die 70er Jahre lang, glaube, ich normale Wohnungen drinnen waren, aber alle enteignet worden sind, bis Mitte der 80er Jahre, und jetzt ist es –abgesehen davon, dass es jetzt Museum und Gedenkstätte ist – aber da war lange, lange Zeit das Behindertenwerk von der Diakonie drinnen. An einem Ort,

wo vorher 18 000 Behinderte umgebracht worden sind. Also ich bin jetzt kein sonderlich esoterisch veranlagter Mensch im Sinne von „ein Ort ist mit negativem oder positivem Karma aufgeladen“ oder sonst irgendwas, aber ich glaube trotzdem, dass es einem Ort nicht schlecht ansteht, mit einer positiven Nachnutzung auch was Positives zur Gesellschaft beizutragen. Wobei ich auch dazu sagen muss, das möchte ich nicht für jedes Eckerl jeder Gedenkstätte uneingeschränkt unterschreiben.

Also für mich macht das schon einen Unterschied, ob das jetzt das Gelände von SS Wachmannschaften außerhalb des Schutzlagerbereiches ist, ob das ein Lagerbereich ist, wo die Häftlinge jetzt – unter Anführungszeichen „gewohnt“ haben, so grauenhaft die Wohnumstände damals gewesen sind, oder ob man, ich überspitze es jetzt wieder einmal, sich in die Stollen Bergkristalle, KZ Gusen 2, wo auf jedem Meter Stollen ein Häftling umgekommen ist, wenn man sich da quasi unterirdisch runter bohren würde und das unterirdisch für irgendwas nutzen würde, da würde ich sehr wenig davon halten. In irgendwelche ehemaligen Aufseher-Baracken, oder – ja warum nicht. Also ob ich da jetzt ein Museum hinein baue, wo kein Mensch hingehet, oder ob ich da jetzt Menschen mit einem aktuellen dringenden Wohnbedürfnis unterbringe, ja natürlich.

Julia: Für mich ist auch ein bisschen das Thema der Zuständigkeit. Weil es ist ja eigentlich gerade der Plan, das Ganze vom Innenministerium auszulagern, sehen Sie das als wichtigen und richtigen Schritt, oder ist das egal für Österreich, wo die Verantwortlichkeit aktuell liegt?

Andreas Baumgartner: Also ob das jetzt eine Abteilung des Innenministerium oder ob das die neuzuschaffende Bundesanstalt öffentlichen Rechts ist, ist vollkommen wurscht. Es sind die selben handelnden Personen, mit den selben gesetzlichen Rahmenbedingungen, da wird nur das Türschild ausgetauscht.

Julia: Würden Sie es besser finden, wenn das Ganze ein ganz externes Gremium z. B. wäre oder von einem ganz eigenständigen Organ verwaltet wird?

Andreas Baumgartner: Nein. Also ich bin ja auch in diesen Diskussionsprozess der Bundesanstalt ganz massiv miteingebunden gewesen, und da, wo wir immer ganz massiv drauf gedrungen haben, ist, dass wir gesagt haben, wir wollen eine unmittelbare Zuständigkeit der Republik beibehalten. Das ist kein Privatvergnügen von irgendeiner Stiftung, wo die Republik zwar mit zahlt und so weiter und so fort, sondern ich sehe das schon als Verantwortung der Republik Österreich. Aber, auch wenn mir klar ist, dass diejenigen, die den Hauptteil zahlen, diejenigen die es zahlen, natürlich auch den Hauptteil bestimmen, muss es trotzdem so weit partizipativ sein, dass ich die ganzen Organisationen, die sich da seit Jahrzehnten damit beschäftigen, nicht aus ihrem Entscheidungsfindungsprozess per se ausklammere. Das heißt nicht, dass es in dieser Bundesanstalt permanente basisdemokratische Diskussionen mit allen und mit jedem geben kann –

Julia: Da würde man ja kein Ergebnis finden...

Andreas Baumgartner: – da würde man kein Ergebnis finden, aber – und das haben wir jetzt auch ganz gut geregelt, also mir ist klar, es wird in all diesen Aufsichtsgremien immer die Republik die Mehrheit haben, sie zahlen's ja auch letztendlich, aber es ist jetzt überall vom Comité international de Mauthausen und vom Mauthausen Komitee jemand mit Sitz und Stimme mit drinnen.

Julia: Wissen Sie da zufällig, das wollten sie ja mit 1. Jänner 2016 in Kraft treten lassen, ich habe dazu jetzt nichts gefunden, ob –

Andreas Baumgartner: Na, es tut sich nichts. Ganz grundsätzlich ist es mir aber, und darum komme ich nochmal auf die Frage zurück, schon auch sehr wichtig, dass das nicht nur von der Republik getra-

gen wird, und ich bin sehr, sehr froh, dass sich die Bundesanstalt – da würden ja auch die gesetzlichen Grundlagen dafür fehlen, aber ich bin sehr froh, dass sich die Bundesanstalt nicht anmaßt, für alle Orte der ehemaligen Außenlager zuständig zu sein, sie kann's per Gesetz auch nur für die Gedenkstätten sein, wo die Republik heute Grundbesitz hat. Das heißt, das ist ganz klar umrissen, da geht's um einen kleinen Bereich in Gusen, Mauthausen eh klar, da geht's um das Krematorium, und nicht mehr, in Melk, geht's um den Opferfriedhof, und nicht mehr, in Ebensee... Alles andere geht die Bundesanstalt in einer unmittelbaren, direkten Zuständigkeit nichts an. Und das finde ich auch gut so. Weil eben genau an diesen allen Orten ja diese Lokalinitiativen zum Teil seit Jahrzehnten tätig sind, und die würden sich schön bedanken, die bedanken sich schon dafür, wenn sie jetzt Unterstützung kriegen, das ist gut so, aber die würden sich schön bedanken, wenn da quasi dann aus Wien irgendsoein Gscheidl bestellt werden tät, der da ab heute für Melk oder Ebensee oder sonst was zuständig ist, und diese ganze Lokalinitiativen, diese ganzen Einzelkämpfer wären auf einmal am Rand draußen, das geht gar nicht.

Julia: Das ist ja eben auch die Gefahr bei diesen ganzen Top Down-Projekten, dass jemand von außen kommt, die Lokalitäten und die regionalen Besonderheiten nicht kennt, dass die Leute das dann wieder abstoßen. Das bringt mich zur nächsten Frage: Sehen Sie's als Gefahr, dass Gedenkstätten oder genau diese Orte mit dieser Vergangenheit als politische Bühne missbraucht werden? Und – kann man da was dagegen machen, gilt's das zu versuchen einzudämmen?

Andreas Baumgartner: Also sagen wir so, ich glaube zu wissen, dass die Teilnahme bei der ganz hohen Politik bei der Befreiungsfeier in Mauthausen, und das ist die, die ich sehr gut kenne und die ich seit 20 Jahren oder seit sehr vielen Jahren, sagen wir so, auch hauptverantwortlich organisiere, dass die Teilnahme der Politik an der Befreiungsfeier in

den wenigsten Fällen einem wirklichen persönlichen Bedürfnis entspricht, sondern „ich bin, da weil ich da sein muss“. Und ich weiß, wir haben, bis vor wenigen Jahren, immer wieder Politikerreden in Mauthausen gehabt, bis ich die mit einem Federstrich einfach abgeschafft haben, weil ich gesagt habe, das interessiert – entschuldige – keine Sau. Wurscht, wie gut die Rede ist, die ist immer ganz am Ende, wo nur mehr die Ehrengäste da sind, die da sein müssen, die ist auf Deutsch, was, um genau zu sein, 80% der Teilnehmer der Befreiungsfeier genau Nüsse interessiert, weil sie's eh nicht verstehen. Natürlich ist das eine politische Bühne. Natürlich, und ich hab' zu einigen Innenministern auch im persönlichen Gespräch gesagt, „Gö, es ist schon schön, dass ihr Mauthausen auch im Innenministerium habt's, da könnt's euch am Vormittag als die antifaschistischen Gutmenschen – und vollkommen wurscht, welcher Farbe das ist, welche Parteifarbe die Innenminister gehabt haben – da könnt's euch am Vormittag als die Antifa-Gutmenschen darstellen, und quasi mit diesem Feigenblatt am Nachmittag problemlos Leute abschieben und sonst irgendwas machen. Natürlich ist das politische Bühne.

Julia: Gerade in Berlin boomt ja auch dieser Dark Tourism, Sie haben es vorhin auch mit diesem „Ich bin Teil eines Splatter-Movies“ erwähnt. Gibt's da Wege, wie man das ein bisschen eindämmen kann?

Andreas Baumgartner: Nein, ich glaube nicht, dass man es eindämmen kann. Es gibt nämlich interessanterweise noch etwas.

Julia: – oder soll man es nutzen, wäre so die andere Herangehensweise?

Andreas Baumgartner: – das wäre im Prinzip meine Antwort gewesen. Quasi vom Inhaltlichen vollkommen unaufgeladen, sind viele dieser Gedenkstätten für Geo-Casher total interessant, die sind ein fixer Bestandteil von Geo-Cashing. Also ich weiß es von Mauthausen im Steinbruch, ich weiß es von vielen

anderen, und jetzt ganz blöd gesagt: Mir ist lieber, ich krieg die Leute über diese Anfangs-Intention oder über diese Anfangs-Neugier dort hin, man muss ihnen aber dort dann auch irgendwas dazu geben, sei's ein QR –Code irgendwo, wo ich dann über eine App Info zum Ort bekomme, als wie sie machen das überhaupt nicht und ich krieg' die Leute überhaupt nicht. Natürlich, was ich nicht haben will, sind irgendwelche Glatzerten oder mittlerweile immer so glatzeren Neonazi-Horden, die das Ganze aus irgendeiner anderen Intention zu besuchen beginnen. Um zu zeigen, wie überlegen die deutsche Ingenieurskunst ist, weil die Bunker 70 Jahre später immer noch in der Gegend herum stehen. Also das möchte ich nicht. Oder die Schießübungen von den Neo-Nazis in den Stollen in Melk-Roggendorf der ist schon aus einem guten Grund eingemauert worden, der Eingang, jetzt. Diese Stollen in Melk sind seit vielen Jahren – die sind ja extrem gefährlich – weil die sind zum Teil mehrgeschoßig angelegt gewesen, zum Teil sind Zwischendecken reinbetoniert worden, und das ist ja nie fertig geworden. Und jeder, der von Baustatik ein bisschen eine Ahnung hat, weiß, jeder noch so gut armierte Beton, wenn der unter permanenter Feuchtigkeit steht, irgendwann rostet das Graffl einfach zam, und wenn's nie versiegelt worden ist, ist das im Prinzip – man sieht's nicht, dass es da drin rostet, also da drin hat tatsächlich niemand was verloren. Ich weiß, mit welchem riesen, riesen Aufwand die BIG die Stollenanlage Bergkristall im Bereich, der jetzt für die Öffentlichkeit zugänglich ist, also zugänglich ist er eh nicht, aber der jetzt zugänglich wäre, sanieren hat müssen, das sind zig Millionen Euro gewesen, der Rest ist mit Magerbeton einfach randvoll aufgefüllt worden, um da auch Einstürze auch komplett zu verhindern, aber das ist kein Gelände, wo man einfach so reingehen kann. Und es passiert heute immer noch, dass so Distanzklötze aus Holz halt jetzt schön langsam an Volumen verlieren und dann mit lautem Gedöse nach unten stürzen.

Julia: Ich glaube ich hab's jetzt eh schon ein biss-

chen rausgefiltert im Gespräch, aber wie sehen Sie da die Rolle des MK, eher die Vermittlerrolle oder auch Initiator für gewisse Dinge?

Andreas Baumgartner: Als Plattform. Irgendwie als Plattform. Ich meine, klar, es gibt genug Dinge, die von uns initiiert werden, wie zum Beispiel diese Vermittlungsprojekte an den Orten ehemaliger Außenlager, wir wissen aber auch genau, die können nur dann laufen, wenn wir auf ein gut funktionierendes Vorortnetzwerk zurückgreifen können, auf der anderen Seite diese Plattformfunktion – ich seh's sehr sehr gut in Goldeck, in Salzburg, was nie ein Außenlager von Mauthausen war, wo's aber diese berühmte – unter Anführungszeichen – Deserteursgruppe gibt. Auch diese Diskussion jetzt über „Sollen wir ein Denkmal machen für die Desserteure als Landesverräter, Kameradenschweine?“. Na, auf gar keinen Fall.“ Die Tochter von einem dort ermordeten Deserteur, die sagt, auf jeden Fall gehört da was gemacht. Der Bürgermeister hat zuerst ja gesagt, dann nein gesagt, dann hat der Pfarrer auf Eigeninitiative – jedenfalls für solche Leute ist es extrem wichtig, und ich sehe das, wenn man solche Leute, die quasi in der Gründungsphase ihrer Lokalinitiative begriffen sind, wenn die zum Beispiel zu einem Gruppentreffen dazukommen können und sich dann austauschen können mit Leuten, die genau das gleiche Theater schon 20 Jahre vorher miterlebt haben. „Wie habt's ihr das damals gemacht? Gib mir einen Tipp. Wen muss man aller einbinden? Worauf muss ich aufpassen?“ und so weiter und so fort, weil gut gemeint ist halt meistens das Gegenteil von gut getroffen, und so beseelte Menschen, die so „Ma, des muss doch jeden interessieren, und die Bürgermeisterin is deppert, mit der red i net, i moch des allan, und da mach ma scho was“ – das kann nur in die Hose gehen.

Julia: Also quasi mit der Plattform die Vermittlerrolle und auch die Anlaufstelle, wenn Interesse da ist?

Andreas Baumgartner: Natürlich. Ich meine, was

wir nicht machen können, sind solche Initiativen finanziell zu unterstützen, weil wir selber schließlich auch auf Projektbasis finanziert sind, das heißt wir, – und der Großteil der Arbeit ohnehin ehrenamtlich rennt, aber natürlich hat der Bundesverband im Mauthausen Komitee auch politische Kontakte die den Lokalinitiativen einfach auch sehr, sehr nützlich sein können. Und auch wenn wir ihnen für ihre erste lokale Gedenkfeier einen Redner oder Rednerin aus der hohen Politik organisieren, das wertet die Geschichte natürlich unheimlich auf. So wie ich ganz am Anfang gesagt habe, wenn wir das irgendwie einhängen können, dass die Nationalratspräsidentin irgendwo eine Rede hält, wird der Bürgermeister dieser wunderschönen Gemeinde befinden „Ah, so schlecht kann das nicht sein“, und sobald die Nationalratspräsidentin kommt, muss er auch hingehen. Dann kann er nicht im Gemeindeamt sitzen bleiben und schmollen.

Julia: Zum Thema Kunst auf solchen Plätzen: Ist das grundsätzlich eine Kombination, die für Sie in Ordnung geht, sehen Sie hier auch die Gefahr, dass das eher als Steckenpferd genutzt wird und inhaltlich...

Andreas Baumgartner: Da bin ich ein bisschen zwiegespalten. Auf der einen Seite sage ich alles, was dazu dient, um die für uns wichtigen Inhalte, sprich geschichtliches Verständnis plus den Bogen in die Gegenwart, zu transportieren – hoch willkommen, gut. Ich sehe trotzdem zwei Problemzonen in dem Ganzen. Das eine ist, und da bin ich einfach schon lang genug im Geschäft oder in der Materie drinnen, mir sind einfach – nach meinem Gefühl – ein bisschen zu viele Leute über den Weg gelaufen, die sich da ausschließlich selber, ohne jede Anbindung an jemanden, an irgendwas, selbst verwirklichen wollen. Ich bringe Ihnen ein Beispiel, das mich sehr nachhaltig geprägt hat. Ich habe vor vielen, vielen Jahren mit einer Künstlerin zu tun gehabt, die das Spirallabyrinth als den Inbegriff der kosmischen Weisheit gesehen hat – was immer das auch heißen mag. Und sie hat gesagt, man kann diesen

Ort Mauthausen nur wieder ins kosmische Gleichgewicht eingliedern, indem wir dort ein großes Spirallabyrinth aufbauen. Und ich habe mit der guten Frau – also schon künstlerisch ausgestaltet blablabla – und ich habe mit dieser guten Frau dann ein Jahr lang, glaube ich, diskutiert, dass sie sich bitte mit ihrem Spirallabyrinth über sämtliche Häuser hauen soll – das ist nichts, was da oben der Verwirklichung einer einzelnen Partikularmeinung dienen kann, aber... das ist die eine Geschichte. Die Frage ist, woher kommt dieser künstlerische Impetus, ist das jemand, der sagt „Wow, mich persönlich hat dieser Ort so getroffen, ich muss das jetzt, alleine dass es mir besser geht, künstlerisch so überarbeiten und überformen, damit ich meinen Seelenfrieden finde.“. Sowas finde ich grauenhaft. So jemand soll sich seinen Seelenfrieden – auch zu diesem Thema, egal wo auch immer holen, aber nicht indem so ein Ort überformt wird. Und das Zweite, was ich halt auch sehe, ist – wahrscheinlich ist es nicht nur das Zweite, wahrscheinlich ist es ein Zweites und ein Drittes und ein Viertes – für mich ist eine Gedenkstätte kein – ich überspitze es jetzt mal ein bisschen – kein Skulpturenpark, wo sich jeder irgendwie verwirklichen kann. Ich möchte nicht, dass da alle drei Meter irgendwas steht, im Sinne von „Das ist mein Umgang damit“, und das ist der Umgang vom Huber Karli und das ist der Umgang von was weiß ich wem mit dieser Geschichte. Ich habe extrem tolle Kunstwerke zu dieser Themenstellung kennen gelernt, aber sie sind selten auf den Orten gestanden. Ich denke so an Sachen, die ich im Drautal kennen lernen durfte, auch zum Beispiel das Denkmal am Loiblpass – also von dem mag man jetzt künstlerisch denken, wie man will, das ist auf der Südseite, ich mein, es ist halt auch, aus den 90er Jahren, oder die 80er Jahre, oder vielleicht ist es ein bisschen älter, ist aber, steht aber außerhalb des tatsächlichen Lagergeländes. Es ist unglaublich komplex – man sieht von dort dahin und umgekehrt. Die Erfahrung, die ich halt auch immer wieder mal gemacht habe, ist, sobald ich auf ein nicht betreutes ehemaliges Lagergelände irgendeine künstlerische Installation mache, muss ich

die auch wieder dahingehend kommentieren, seit wann steht die da, warum steht die da, was muss oder will damit bezweckt werden. Ich denke so an manche Dinge in Mauthausen, die nicht kommentiert herumgestanden sind und wo ich eigentlich von 100% der Jugendlichen damit konfrontiert worden bin, bitte erkläre uns, was hat das in der Lagerzeit für eine Funktion gehabt, wenn da irgendwo irgendeine Scheibe herumgestanden ist, wo sich irgendjemand selbst verwirklichen wollte. Also ich versuche das Ganze jetzt – ich habe da, glaube ich, so viele Ebenen angesprochen, dass das schwer ist, es auf eine gemeinsame Linie hinzubiegen. Ich glaube, dass die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Thema eine sehr gute und sehr wichtige ist. Ich glaube aber, dass der Diskussionsprozess, der diese künstlerische Auseinandersetzung dann tatsächlich ermöglicht und trägt, ein breiterer sein muss, als dass der Grundeigentümer ja sagt und irgendjemand sagt, ich habe ein tolles Konzept, das heißt nicht, dass alles in der von mir schon genannten permanenten basisdemokratischen Diskussion mit einfacher oder qualifizierter Mehrheit entschieden werden muss, aber es muss trotzdem mehr sein als „Ich hab' was, ich möchte was, und das wäre doch so super geeignet, darum wird das da hin gestellt“.

Julia: Konzeptionell habe ich mich mit dem Thema noch nicht auseinander gesetzt, weil ich vorher die Forschungsarbeit abschließen möchte, die Idee war aber auch, dort vielleicht ein partizipatives Projekt zu starten, um da eben auch Gedenkarbeit aktiv in Gang zu setzen. Als ich mich mit Jürgen Gangoly unterhalten habe, hat er gemeint wenn da was raus kommt, was ihnen gefällt, vielleicht können wir auch was Permanentes machen. Meine ersten Ideen gehen eher so in Richtung Installation... Glauben Sie, verträgt Neu Guntramsdorf etwas Permanentes oder gehört das eher in die Kategorie „Bitte Nicht“?

Andreas Baumgartner: Ich glaube, das hängt so sehr davon ab, erstens, wie es gestaltet ist, gedacht wird – natürlich verträgt's was Permanentes, auch

wenn das was Partizipatives ist, was in eine permanente Installation mündet.

Julia: Das wäre z. B. ein Ansatz gewesen.

Andreas Baumgartner: Das heißt ja auch, dass die Leute, die da einst mitgemacht haben, die werden dann irgendwann mit ihren Kindern dran vorbei spazieren und sagen „Schau, da hab ich als Jugendlicher dran mitgebaut“ und ihre Geschichte weiter erzählen. Mir ist, glaube ich, schon wichtig, und ich glaube, das habe ich jetzt eh mehrfach deutlich gemacht, dass alles was dort ist, genauso wie die historischen Trümmer, irgendeiner Art von Kommentierung bedarf. Einer Kommentierung, die sich auch erschließt, wenn ich dort alleine hinkomme. Und ich nehme die spezielle Situation in Neu Guntramsdorf nochmal auf, mit dieser Schaf- und Ziegenweide –

Julia: Das wäre meine letzte abschließende Frage gewesen –

Andreas Baumgartner: – wo ich mir denke – ja vielleicht ist es auch lustig, wenn auf dem Grund da dann ... ich meine, Ziegen neigen ja dazu, immer einen höchsten Punkt erklettern zu wollen, also es steht immer eine Goß oben irgendwo... ja wenn ich das vorher weiß, kann ich das vielleicht sogar kreativ nutzen.

Julia: Wie stehen Sie zur jetzigen Nutzung?

Andreas Baumgartner: Ich finde das super.

Julia: Ist das eine gute Lösung?

Andreas Baumgartner: Ja! Ich finde das schon aus dem Grund super, weil es dort jemanden gibt, der drauf schaut, dass das Gelände begehbar bleibt, weil sich die Schafe und Ziegen auch nicht im Wochenrhythmus ihre Fesseln brechen sollten, ich finde das im Sinne von „sichtbar machen“ von außen extremst. Wenn’s diese Nutzung nicht gäbe, wäre

das eine wild überwucherte Gsetten. Wo es auch deutlich schwerer ist, dann mit der ecoplus dann irgendwann darüber zu verhandeln, wenn dann irgendwann dieser Sekundärbewuchs drauf kommt, natürlich überwuchert der die Beton-Fundamente, natürlich greifen diese Wurzeln die Betonfundamente an, und in 10 Jahren ist aus den stabilsten Betonfundamenten allein schon von den Wurzeln der Hollunderstauden Bröselbeton geworden. Ich finde das genial.

Julia: Ich finde es auch schön, wie es auf der Homepage vom Gedenkverein kommuniziert wird, „damit kein Gras drüber wächst“ – also eigentlich ist das ja schon ein kleines Kunstprojekt in sich.

Andreas Baumgartner: Ja, eh.. Nein, aber das finde ich – ich kenne so viele andere Orte von Gedenkstätten, wo heute wirklich ein zum Teil seit 50 oder 60 Jahren wachsender Sekundärwald drauf steht, und dort was zu vermitteln, ich meine – klar, wenn man die Lokalität gut kennt, ich seh’ das ja, wenn ich mit Jugendlichen unterwegs bin, für die ist ein Fundament, wo sich die Dimensionen einer Baracke nachvollziehen lassen oder begreifen lassen, viel aussagekräftiger, als wenn da irgendwo unter Baumwurzeln ein paar Betonecken rausschauen. Ich hab das gesehen, wo am Loiblpass dieser Sekundärwald plötzlich weggeräumt worden ist, nicht im Häftlingslager, sondern unten im Zwangsarbeiterlager, wo dann plötzlich dieser geschliffene Betonboden von den Duschen wieder sichtbar geworden ist, und so weiter, das ist ganz was anderes.

Julia: Dazu fällt mir ein – und ich weiß selber noch nicht, wie ich dazu stehe – bei der Gedenkfeier ist ja das Zelt genau in der Größe einer Baracke aufgebaut worden. Glauben Sie, hilft das, um die Dimension zu verwirklichen, oder ist das eher „gut gemeint, aber eigentlich egal“ ?

Andreas Baumgartner: Ich bin bei solchen Sachen extrem zwiespalten. Weil auf der einen Seite weiß

ich, „es sich vorzustellen“ ist, man kann sich sowas nicht vorstellen, weil, was ist der Informationsmehr Gewinn, wenn ich jetzt weiß, wie groß die Baracke auch in der Kubatur war, bei der Gedenkfeier ist es vielleicht ganz spannend, sich zu überlegen, es sind da jetzt 400 Leute herinnen, als Gedenkfeierbesucher, zur Höchstbelegungszeit haben doppelt so viele Leute in der Baracke wohnen müssen – ich kann’s mir deswegen aber auch nicht genauer vorstellen. Ich kann’s mir nicht vorstellen, was es heißt, mein Bett mit vier Leuten teilen zu müssen, ich kann’s mir nicht vorstellen, was es heißt, wenn – und ich werde jetzt auch durchaus gewollt sehr explizit – wenn der Durchfall aus der oberen Etage auf mein Bett runter tropft. Und so weiter. Also ich bin grundsätzlich mit so „damit man sich es besser vorstellen kann“-Ansagen – da bin ich extrem allergisch dagegen. Also ich beutel auch Lehrerinnen und Lehrer jedesmal wirklich heftigst am Gnack, wenn sie in Mauthausen sagen „*Ma, i tät so gern im November rausfahren, da is schon richtig schön kalt und graulich, dann können sich’s die Kinder besser vorstellen*“. Nichts können sie sich vorstellen.

Erstens : Das KZ hat’s im Sommer genau so gegeben, es ist genau so grausig bei schönem Wetter, wenn die Sonne runter brennt, genauso wie’s graulich ist im Jänner, wenn’s da oben -15° hat. Na, warum ist genau das November-Wetter das ideale KZ-Besuchs-Wetter? Blödsinn. Also, auf der anderen Seite – ich weiß halt auch, dass manchmal so – und da bin ich so - und daher hat mir die Geschichte mit dem Zelt in Guntramsdorf auch ganz gut gefallen – für so temporäre Visualisierungsprojekte, da bin ich schon dafür zu haben. Also ich weiß nicht, ob Sie das Sanitätslager in Mauthausen kennen? Ist im Prinzip eine riesengroße Wiese unterhalb der jetzigen Gedenkstätte. Zur Lagerzeit sind da unten 14 Baracken gestanden und auf der Fläche von knapp vier Fußballfeldern bis zu 12 000 Leute interniert gewesen. Im Prinzip – die, die nicht mehr arbeitsfähig waren, sind da unten zum Sterben und zum Umgebrachtwerden hingebraht worden. Und da

sind überall noch die Streifenfundamente vorhanden. Zum größten Teil auch mit Gras überwuchert, man sieht’s nicht, aber man kann’s erahnen, wenn man unten im Gelände herumsteigt, dann wird das auch sichtbar, und ich hab vor vielen, vielen Jahren – das ist echt schon fast 20 Jahre her – mal für die Befreiungsfeier dort unten mal eine Visualisierungsaktion gestartet, dass wir uns einfach vom örtlichen Fußballverein Rasenkalk ausgeliehen haben, mit dem man normalerweise die Seitenlinien und den 11m-Punkt usw. markiert. Und mit dem sind wir die Baracken einfach nachgefahren. Und das ist jetzt nichts, was ins Gelände permanent eingreift. Das wirklich Skurrile war, es ist damals das Gelände auch als Parkplatz für die Befreiungsfeier genutzt worden, das wird’s mittlerweile zum Glück nimmer, aber mit dieser Rasenkalkmarkierung haben sich die Autos, und damit haben sie mein Projekt, ohne dass ich das vorher so gedacht habe, noch weitergeführt, da haben sich die Autos schön innerhalb dieser Rasenkalkmarkierung hingestellt, und zum Schluss war das gesamte Lager mit geparkten Autos visualisiert. Also total krank, aber ...

Julia: Wie haben die Leute das aufgenommen? Oder haben Sie das nicht realisiert?

Andreas Baumgartner: Es haben die wenigsten gemerkt, die wenigsten wissen, was auf der Wiese dort unten war. Weil damals noch überhaupt nichts angeschrieben war. Aber ich kann mich noch erinnern, als ich da so um sechs in der Früh, das war so mein üblicher Beginn, wie ich da bei der Befreiungsfeier rauf gekommen bin und mir gedacht habe „Ma, das schaut aber interessant aus, da sieht man die Dimensionen des Sanitätslagers ein bisschen besser als wenn nur die Striche in der Wiese waren. Wo ich dann zu Mittag runter geschaut habe und gesehen habe „Na super, die haben sich alle schön in den Strichen meiner Kalkmarkierungen aufgestellt, jetzt seh’ ich das noch viel besser...“

Julia: Haben Sie da Fotos?

Andreas Baumgartner: Leider nein.

Julia: Sehr schade.

Andreas Baumgartner: Ja, das ist wirklich schade. Es gibt irgendwelche Fotos von ganz zum Schluss, wo die Leute schon wegfahren, aber da ist – da wirkt gar nix mehr. Da ist der Rasenkalk schon 1000 mal reingetreten und reingefahren und die Autos sind schon alle weg.

Julia: Darf ich Sie noch persönlich fragen, wie Sie zu der Arbeit gekommen sind bzw. was der Auslöser für Sie war?

Andreas Baumgartner: Jaja. Also sagen wir so. Das Thema Nationalsozialismus beschäftigt mich seit ich 12,13 bin. Hängt dann sehr wohl mit meiner Familiengeschichte zusammen, nicht dass ich irgendwelche Vorfahren habe, die im Lager verschwunden sind, aber zumindest, dass ich Vorfahren habe –und zu dem Zeitpunkt habe ich das noch nicht gewusst – die auf der anderen Seite des Stacheldrahtzauns tätig waren, als Wächter, aber ich habe in meiner Familie einen Nazi-Zweig, und einen sozialdemokratischen Zweig. Und dementsprechende Opas hat's halt auch gegeben, ich meine, ich habe auch meinen Nazi-Opa heiß geliebt, weil mir seine politischen Implikationen als Kind vollkommen wurscht waren, ich habe es auch nicht verstanden. Aber was mir als Kind schon aufgefallen ist, ist, dass der Nazi-Opa ganz andere Geschichten über den Krieg erzählt wie der sozialdemokratische Opa.

Und dieser Widerspruch zwischen den beiden hat mich einfach extrem gereizt, mich mit dem Thema auseinanderzusetzen, es hat zu der Zeit auch total wenig gegeben – was hat's damals an Büchern zu dem Thema gegeben, so gut wie gar nichts, und ich hab halt dann angefangen, als ich zu studieren angefangen habe, mich von der wissenschaftlichen Seite an das Ganze anzunähern. Ich hab das riesen Glück – naja Glück kann man's nicht nennen –die

Gelegenheit gehabt, meinen Zivildienst in dort zu absolvieren.

Julia: Ich habe gelesen, das war lange nicht zugelassen offiziell, wie war das in Ihrem Fall?

Andreas Baumgartner: Ich glaube, ich war die zweite Zivildienergeneration. Und ich habe auch nicht in Mauthausen meinen Zivildienst gemacht, sondern in Wien, im BMI, im Archiv der Gedenkstätte, welches damals noch im Ur-Zustand war, also kilometerweit von jeglicher elektronischen Archiverfassung, alles ist in irgendwelchen Kuverts drinnen gesteckt, Originale und Kopien bunt gemischt...

Julia: Ist das das Archiv des Österreichischen Widerstands? Nein, das ist getrennt, oder?

Andreas Baumgartner: Nein, das ist schon getrennt, das ist das Archiv von der Gedenkstätte Mauthausen. Es ist ganz viel mit Tixo gearbeitet worden, was dann später beginnt, sich ganz seltsam mit Papier zu verhalten, es ist mit Büroklammern gearbeitet worden, die bei einer gewissen Luftfeuchte zum Rosten anfangen. Es war wirklich im ärgsten Zustand. Ich habe dann über viele, viele Jahre das Archiv betreut, hab' daneben schon meine Firma gehabt, habe da nur auf Beraterebene gearbeitet, habe dann, de jure, de facto, die Gedenkstätte dann für zwei Jahre dann gleitet und bin dann vom Ernsti Strasser hochkantig rausgetreten worden aus dem Innenministerium mit seiner Umfärbegeschichte. Ich hab' mir dann gedacht, na gut, verhungern muss ich nicht, weil ich eh meine Firma habe, ich mache ganz was Anderes. Aber ich tät' ganz gern in dem Thema drinnen bleiben, abgesehen davon, dass ich mir auf wissenschaftlicher Ebene schon einiges erarbeitet habe, und bin dann eigentlich vom Mauthausen Komitee gefragt worden, die mich ja eigentlich schon einige Jahre gekannt haben und gewusst haben, der Ernsti Strasser tritt mich jetzt raus, und die dann gesagt haben „Weißt was, dann kommst aber zu uns, weil auf dein Know-How wollen wir nicht verzich-

ten“. Das ist jetzt... im Mauthausen Komitee habe ich 2002 zum Arbeiten angefangen, und in diesem Mauthausen-Ding bin ich seit 1995 drin.

Julia: Haben Sie eine Empfehlung für mich, wer vielleicht für meine Diplomarbeit als Interviewpartner noch relevant oder wichtig wäre? Ich habe noch einen Künstler, mit dem ich mich unterhalten werde, ich möchte mit den Politikern verschiedenster Parteien aus Wiener Neudorf und Neu Guntramsdorf Gespräche führen. Fällt Ihnen sonst noch jemand ein?

Andreas Baumgartner: Da würde es eigentlich viele geben, die passen könnten. Die Frage ist, wie reisefreudig Sie sind?

Julia: Grundsätzlich reise ich sehr gerne.

Andreas Baumgartner: Wer da sicher ein sehr guter Ansprechpartner ist, weil er einerseits diese Einzelkämpferbiografie hinter sich hat und auf einer professionellen Ebene damit umgeht und das nicht nur emotional abhandelt, wäre der Wolfgang Quatember von der Gedenkstätte Ebensee. Der leitet dort das viel, viel später dazu gekommene zeitgeschichtliche Museum, das ist jetzt auch schon eine etabliertere Gedenkstätte, auch durchaus im Spannungsfeld von Privatbesitz, weil die Stollen gehören den Bundesforsten, der Opferfriedhof gehört dem Ministerium, auf dem Großteil des Lagergeländes sind auch Einfamilienhäuser, die sie in den 50er Jahren hingeklotzt haben, hinten steht das alte Lagertor noch... mit einer Zufahrtsstraße, der kann da sicher ein bisschen was dazu erzählen.

Julia: Darf ich mich da auf Sie berufen?

Andreas Baumgartner: Ja natürlich, sagen Sie ihm einen schönen Gruß und er soll sich die Zeit dafür nehmen. Ich überlege – in Wien. Es gibt im Innenministerium eine Kollegin, die Ute Bauer-Wassermann. Die ist in einer ähnlichen Position, wie Sie jetzt da sitzen, vor 15 Jahren vor mir gesessen und hat sich

damals mit den Flaktürmen in Wien auseinander gesetzt.

Julia: Ich glaube, sie hat bei meiner Zweitprüferin Diplomarbeit geschrieben...

Andreas Baumgartner: Da dürfen Sie sich gerne auch auf mich berufen, die hat nämlich zu dem Ganzen einen etwas fachspezifischeren Zugang, den Sie für die Diplomarbeit auch ganz gut brauchen können. Weil noch einen Historiker oder noch einen Gedenkheini – ja, ist eh nett, aber...

Julia: Ja, ich versuche eben auch den politischen oder den künstlerischen Aspekt mit reinzuholen. (... Organisatorisches zum MKÖ-Treffen, irrelevant..)

Andreas Baumgartner: Ich schätze die Arbeit der Menschen in Gusen und Langenstein und St. Georgen wirklich über alle Maße, in der zum Teil extrem feindlichen Umgebung, das über so viele Jahre durchzuziehen, ist wirklich bewundernswert. Aber es ist halt wirklich manchmal sehr gut gemeint...

Julia: Ja, und wie Sie gesagt haben, wenn man da mit diesem Über-Enthusiasmus rein stürmt und das nicht reflektiert angeht, sondern auf Biegen und Brechen...

Andreas Baumgartner: Na, vor allem nimmt man halt jedes Nichtinteresse als persönlichen Angriff, das ist ja auch so ein Punkt, den wir zuerst gar nicht besprochen haben, ich bin nicht der Überzeugung, dass das Thema jeden interessieren muss, das ist nicht mein Anspruch, auch wenn ich heute mit einer Jugendgruppe nach Mauthausen gehe oder über ein ehemaliges Außenlager, ich möchte die Gruppe in dem Zeitraum, in dem ich sie für mich habe, schon erreichen, und das schaffe ich auch mit ganz vielen Erzählungen von den Überlebenden, und das schaffe ich auch, weil ich noch das Glück gehabt habe, mehr als 100 Überlebende kennen zu lernen und mit denen sehr viele Gespräche zu führen, und

darunter sehr viele, sehr gute Freunde zu haben, und so weiter. Aber ich würde mir nie den Anspruch setzen, dass ich die jungen Leute für das Thema nachhaltig begeistere oder interessieren kann, also wenn ich sowas beende und das Gefühl habe, ich hab am heutigen Tag die Hälfte der jungen Leute im Moment emotional und faktisch berühren und erreichen können, dann hab ich schon 1000 Mal gewonnen.

Julia: Wie gehen Sie mit – mir fällt kein gutes Beispiel ein – wenn jemand unqualifizierte Meldungen schiebt oder anfängt Selfies zu machen, wie gehen Sie damit um?

Andreas Baumgartner: Das ist die Frage. Und mit der Frage bin ich natürlich permanent konfrontiert.

Julia: Und ich denke, mit Kritik wird man nicht weit kommen, weil das ja erst recht eine gewisse Anti-Haltung bei den Jugendlichen fördert?

Andreas Baumgartner: Ja. Ich glaube, man muss sich immer anschauen, zu welchem Zeitpunkt passiert das von wem. Also diese Analysefähigkeiten habe ich, ich weiß, ich kenn die Gruppen, sagen wir so, ich weiß im Prinzip nach fünf Minuten, wenn ich mit der Gruppe zu tun habe, wie die Gruppe tickt.

Julia: Und welche Akteure dabei sind vermutlich auch?

Andreas Baumgartner: Welche Akteure sich da mit welcher Intention bewegen. Wenn ich jetzt das Gefühl habe, da gibt es jemanden, der macht jetzt Stress, egal wie auch immer, aus einer politischen Überzeugung heraus, den schließe ich sofort aus der Gruppe aus. Den nehme ich und sage: „Weißt du was, du gehst 10 Meter dahinter, ich kann dich aus der Aufsichtspflicht deiner Lehrperson nicht entlassen, ich kann dich nicht ins Café setzen – „

Julia: Aber aus der Dynamik heraus nehmen...

Andreas Baumgartner: Aber du bist weg. Du stellst dich nicht mehr demonstrativ in die erste Reihe, grinst mich deppert an und verschränkst die Hände vor deinem Lonsdale-T-Shirt, das unter dem Kapuzensweater so aufgemacht ist, dass ich NSDAP lesen kann.

Julia: So was kommt vor?

Andreas Baumgartner: Das sind Codes...

Julia: Na, aber das kommt vor bei den Jugendlichen?

Andreas Baumgartner: Ja, natürlich. Die haben diese Lonsdale of London-Sweatshirts an, wo groß Lonsdale drauf steht, und das ist ja unter den Neo-Nazis einer dieser Codes, wo man das unterm Kapuzensweater anzieht, und man kann dann mit der Öffnung des Reisverschlusses schön spielen, welche Buchstabenkombinationen dabei sichtbar werden. Und das mittendrin, das ist halt.

Julia: Gut, ich bin da vielleicht auch ein bisschen naiv, weil ich überhaupt keine Erfahrungen mit Jugendlichen auf dem Gebiet habe...

Andreas Baumgartner: Ja – aber genau solche Leute schließe ich aus zwei Gründen aus der Gruppe aus. Das Erste ist, ich möchte nicht, dass die durch ihre Störaktion permanent ihre Kollegen aus der Konzentration raus reißen, das Zweite ist wieder was, was mit mir zu tun hat. Ich möchte nicht meine inhaltliche Arbeit mit den Jugendlichen nachher nur mehr auf den abstellen, ich sag' immer, wenn ich einen Depperten unter 30 habe, ich mach' die Begleitung nicht für den einen Depperten, damit der dann am Ende vielleicht ein bisschen weniger deppert ist, sondern wenn ich mich nur auf den Depperten konzentriere, negiere ich im Prinzip die Bedürfnisse von 29 anderen. 29 andere, die sich vielleicht dafür interessieren oder denen's wurscht ist, und nicht für den einen. Anders stellt sich das

dar, wenn ich das Gefühl habe, das hat jetzt einen politischen Hintergrund – das ist auch eher selten – also ich hatte einmal eine italienische Gruppe, wo sogar eingetragene Parteimitglieder der Neo-Faschisten mit dabei waren, das ist dann wirklich Hard-Core, aber da kommt man mit entsprechender Routine auch drüber... Andere Dinge sind, sich quasi Gedenkstätten-inadäquat zu verhalten. Und da habe ich halt, und ich mache das jetzt auch schon viele Jahre mit Jugendlichen, schon auch die Erfahrung gemacht, dass das teilweise ein sehr unbeholfener Umgang mit den Emotionen ist. Und da sieht man auch ganz stark unterschiedliches Verhalten zwischen den Geschlechtern. Wenn ich mit einer 3. Klasse Hauptschule über die Gedenkstätte gehe, und... mein Zugang ist nicht der, dass alle total betroffen sind und am Schluss dann vielleicht alle weinen, um Gottes willen, das ist pädagogisch komplett falsch, aber nichtsdestotrotz ist das, was ich vermittele, immer eine Gratwanderung zwischen Fakten und Emotion. Das heißt, wenn ich jetzt merke, man ist ja selber emotional sehr involviert, wenn ich merke, jetzt wird die Emotion zu stark, schwenke ich sofort auf die Faktenebene zurück, und wenn ich merke, mit den Fakten alleine kriege ich die jungen Menschen heute überhaupt nicht, dann kommen die Emotionen auch mal dicker aufgetragen..

Julia: Das ist auch für mich für die Diplomarbeit die Frage. Wie viel Emotion braucht's, wie viel Emotion darf drinnen sein, oder wie sehr distanziert man sich emotional von dem ganzen Thema...

Andreas Baumgartner: Wenn Sie sich nur distanzieren, dann wird die Arbeit ein Murx. Und wenn Sie sich nur emotional einlassen, dann wird die Arbeit auch ein Murx...

Julia: Ja es ist diese Gratwanderung...

Andreas Baumgartner: Es ist diese Gratwanderung, ich kann da nur aus eigener Erfahrung den

Tipp geben, man kippt in die Materie deutlich mehr rein, als man am Anfang geglaubt hat. Versuchen Sie für sich selber Werkzeuge zu schaffen oder zu finden, wo Sie diese Abgrenzung leisten können. Auch wenn Sie in der Endphase der Diplomarbeit sind, ich hab' ja auch Diplomarbeiten betreut, ich habe zu meinen Studierenden immer gesagt, wenn ihr euch noch total nüchtern und ohne jede emotionale Involvierung dem Thema widmet's, egal welches Thema, dann lese ich das ab der ersten Seite, und es ist eine total fade Arbeit. Wenn ihr das nur emotional macht's –

Julia: Dann fehlt ja der wissenschaftliche Aspekt –

Andreas Baumgartner: - dann ist es genauso ein Kas. Um so wichtiger ist es, in dieser NS- oder KZ-Thematik Werkzeuge zu finden, wo man diese Rolle, die man jetzt einnimmt – Sie interviewen mich jetzt, haben vielleicht eine gewisse emotionale Involvierung, aber Sie müssen diese Rolle, da draußen an der Garderobe, wenn Sie sich die Jacke anziehen, auch wieder hängen lassen oder in die Tasche einpacken. Wenn man sich die 24 Stunden am Tag, in der Endphase der Diplomarbeit zum Beispiel, da tut man sich nichts Gutes damit...Und um auf die Ursprungsfrage nochmal zurückzukommen, im Umgang mit Jugendlichen und Emotionen, es ist halt dann so, dass sich Mädels tendenziell mehr gegenseitig an den Händen nehmen oder den Arm um die Schulter legen oder zu weinen beginnen, das muss ich dann aufgreifen, da mach ich auch was damit...

Julia: Also das wird nicht ignoriert?

Andreas Baumgartner: Nein, um Gottes willen, ich hol die dann sofort raus aus der Situation. Wer emotional so angegriffen ist – es ist schlimm, was ich erzähle, obwohl ich viele Dinge eh nicht so erzähle, wie sie passiert sind, weil das ist unvorstellbar – aber ich nehme die Leute dann sofort raus, ich habe sie in die Situation gebracht, ich muss die dann wieder rausbringen. Und geh sofort aus der Örtlichkeit, sprich, aus den Häftlingsduschen raus.

Julia: Also man führt quasi durch eine räumliche Veränderung auch eine emotionale Veränderung herbei?

Andreas Baumgartner: Ja. Ich geh dann zurück zur Gruppe und mach das fertig, das gehört schon dazu, aber da sehe ich mich in der Verantwortung. Wenn ich durch meine Erzählungen über 17-Jährige Burschen, also die ich kennen gelernt habe und die damals 17 Jahre alt waren, und ich merke, das wird manchen zu viel – wenn ich dran schuld bin, dass sie weinen, muss ich auch was dagegen tun, damit sie sich einfangen. Und Burschen fangen halt über weite Strecken an, allen möglichen Unsinn zu machen. Die fangen zum Stoßen an, die fangen zum Raufen an, die fangen zum Kicken an oder weiß der Kuckuck was für blöde Schmähs zu reißen, da bin ich, solang's nicht körperlich wird, sehr, sehr tolerant. Und sag, ok, wo will denn ein 16-jähriger Pubertierender mit seinen Emotionen hin?

In der Gruppe wird's nicht akzeptiert, wenn er zu heulen anfängt, wenn er heulen würde, emotional und hormonell ist man in dem Alter sowieso geschüttelt Ende nie, also ich akzeptier's mal; was ich nicht akzeptiere, ist, wenn sie sich gegenseitig zu tögeln anfangen. Und da hat's auch schon so schöne Situationen gegeben, wo ich dann links einen am Gnack gehabt hab' und rechts einen am Gnack gehabt hab und gesagt hab ich sag's euch klipp und klar, mit dem ist jetzt Schluss, ihr könnt's euch draußen tögeln, das ist mir egal, aber innerhalb der Gedenkstätte tögelt niemand irgendjemanden außer mir. „Aber das dürfen Sie ja gar nicht“ - Da können mich dann auch die Eltern wegen Körperverletzung anzeigen, das ist mir wurscht, aber da herinnen in meiner Gruppe wird nicht geschlägert. Punkt.

Julia: Ich denke, mit genau solchen konkreten Ansagen können sie ja dann am meisten anfangen...

Andreas Baumgartner: So ist es, die wissen genau, ich geb' ihnen keine Watschen. Ich weiß in der Sekunde genau, ich geb' ihnen keine Watschen –

Julia: – und dass sie das auch wissen..

Andreas Baumgartner: Genau, aber trotzdem ist es eine andere Ansage, als wenn ich mit der Moralkeule komme und sage, wir stehen auf einem Grund, wo auf jedem Quadratmeter Blut vergossen wurde, ihr müsst's doch – nein, sie müssen überhaupt nichts. Wenn sie es nicht berührt, dann ist es halt so. Es ist eine total spannende Geschichte, aber ich bin trotzdem froh, dass ich nicht so wie früher vier oder fünf Rundgänge im Monat in Mauthausen habe, abgesehen davon, dass es ein riesen Aufwand ist, da jedes Mal aus Wien hinzufahren. Aber auch von der emotionalen Seite her, ich lasse mich gern mittlerweile sechs bis sieben Mal im Jahr auf so eine Gruppe ein, ich habe manche Schulen quasi als Stammgäste seit 10 Jahren, die machen sich am Ende den Termin fürs nächste Jahr aus, hab zum Teil sehr schwierige Gruppen, ich bin bei uns in Mauthausen der Bundesheer-Spezialist, mach alles, was vom Bundesheer angefragt wird. Immer ganz lustig, weil ich dann als ehemaliger Zivildienstler der Bundesheer-Spezialist bin, also ich mach auch Sachen in der Offiziersausbildung, aber mehr als sieben, acht Mal im Jahr sind's mittlerweile nicht mehr.

Julia: Ich bewundere das, ein so schwieriges Thema, mit so einer schwierigen Zielgruppe – also für mich sind sie eine schwierige Zielgruppe...

Andreas Baumgartner: Natürlich sind sie das. Ich bin oft schon damit überfordert gewesen, die drei, vier Jahre Älteren auf der Uni kennen zu lernen, wenn ich was fürs erste Semester gemacht habe... Aber sie geben einem letztendlich auch total viel zurück.

Julia: Ja, ich denke mir, je schwieriger es ist, um so mehr positive Dinge kommen dabei dann wieder raus... einfache Dinge, sind halt einfach.

Andreas Baumgartner: Man darf sich's nicht erwarten, und es ist nicht immer so, aber ich hab

da schon, grad beim Bundesheer, dann von jungen Männern Mails bekommen, wo ich mir gedacht habe, da schau, fangen doch ein paar zum Nachdenken an. Offiziere, die am Anfang total skeptisch waren. Und ich hab dann begonnen, über Befehlsverweigerung zu sprechen, und da sind dann schon alle Alarmglocken im Militärschädel losgegangen. Und am Ende haben's dann gesagt, das war genau das was wir gebraucht haben, um mal aus der Perspektive nachzudenken....

Julia: Ich finde es auch ganz spannend, dass Sie gesagt haben, es gibt dann diesen Unterschied zwischen Mädels und Burschen, ich merke das bei meinen Großeltern, mit meinem Opa drüber zu reden war ganz schwierig, er ist mittlerweile auch verstorben.

Andreas Baumgartner: Und er war damals als junger Erwachsener im Krieg?

Julia: Nein, im Krieg war er nicht, er war 14,15. Und meine Großmutter war in der Zeit verantwortlich für die restlichen Kinder. Und auch aus dem Alltagsleben damals erzählt meine Oma sehr viel und gerne, und mein Opa hat nie viel zugelassen. Ich glaube, dass es da auch einen großen geschlechterspezifischen Unterschied gibt.

Andreas Baumgartner: Ja, riesengroße.

Julia: Auch was die Bereitschaft, sich auf dieses Thema einzulassen, von sich aus, angeht...

Andreas Baumgartner: Ich habe mal ein sehr großes Interviewprojekt gemacht mit der Lokalbevölkerung rund um die Konzentrationslager, was haben die damals wissen können und so weiter, da habe ich von den Männern, damaligen Burschen und Buben, im Prinzip nur über die „Räuber und Gendarm“-Geschichte war rausbekommen.

Julia: Ja wie bei meinem Opa, da haben wir im

Wald gespielt und unsere Ruhe gehabt...

Andreas Baumgartner: Und wo haben sie sich hingeschlichen, und wo haben sie was beobachtet, und wo haben sie den einarmigen reichsdeutschen SS-Mann überlistet, damit sie den Häftlingen trotzdem was über den Zaun schmeißen haben können... eine ganz andere Erzählebene als die jungen Frauen und Mädchen von damals.

Julia: Ja, interessanterweise hat der Bruder meiner Oma, und der war bei der SS und war auch später ähnlicher politischer Gesinnung, liebend gerne über diese Zeit erzählt. Man hat richtig gemerkt – ich tu' mir immer schwer, wenn Menschen heute die Menschen damals verurteilen, im Sinne von „Warum hast du das gemacht und warum nicht das?“ – aber bei meinem Großonkel hatte ich auch oft das Gefühl, ich kann's verstehen, ich kann's nicht nachvollziehen, aber ich kann's verstehen. Und ich glaube, das ist auch ein großes Problem bei der Gedenkarbeit, dass die Zeitzeugen immer weniger werden und wie man damit umgeht. Reichen Videos? Es ist ganz was anderes, wenn mir meine Oma vom Bombenalarm erzählt als eine fremde Person im Video. Das ist auch so die Gefahr, dass die Thematik dadurch nicht mehr verständlich ist für die Menschen.

Andreas Baumgartner: Das, was Sie gesagt haben, ist natürlich eine extreme moralische Gratwanderung. Auf der einen Seite sind manche Dinge natürlich aus heutiger Sicht und mit heutigen moralisch-ethischen Maßstäben aufs schärfste zu verurteilen und nicht nachvollziehbar, wie jemand so weit kommt. Auf der anderen Seite, und das ist ja das, was ich in allen Vermittlungsprojekten immer sage, wenn sie mich damals im richtigen Moment erwisch hätten, ich würde für mich selber nicht die Hand ins Feuer legen –

Julia: Ich könnte das auch nicht –

Andreas Baumgartner: Und auch wenn ich jetzt aus der historischen Perspektive raus gehe, und ich

mach sehr viel in der Erwachsenenbildung, was jetzt die Ausbildung von Guides und Vermittlern betrifft, und ich sag auch zu den auszubildenden Guides immer: „Seid’s euch eurer Sache nicht zu sicher. Im Sinne von: Ich bin auf der guten Seite der Macht, ich mach eh was fürs Mauthausen Komitee. Ich geb’ euch den guten Tipp, wenn ihr in der Früh in den Spiegel schaut’s, ok, ihr werdet’s vielleicht darüber erschrecken, wie sich das Gesicht vom Vorabend auf den nächsten Morgen verändert hat, lernt’s das für euch, dass ihr in der Früh eurem eigenen kleinen inneren Faschisten, der euch innewohnt und der euch entgegen grinst – Gusch, Sitz und Platz und du gibst heute eine Ruhe. Seid’s euch dessen nicht so sicher, dass ihr nicht selber alle einen kleinen Faschisten in euch tragt’s“.

Julia: Ja, jetzt gerade mit der Flüchtlingssituation merkt man das ja wieder.

Andreas Baumgartner: Klar!

Julia: Ich muss mich ja selber auch dabei ertappen, wenn mir was auf die Nerven geht oder ich mich gestört fühle. Es ist ok, solche Gefühle zu haben, es ist nur nicht ok, sie nicht zu reflektieren und sie wieder im Zaum zu halten.

Andreas Baumgartner: Wo ich das gehört habe von den Übergriffen am Kölner Bahnhof, da hab’ ich mir gedacht, so Freunde, jetzt reicht’s. Das sind aber nicht DIE Flüchtlinge, sondern die typischen, testosteron-gesteuerten, jungen Männer aus patriarchalen Gesellschaften, und bei jedem Krampuslauf im Pinzgau oder in Ost-Tirol geht’s genau gleich zu, mit Grapschen und ähnlichen Dingen, da läuft’s halt

unter „lokalem Brauchtum“. Aber ich verurteile das dort genauso.

Julia: Es wird auch bei den Diskussionen schwierig, die Leute verfallen in diese einfachen Argumentationen, die’s eben auch damals gegeben hat, selbst mit meiner Mutter habe ich diese Diskussionen oder jetzt in Mödling mit dem Schwimmbad.

Andreas Baumgartner: Ja, klar.

Julia: Und im Standard-Forum hat jemand drunter gepostet „Juden sind in diesem Schwimmbad nicht erlaubt“ aus der NS-Zeit, und das ist für mich so offensichtlich und für manche Leute trotzdem noch so weit entfernt, weil’s eben auch zeitlich weit entfernt ist, wobei für mich die Parallelität ein ganz enge und sich quasi überschneidende Parallelität ist.

Andreas Baumgartner: Natürlich, da ist genau das, was ich vorhin im Laufe unseres Interviews gesagt habe, dass es eben nicht mit KZs begonnen hat, sondern dass Leute vertrieben worden sind, und sie niemand abnehmen wollte. Man braucht nur an die Konferenz von Évian denken, wo sich im Prinzip alle abgeputzt haben und gesagt haben, wir wollen die nicht, sie sind eh arm, die Juden, aber wir wollen sie bei uns nicht haben. Wenn’s damals einen vernünftigen Verteilungsschlüssel gegeben hätte, wären immer noch Millionen vertrieben worden, grauenhaft, aber alles hinter sich zu lassen, aber es wären wahrscheinlich einige Millionen weniger umgekommen. Naja, vom Hundertsten ins Tausendste.

Julia: Danke auf jeden Fall, das war ein super Gespräch.

Zwei

«Die Diskussion, der Diskurs,
das Streiten ist ja genau das,
was wichtig ist, um dieses Thema
am Leben zu erhalten»

Jürgen Gangoly

2

Jürgen Gangoly

Gedenkverein Wiener Neudorf/Neu Guntramsdorf

Julia: Und wie kam's dazu?

Jürgen Gangoly: Ich bin erstens in Neu Guntramsdorf aufgewachsen, direkt beim Areal eigentlich, und als Kinder haben wir dort immer unseren Abenteuerspielplatz gehabt und nicht gewusst, was das wirklich ist. Und ich war dann auch beruflich in der Gedenkarbeit tätig, beim Europarat und in der EU.

Julia: Das heißt, da waren Sie auch mit involviert?

Jürgen Gangoly: Ja ich bin von Anfang an mit dabei.

Julia: Wie haben Sie da von Seiten der Politik den Umgang miterlebt? Ich habe zum Beispiel letzte Woche mit dem Herrn Lorenz telefoniert, ich habe bei uns (Anm. Wiener Neudorf) die Gemeinde kontaktiert und wurde sofort weiter verwiesen. Ich habe gesagt, dass ich gerade erst anfangen, ... wir haben früher den Jugendgemeinderat gegründet, das hat leider nicht sehr lange gehalten, im Zuge dessen sind wir aber auf das Thema gekommen, wir wussten das alle auch nicht, dass es dieses KZ-Außenlager gegeben hat, und wir haben damals angefangen zu recherchieren und wollten diesbezüglich eine Ausstellung machen, warum nicht eigentlich jetzt das Thema aufgreifen, und dann habe ich eben

die Gemeinde kontaktiert, und die haben mich an den Herrn Lorenz verwiesen, und der Herr Lorenz hat dann den Satz fallen lassen: „Wenn's nach dem Bürgermeister gehen würde, dann wäre sowieso nix da“, weil sie das relativ gerne unter Verschluss halten, dieses Thema...

Jürgen Gangoly: Wir leben generell in einer Zeit, das setzt sich ja auch jetzt gerade bei der Flüchtlingsthematik durch, wo man sieht, dass immer mehr politische Entscheidungsträger, von Bürgermeistern bis hin zu Bundes- bis hin auf die EU-Ebenen nicht bereit sind, politischen Grundsätzen zu folgen, wenn eine Angst da ist, dass eine Gruppe der Bevölkerung anderer Meinung ist. Man kann es auch politisches Rückgrat nennen. Das ist etwas, das immer weniger wird in unserer Gesellschaft, weil wir von Politik umgeben sind, die sich sehr nach Umfragen, Meinungsforschung und tagesaktuellen Stimmungen richtet, und wo immer weniger Bereitschaft da ist, langfristig Ziele zu verfolgen, Zielen treu zu bleiben, Werten treu zu bleiben, und das ist etwas – ich bin ja auch Kommunikationsberater hauptberuflich – was wir auch in der Wirtschaft sehen, dass immer kurzfristiger gedacht und gehandelt wird und dass der kurzfristige Erfolg oft über ein Wertesystem gestellt wird und über langfristige Auswirkungen gestellt wird. Deswegen kann man sagen, dass an

vielen Orten in Österreich, und ich beziehe mich da nicht nur auf Wr. Neudorf und Neu Guntramsdorf, ich bin ja auch im Mauthausen Komitee Österreich aktiv, ich habe mit vielen anderen Lokalgruppen zu tun, es gab ja fast 50 Außenlager von Mauthausen, und bei sehr vielen gibt es mittlerweile auch Lokalgruppen, wo in Vereinen vor Ort gearbeitet wird, da gibt's sehr große Unterschiede, wie Politiker herangehen, und es gibt nicht nur die Unterschiede im Ergebnis, sondern es gibt auch die Unterschiede in den Gründen, warum sie etwas unterstützen oder nicht unterstützen. Und eigentlich kann man da vier Typen darstellen, es gibt die, die es eigentlich inhaltlich unterstützen, dass es Gedenkarbeit gibt, die das wichtig finden, die sich aber nicht trauen, weil sie Angst haben, Stimmen zu verlieren oder nicht wieder gewählt zu werden. Hier seh' ich die Analogie zum Flüchtlingsthema heute auch, da gibt's genau diese 4 Typen von Politikern. Dann gibt's aber auch die, die das nicht wichtig, wenig interessant oder sogar verzichtbar oder unnötig finden, es aber trotzdem unterstützen, weil sie wissen, es gibt da eine sehr, sehr große Gruppe, und auch wichtige Gruppe in der Bevölkerung, die das wichtig findet, deswegen verhindern sie Dinge vielleicht nicht oder unterstützen sanft solche Initiativen und Projekte. Dann gibt es natürlich auch die Geradlinigen, vollkommen überzeugten, die es wichtig finden und daher unterstützen, diesen Typus von Lokalpolitikern gibt's auch, und dann gibt's natürlich immer noch, und das sehen wir bei ganz vielen Lokalgruppen in Österreich, Bürgermeister, Regionalpolitiker, die von der anderen Seite ganz einfach kommen. Die mit Gedenkarbeit nichts am Hut haben, die meinen, es ist lange vorbei, man braucht darüber nicht mehr reden, oder man sollte eigentlich nie darüber reden, oder die selber befangen sind, weil sie Nachfahren von Tätern sind. Und das ganz genau wissen, dass sie Nachfahren von Tätern sind. Es gibt sogar Orte, wo der Großvater in der Nazi-Zeit der Bürgermeister war, Erschießungen vertuscht hat usw, also diese Bandbreite von Politikern gibt's in ganz Österreich auch heute noch, wobei die letzteren zum Glück im-

mer weniger werden. Es hat sich seit der Vranitzky-Zeit vom Bildungssystem her, wie man mit dem Thema umgeht, bis auf, wie man in privaten Vereinen oder Gemeinden damit umgeht, schon sehr viel verändert, und vor allem verbessert. Also die Situation, als wir Anfang der 90 er Jahre hingewiesen wurden, von alten Menschen, bevor sie gestorben sind, dass da was war, und die Situation der ersten Gedenkarbeit oder Aufbereitung, wie man uns entgegen getreten ist, und wie man heute diesem Gedenkverein und diesen Gedenkveranstaltungen gegenüber tritt, ist eine ganz andere. Es hat sich in den 20 Jahren durchaus was zum Positiven verändert. Es gibt nur mehr ganz, ganz wenige Bürgermeister, die offen sich gegen Gedenkarbeit aussprechen, die sich das trauen, solchen Initiativen etwas in den Weg zu legen. Es gibt aber genauso wenige, die das als besonders wichtig sehen und dies massiv unterstützen, und dann gibt's die graue Masse dazwischen aus den anderen zwei Gruppen, wenn man das jetzt wissenschaftlich typisieren möchte, die, die ich zuvor erwähnt habe... Bei uns in Guntramsdorf und Wiener Neudorf, 20 Jahre ist ja auch eine lange Zeit, betrifft das ja auch mehrere Bürgermeister –

Julia: Ja da gab's ja auch bei uns in Wiener Neudorf ordentliche Wechsel.

Jürgen Gangoly: Für Guntramsdorf, wo die Arbeit, ja, die wissenschaftliche Aufarbeitung, die inhaltliche Aufarbeitung, die Zeitzeugeninterviews, die erste Gedenkstätte zwischen 93-95 und die Eröffnung der Gedenkstätte begonnen hat, war's eigentlich so, dass wir, zwar nicht mit großem Feuerwerk, sag ich mal, von den Politikern, den Verantwortlichen zu Beginn empfangen wurden, aber wir wurden immer unterstützt.

Julia: Und wie ist das damals passiert? Sie haben irgendwann beschlossen, jetzt ist es Zeit, hier was zu unternehmen...

Jürgen Gangoly: Nein, wir haben das nicht be-

schlossen, solche Dinge entstehen sehr oft durch Zufälle und sind in den 70 Jahren Nachkriegszeit oft durch Zufälle entstanden, die ganze Gedenkarbeit – da gibt's aber eh transkribierte Interviews auf der Website – die ganze Gedenkarbeit in Neu Guntramsdorf hat damit begonnen, dass sich Zeitzeugen, die leider mittlerweile alle verstorben sind, an den Diakon in Neu Guntramsdorf gewandt haben und ihm von diesem KZ erzählt haben. Und die gesagt haben, das war so, keiner redet im Ort darüber, ich weiß aber, dass das und das war, und ich bezeuge das, ich hab' sogar selbst dort was hingeliefert, etc. Diakon Andreas Frank hat das aufgenommen, dokumentiert auch, und mit Leuten darüber gesprochen, was sie wissen, was sie tun, und dann eine kleine Gruppe gefunden, von der Pfarre Neu Guntramsdorf ursprünglich ausgehend, die gesagt haben, wir müssen da nachforschen, wir müssen zum Mauthausen Komitee gehen, wir müssen ins Mauthausen-Archiv gehen, wir müssen ins Innenministerium gehen und fragen. Und dann hat man gefragt, dann ist ein Zivildienstler mit Leuten in den Keller gegangen und hat eine Kiste mit Spagat, zugebunden seit vielen Jahrzehnten mit großem Staub oben, überreicht und gesagt, das sind die Unterlagen, die wir über Wiener Neudorf haben. Und das waren viel mehr Unterlagen, als es über die meisten Außenlager gibt. Weil es eben diese Waldeck-Protokolle gibt, die Sie eben auch auf der Website finden. Haben Sie den Film schon gesehen?

Julia: Nein, aber Herr Lorenz hat mich darüber informiert.

Jürgen Gangoly: Waldecks Medikamentenkiste, ich kann Ihnen auch eine CD dann brennen, deswegen gibt's über dieses Außenlager mehr als über die meisten anderen. Bei der sogenannten Evakuierung mussten ja bei allen Außenlagern die Dokumente vernichtet werden, und der Rolf Waldeck hat sich darüber hinweg gesetzt und Mordprotokolle, Todesurteile usw. hinausgeschmuggelt und in Mauthausen den Amerikanern übergeben. Deswegen haben

wir heute was. Das hat aber jahrzehntlang nach den Dachauer Prozessen überhaupt niemanden interessiert, und es ist im Keller gelegen, im Innenministerium. Und die ecoplus, die diese Grundstücke von den Flugmotorenwerken Ostmark übernommen hat, hatte auch kein offensives Interesse, die Geschichte dieser Grundstücke an die Öffentlichkeit zu bringen. Weil sie sie ja verkaufen und verwerten wollten und daher dort keinen großen Wind machen wollten. Ich muss sagen, dass sich hier die Herangehensweise auch geändert hat. Also wir haben eine sehr, sehr gute Arbeitsbeziehung mit der ecoplus. Man tut sich gegenseitig nicht weh, wir bekommen jene Unterstützung die wir brauchen, um die Gedenkarbeit machen zu können, wir dürfen aufs Grundstück rein, wir dürfen Führungen machen, wir dürfen unsere Veranstaltungen dort machen, es gibt einmal im Jahr ein persönliches Treffen, wo es einen Informationsaustausch gibt.

Julia: Wissen Sie, was mit dem Grundstück grundsätzlich geplant ist? Soll das brach liegen bleiben oder...

Jürgen Gangoly: Es ist als Baugrund Industriegebiet gewidmet und ist in den Büchern der ecoplus mit einem dementsprechenden Wert drinnen, es ist eines der letzten Grundstücke im Industriegebiet, in NÖ-Süd, das unbebaut ist, das einen direkten Gleisanschluss hat, das nahe bei der neuen Autobahn-auffahrt im IZ ist, das Grundstück hat einen enormen wirtschaftlichen Wert für die ecoplus, und es wurde schon mehrmals sanft angekündigt, dass, wenn sich ein Käufer finden würde, natürlich dieses Grundstück verkauft wird. Oder geteilt wird oder geviertelt wird, je nachdem, wie viel der Käufer an Bedarf hat. Wir wissen das, wir können es nicht verhindern, es hat weder das Innenministerium noch sonst jemand das Geld, dieses Grundstück zu kaufen.

Julia: Gab's da je ein Bestreben...?

Jürgen Gangoly: Bestreben war nicht da, wenn

man sich den Quadratmeterpreis anschaut, das sind wahnsinnig viele Quadratmeter

Julia: Nein, nicht von Ihnen, sondern generell vom Staat, dass man sagt, das ist ein historisch wertvolles Grundstück?

Jürgen Gangoly: Das ist eine ganz schwierige Geschichte, die ein eigener Diskussionspunkt eigentlich ist, die Millionen in der heutigen Zeit, die man brauchen würde, um dieses Grundstück zu kaufen, gibt es im Innenministerium nicht, und schon gar nicht in der Abteilung, die fürs Mauthausen-Memorial- die jetzt ausgegliedert wird – verantwortlich ist, wir haben daher gesagt, wir machen das Beste, was wir können. Eigentlich haben wir derzeit die Ideal-situation, kann man fast sagen, durch diese gute Zusammenarbeit mit der ecoplus im Arbeitsalltag, sag' ich mal, wir können das Grundstück nutzen, es kostet uns nix, es ist eine Schafherde drauf, die das Gras wegfrisst, und man sieht daher die Grundmauern, es wäre unbezahlbar dort zu mähen oder das Gras sonst wegzubringen. Wenn es diese Herde nicht gäbe. Man würde zwei Meter hohes Gras dort haben, was auch gut ist, aber...

Julia: Die Schafe gehören...?

Jürgen Gangoly: Es ist verpachtet. Das Grundstück ist verpachtet, an eine Schafzüchterin, mit der wir auch ein sehr gutes Einvernehmen haben, die sperrt die Schafe weg, wenn wir Führungen machen, das funktioniert nach Anmeldung auch problemlos, also eigentlich haben wir eine Idealsituation derzeit. Wir haben ein naturbelassenes Grundstück, es ist, soweit ich weiß, nicht bei allen Außenlagern, aber bei vielen, das letzte Grundstück, das so dasteht, wie es verlassen wurde, wo keine Beschönigungen oder Überbauten oder sonst was gemacht wurden, das ist ein ganz besonderes Gefühl, wenn man dort bei einer Führung mitmacht. So könnte es eigentlich bleiben. Es wird nicht auf ewig so bleiben. Was ist die Strategie? Es gibt unterschiedliche Strategien,

die man gehen kann. Wir haben den Gedenkverein auf eine kooperative Strategie festgelegt. Das heißt, so lange es möglich ist, werden wir kooperativ sein, und auch wenn ein Teil des Grundstücks verkauft werden sollte, werden wir keine Massenproteste organisieren. Wenn das Ganze verschwinden sollte, sieht das anders aus. Weil es eben eine Gedenkstätte und für uns auch ein Friedhof ist. Und vor allem ein Friedhof ist, der nicht überbaut werden sollte. Wir können es finanziell nicht verhindern, wir können es nur durch öffentliche Aufmerksamkeit oder vielleicht irgendwann einmal durch politische Unterstützung auch verhindern. Die ecoplus sagt, sie haben überhaupt nichts dagegen, wenn das Grundstück unbebaut bleibt. Irgendjemand soll es ihnen abkaufen, dann bleibt's unverbaut, überhaupt kein Problem. Ein konfrontativer Weg, den wir aber bislang abgelehnt haben, auch aufgrund der schlechten Erfahrungen, die's in anderen Außenlagern dazu gibt, wäre, eine Unter-Denkmalchutzstellung zu beantragen. Ab dem Zeitpunkt, wo man das nämlich macht, ist praktisch kein Zutritt mehr möglich, dann kommt das Bundesdenkmalamt, spannt die Planen drüber, und da wird eventuell jahrelang ausgegraben und geforscht, und es sind keine Führungen etc. möglich.

Julia: Das heißt, es wäre eine „Weg vom Fenster“-Situation?

Jürgen Gangoly: Das wäre ein Eigentor, das ist in Kärnten passiert, am Loiblpass, da hat 20 Jahre lang, oder 25 Jahre lang, eine Initiative geforscht, um überhaupt, weil das im Wald schon komplett überwachsen war, das KZ Loiblpass zu finden. Haben es gefunden, haben es mit der Bitte um Unterstützung dem Bundesdenkmalamt gemeldet, und seither ist es weg, und nicht mal mehr der Verein konnte lange nicht hinein. Und alles, was aufgebaut war, mit Führungen, mit Schulen, etc. fällt weg, weil da jetzt Archäologen graben. Das wollen wir nicht, das ist nicht sinnvoll und darüber wäre auch der Grundstückseigentümer nicht froh. Wenn es nicht

mehr verhinderbar scheint, dass dieses Grundstück verbaut wird, dann ist Denkmalschutz immer noch ein Schritt, den man gehen kann. Der dann sehr rasch funktioniert, aber wir haben das derzeit nicht vor, solange die Situation so bleibt, wie sie ist, sind wir sehr zufrieden damit.

Das ist die derzeitige Situation. Zur Unterstützung der Gemeinden, was ja die Ausgangsfrage war, wir sind derzeit sehr glücklich mit dem, was Wr. Neudorf macht. Obwohl es fast 20 Jahre immer wieder Einzelkontakte gebraucht hat, bis die Saat aufgegangen ist und sich ein paar Leute selbst engagiert haben und im Gemeinderat auch was umsetzen konnten. Ich habe den Bürgermeister Wöhrleitner als sehr kooperativ empfunden, und auch als persönlich interessiert bei diesen Gesprächen. Kann überhaupt nichts Negatives sagen, und in Guntramsdorf ist es sowieso so, dass wir seit Jahren von der Gemeinde fast alles haben können, was wir brauchen, zwar kein Geld, weil der Gemeinde geht's finanziell nicht so gut, aber wir kriegen alle Sachleistungen vom Bauhof bei unseren Gedenkfeiern. Bänke, Lichtanlage, und ich habe da keinen Grund zur Beschwerde, und es ist auch so, dass das Mauthausen Komitee Österreich und die Minister, die bisher da waren, oder die Vertreter der Landesregierung immer sehr beeindruckt sind, wie friedlich und kooperativ das Ganze läuft.

Julia: Und das ist offensichtlich nicht überall so?

Jürgen Gangoly: Nein, überhaupt nicht. Das ist eine große Ausnahme. Also in dieser Art, dass man solche Veranstaltungen machen kann, dass auch in Wiener Neudorf so massiv Geld investiert wird in eine Gedenkstätte, das ist praktisch einzigartig in Österreich in dieser Dimension. Auch dass zwei Gemeinden jetzt mit Bürgermeistern unterschiedlicher politischen Herkunft usw. gemeinsam eine Veranstaltung, wie wir sie jetzt am 30. Oktober haben, gemeinsam mittragen und eben auch einen Beitrag leisten werden, ist die große Ausnahme. Bei

vielen Gemeinden ist es so, dass die Ortspolitik halt zuschaut, was diese Vereine machen, und es duldet. Aber nicht massiv unterstützt.

Julia: Und wie haben Sie die Resonanz in der Bevölkerung aufgenommen, spüren Sie da eine Veränderung, wächst das Interesse? Mir fällt es z.B. auf, jetzt wo ich immer wieder zum Diplomarbeitsthema befragt werde, antworte ich „Das KZ-Außenlager Wr. Neudorf“, und da höre ich immer wieder die Reaktion „Arg, das hab ich gar nicht gewusst, wirklich?“. Also selbst bei Neudorfern und Mödlingern.

Jürgen Gangoly: Man muss sagen, wenn Menschen in Wiener Neudorf, und das klingt jetzt vielleicht ein bisschen hart, oder auch Mödling oder auch Guntramsdorf wohnen und dort schon lange wohnen und normal gebildete Staatsbürger sind, sag ich mal, die behaupten, sie wissen nichts davon, dann gehen sie mit geschlossenen Augen und Ohren durch ihr Leben, konsumieren auch keine Medien, haben noch nie Wiener Neudorf in Wikipedia eingegeben, weil dort ist ein großer Teil der Seite, auch bei Guntramsdorf ist ein großer Teil der Seite, also jeder, der sich ein bisschen für das Umfeld interessiert, wo er eigentlich wohnt, müsste eigentlich darüber gestolpert sein...

Julia: Aber ist auch Beteiligung da? Oder wenn solche Gedenkfeiern sind?

Jürgen Gangoly: Die sind gut besucht, wir haben bei jeder Veranstaltung 200 Leute, in Wr. Neudorf hatten wir 400 Leute. Also wenn ich die mal fünf Familienmitgliedern multipliziere, weiß schon bald ganz Wr. Neudorf davon. Weil die Leute persönlich dort waren. Also es ist sehr, sehr oft auch eine Ausrede, außerdem muss man sagen, dass in Guntramsdorf, von der B17 weggehend, gibt's Hinweisschilder „KZ-Gedenkstätte“. Jeder, der mit dem Auto fährt, und – sieht dieses Schild und könnte abbiegen und 100 Meter weiter würde er vor dem KZ stehen. Wie geht die Bevölkerung damit um? Da hat sich auch

sehr viel geändert. Es gibt immer mehr Leute, die das interessiert, die schockiert sind, die die Geschichte ihres Ortes kennen wollen, es gibt aber auch einen großen Teil der Bevölkerung, der sich für Geschichte und politische Fragen auch abseits des Holocaust überhaupt nicht interessiert. Die leben einfach in einer hedonistischen Welt und interessieren sich links und rechts nicht. Und deswegen sind auch diese Denkmäler und diese Gedenkstätten so wichtig. Weil sie jeden Tag bei den Maxerln vorbeifahren müssen, dann kann wirklich keiner mehr sagen, der in dieser Siedlung wohnt, er wusste nichts darüber. Ich habe sogar Freunde, die dort wohnen, die die alten Kriegsbaracken übernommen haben, deren Eltern diese ausgebaut haben und umgebaut haben, die bis vor kurzem behauptet haben, sie wussten nicht, wo sie wohnen. Und am Dachboden sind vor Jahren noch die Hakenkreuzfahnen gelegen, also, man muss nichts wissen, wenn man nichts wissen will. Genauso wie man vor 70 Jahren nichts wissen musste, wenn man weggesehen hat. Man kann auch heute wegschauen, aber heute habe ich noch weniger Verständnis dafür, weil es keine direkte Betroffenheit bei den Menschen mehr gibt, keine Mitschuld und weil jeder Zugang zu freiwilligen Informationsmöglichkeiten hat.

Julia: Es ist ja auch schon eine gewisse Distanz da, die einen das Ganze etwas unbefangener sehen lässt.

Jürgen Gangoly: Aber zur Frage, wie trägt die Bevölkerung das mit, hervorragend wird das mitgetragen. Wenn man die Türen zur Gedenkarbeit öffnet, wenn man neue Didaktik, neue Methoden einsetzt. Wir machen z.B. bei jeder Gedenkfeier, die wir organisieren, Kooperationen mit Bevölkerungsgruppen, mit Initiativen, mit Vereinen, mit öffentlichen Einrichtungen, die normalerweise mit dem Thema überhaupt nichts am Hut haben. Deswegen haben wir ein Denkmal gemeinsam mit der Abteilung für KFZ Bau in der HTL Mödling gemacht in Neu Guntramsdorf, deswegen haben wir eine Gedenkfeier

gemeinsam mit dem Fußballclub ASK Eichkogel in Neu Guntramsdorf gemacht, wo die das Buffet gemacht haben, und dann war der halbe Fußballverein bei der Gedenkfeier dabei, dabei haben wir eine Kinoaufführung gemacht mit ganz neuen Leuten, etc. Das ist Strategie, und das machen wir, um diese Leute auch zu erreichen. Und wir haben 50, 70 Leute, die regelmäßig auf unsere Bus-Exkursionen mitfahren, wo immer die Hälfte das erste Mal dabei ist und auch sagt, ich hab' bisher nichts davon gewusst, ja, soviel zum Beispiel „nix davon gewusst“. Z.B. seit 20 Jahren sind zwei- bis dreimal im Jahr in der Gemeindezeitung in Guntramsdorf, die an jeden Haushalt geht, ein- bis zweiseitige Berichte über die Projekte des Gedenkvereins, wir haben ja schon Projekte, Schülerprojekte, was weiß ich alles gemacht. Wer kann 20 Jahre die Gemeindezeitung nicht wahrnehmen, und lesen? Da muss man schon überhaupt kein Interesse an irgendwas haben. Die Leute, die heute das KZ nicht kennen, wissen auch nicht, dass die BILLA-Zentrale in Wr. Neudorf im Industriezentrum ist. Und wissen auch nicht, dass es eine HTL in Mödling gibt. Die die größte Schule Europas ist, also das hat nichts mit der Gedenkarbeit an sich zu tun, sondern damit, wie die Menschen durchs Leben gehen. Und da gibt's halt welche, die gehen mit Scheuklappen durchs Leben, andere sind sehr offen, und andere schauen absichtlich weg. Grundsätzlich muss ich aber sagen, dass der Rückhalt aus der Bevölkerung enorm ist. Es nehmen so 200,300, in Neudorf sogar 400 Leute teil, was es, glaube ich, noch nie bei einer lokalen Gedenkfeier gegeben hat in Österreich, das sind, wenn, so 50, 100, manchmal vielleicht 150 Leute, die teilnehmen, außer es gibt irgendwelche Jubiläen oder so, ich bin da sehr zufrieden. Auch die Zahl derer, die sagen, jetzt reicht's aber, und braucht man das wirklich, jetzt kannst aber aufhören auch schon wieder, schon wieder eine Gedenkfeier, und muss das sein, du ziehst den Namen des Ortes in den Dreck, die werden immer weniger. Und das sind aber diese Zitate, die ich jetzt genannt habe, das kommt ein, zweimal im Jahr vor, während ich 500 positive Kontakte habe.

Ich mache auch laufend Schulvorträge und solche Sachen, es gibt Interesse, ich weiß genau, dass das nicht das Hauptlebenssthema für die heutige Jugend ist, muss es ja auch nicht sein..

Julia: Aber Bewusstsein, gerade ebene heute, sollte ja schon das sein.

Jürgen Gangoly: Genau, wir übersetzen das Thema in die heutige Zeit bei unseren Vorträgen, wir machen Zivilcouragetraining, wir machen alles Mögliche, was in die heutige Zeit passt. Ich diskutiere sehr, sehr viel mit Kindern, Jugendlichen, deren Eltern aus dem ehemaligen Jugoslawien geflüchtet sind, die auch abstreiten, dass es Srebrenica gegeben hat und so weiter, das selbe wiederholt sich ja. Aber die Arbeit ist genau so wichtig, wie wir das jetzt hatten, wir haben jetzt nach 20 Jahren KZ-Überlebende gefunden, wir haben gar nicht geglaubt, dass es noch welche gibt. Wir haben Nachfahren von SSLern, die auf Besuch kommen und wissen wollen, was ihre Eltern gemacht haben. Ihre Väter, in dem Sinn, gemacht haben. Das ist genauso wichtig, die Aufarbeitung der ganzen Geschichte, das ist alles notwendig, und es wird von den meisten Leuten als gut gesehen, dass das passiert, und auch Ängste, die es früher gab, dass das dem Image des Ortes irgendwie schaden könnte, die alte Denke bis in die 80er Jahre, sage ich mal, ist weg. Sie verstehen, und das hat aber auch mit der professionellen Öffentlichkeitsarbeit zu tun, die der Verein macht, dass es sich positiv auswirkt, selbst wenn sie es selber nicht toll und wichtig finden, sie sehen, man kommt damit ins Fernsehen, der Ort wird gut dargestellt, der Minister kommt, der Bundespräsident kommt, der Botschafter kommt, und dass das alles dem Ort nicht schadet, und auch der ecoplus nicht schadet, das haben mittlerweile alle verstanden. Aber ich bin sehr oft auch beim Heurigen in Neu Guntramsdorf unterwegs und führe zu diesen Themen viele Stammtischgespräche und sehe auch in meiner Generation noch ehemalige Freunde oder Schulkollegen, die das anders sehen oder provozieren wollen,

mit offensichtlicher Ausländerfeindlichkeit etc. Das gibt es immer noch, aber das sind ein paar Deppen. Also das ist nicht 10% oder so, sondern es sind 1-2% der Menschen, die so denken.

Julia: Und das Denkmal, das mit Arik Brauer gemeinsam gemacht wurde, waren Sie da auch involviert in den ganzen Prozess?

Jürgen Gangoly: Die Idee des Denkmals und dass das der Arik Brauer macht, das ist auf die Initiative von Josef Tutschek zurückzuführen., der sich mit einer ausgearbeiteten Idee, wo auch Skizzen schon da waren usw., dann an uns gewandt hat, ob wir da dabei sind, und ich hab dann zu ihm gesagt, was heißt, wir sind dabei, wir sehen uns als mitverantwortlich, wir tragen das mit..

Wir haben daher sofort den Verein geöffnet, wir haben den Vorstand geöffnet, wir haben alle Engagierten aus Wiener Neudorf, die das wollten, in den Vorstand des Vereins sofort aufgenommen und haben das als Projekt der gemeinsamen Verantwortung auch gesehen und haben dann, und haben damit dann, glaube ich, auch sehr viel geholfen, unsere Erfahrungen im Organisieren von Gedenkveranstaltungen bis hin zu Genehmigungen, bis hin zu Kontakten zur Bundesregierung etc. miteingebracht, dass das eine ordentliche Veranstaltung wird. Das war einfach eine schöne Zusammenarbeit. Also wir haben uns um die Organisation, den roten Faden, das Programm, die Redner etc. gekümmert, und die Gemeinde hat für das Grundstück gesorgt und auch das Denkmal finanziert.

Julia: Ich muss sagen, ich bin noch ganz am Anfang, auch was die Recherche betrifft etc.

Jürgen Gangoly: Es gibt auf youtube ein 45 minütiges Video von der gesamten Veranstaltung, ungeschnitten. Da erklärt Arik Brauer auch, warum er das gemacht hat und was er sich dabei gedacht hat. Da kann man schon viel rausholen.

Julia: Es ist auch das Thema, wie gehen die Gemeinden heute damit um, wie ist das Ganze im Ort positioniert, geht das unter, gerade bei uns finde ich es sehr spannend, dass es in diesem Industriegebiet ist, wo doch die Gefahr besteht, dass es „versumpert“, weil –

Jürgen Gangoly: Das Denkmal?

Julia: Nein, generell die Plätze, an denen die KZs gestanden sind, da ist es immer schwierig...

Jürgen Gangoly: Nein, wir machen das schon sichtbar. Das an dieser großen, neuen Ortseinfahrt zu haben, wo öffentlich vielleicht auch ein neues Bildungszentrum hinkommt oder wo zumindest neue Wohnungen hinkommen werden, in Guntramsdorf, wo wir auch das Denkmal beim Kreisverkehr haben, zur Hauptausfahrt des Ortes in Richtung Baden hin, also wir sorgen da schon für die Sichtbarkeit, und sorgen dafür, dass es Orte gibt, über die man stolpern muss. Also es kann eigentlich niemand... nehmen wir jetzt Guntramsdorf, den Kreisverkehr, jeder, der einmal in Guntramsdorf war, hat diese Eisenmaxerl aus Motorenteilen gesehen, und daneben gibt's eine Infostelle, auch aus einem Motor gemacht, wo jeder eigentlich stehen bleiben kann und lesen, was das eigentlich ist. Und auf google earth gibt's das auch.

Julia: Wie ist da zum Beispiel die Stammtisch-Reaktion? Also zu den Denkmälern?

Jürgen Gangoly: Das ist eine lustige Geschichte, also zum Beispiel diese Konstruktion aus Motorenteilen, die auf das Flugmotorenwerk hinweisen soll, ist wirklich auf einer Serviette beim Heurigen entstanden. Nicht nur Bundesregierungen, sondern auch Denkmäler. Ich habe einen Volksschulfreund wieder getroffen, beim Heurigen, durch Zufall sind wir am selben Tisch gelandet, er hat mir erzählt, dass er jetzt Lehrer in der HTL in der Werkstätte für KFZ Technik ist, und ich habe gesagt: „Ich habe eine

Idee“, und dann haben wir aufgezeichnet, könnten wir nicht sowas machen, ein Schulprojekt gemeinsam, und am Abend war diese Skizze fertig, wie dieses Denkmal aussehen soll.

Julia: Und bei den Schülern, war da auch eine – ich nenn' es mal Empathie?

Jürgen Gangoly: Ja, natürlich, die waren dann ja auch dabei – das Denkmal wurde von der Nationalratspräsidentin Prammer enthüllt, das ist ja nicht nix für HTL Schüler, die waren stolz drauf, die Eltern dieser Schüler waren mit dabei, die Schüler waren auf der Bühne mit Barbara Prammer, das war ein tolles Projekt. Der HTL-Direktor war dann da, obwohl er am Anfang von dem Projekt gar nichts gewusst hat, weil es eben auf der Serviette entstanden ist, ohne offizielles Ansuchen oder irgendwas. Wir haben die Motorenteile geschenkt bekommen und so, also, es ist sehr viel, viele Projekte entstehen halt einfach so. Die Gemeinde war froh, dass sie was bekommen hat für den Kreisverkehr, der sonst flach und nicht so schön gewesen wäre, und natürlich gibt's Leute, die gesagt haben „Was ist das für ein Eisengerümpel da oben, brauch ma des, des rostige Zeug?“. Aber das sind wiederum die 1,2% Deppen, die's halt gibt.

Julia: Ich denke, das ist aber auch ein bisschen die Aufgabe eines solchen Denkmals, es soll nichts sein, wo man – also, ich denk da an das Denkmal in Berlin, an dem man ja wirklich nicht vorbei kommen kann, und so soll's ja auch sein. Also, dass man jetzt in Wiener Neudorf nicht eine derartig große Fläche hinstellen kann, ist klar...

Jürgen Gangoly: Das war die Intention, und das hat gut funktioniert, und ich sag mal, die Auseinandersetzung mit Andersdenkenden, die Diskussion, der Diskurs, das Streiten ist ja genau das, was wichtig ist, um dieses Thema am Leben zu erhalten, um es nicht vergessen zu machen, zumindest diese Leute, die es nicht wollen, die haben nicht gesagt, sie haben noch nichts darüber gehört. Also, ich seh' das alles

ja auch positiv. Es ist ok so, man muss Kunst nicht gut finden, man muss ein Denkmal nicht gut finden, aber wenn man darüber diskutiert, dann hat dieses Denkmal den Zweck erfüllt. Und wenn Leute dort hingehen können, ein Kerzerl anzünden oder einen Kranz niederlegen, die das wollen, hat's auch ihren Zweck erfüllt.

Julia: So eine Gedenkstätte hat ja auch verschiedene Aufgaben zu erfüllen, nicht nur das Erinnern sondern auch –

Jürgen Gangoly: Es ist ganz viel, wir sehen zum Beispiel, das klingt vielleicht auf den ersten Blick unpassend, aber es hat auch positive wirtschaftliche Auswirkungen. Die Leute, die diese Gedenkstätten besuchen, die kommen von fern her, die übernachten hier, die...

Julia: Also gibt's da schon einen eigenen Tourismus drumherum?

Jürgen Gangoly: Es gibt Kulturtourismus, zig 1000 Leute, auf ganz Österreich verteilt, jährlich, nehmen an Gedenkfeiern, vor allem an der Hauptfeier in Mauthausen, teil, die aus der ganzen Welt nach Österreich kommen, die ein anderes Bild von Österreich bekommen, als sie es verlassen haben. Wir haben ja einen überlebenden Zwangsarbeiter vor ein paar Jahren da gehabt, der gesagt hat, er war aus Frankreich: *„Ich bin das erste Mal wieder in Österreich, seither, und jetzt bin ich das zweite Mal in meinem Leben geflogen. Beim ersten Mal bin ich geflogen, als mich die Franzosen nach Hause geflogen haben, und jetzt bin ich das zweite Mal wieder geflogen, um hierher zu kommen, mit 93 Jahren.“*

Julia: Das löst ja auch eine extreme Emotion aus.

Jürgen Gangoly: Natürlich, das hat man schon, über das, was man für die betroffenen Menschen und deren Nachfahren tut, sagen wir, was man für das Geschichtsbewusstsein für die Bevölkerung tut,

auch sehr, sehr positive Auswirkungen für den Tourismus, kann man so sagen. Es gibt schon Gedenkpfade, wo man in möglichst kurzer Zeit zu möglichst vielen Gedenkstätten in Österreich, das ist ja auch zum Beispiel ein Teil dieses Republikmuseums, über das man jetzt schon ewig nachdenkt, dass man nicht nur dieses eine Haus hat, das als Haus der Republik angedacht ist, sondern dass man auch wieder aktiv Gedenkstätten usw. zugänglich macht. Und Vernetzungen schafft von Exponaten, die man nicht an einen Ort bringen kann. Das ist etwas, wo gerade sehr massiv daran gearbeitet wird.

Julia: Und was ist jetzt konkret für die Gedenkfeier am 30. geplant?

Jürgen Gangoly: Es wird der Hauptredner der Bundespräsident sein, und nach den Gedenkreden wird das Theaterstück Eichmann aufgeführt, das ist eine sehr gute Produktion, die auch am Landestheater Linz schon gelaufen ist, die auch nächstes Jahr bei den Wiener Festwochen sein wird, und ich bin die letzten Tage damit beschäftigt damit, die technischen Rahmenbedingungen zu schaffen, dass wir dort eine große Bühne mit Licht usw. hinbringen. Und die Gedenkfeier wird, das finde ich sehr passend zur aktuellen Diskussion, direkt am KZ Gelände über den Grundmauern einer KZ Baracke in einem Zelt stattfinden. Ob das Ding beheizt wird, werden wir noch sehen. Das ist der Plan. Und wir werden so viele Menschen in dieses Zelt hineinbringen, wie in dieser Baracke zusammen gepfercht waren, also es werden wieder so 200, 250 Leute, hängt auch von der Gesamtwetterlage ab, dorthin kommen. Noch zum Gelände: Ich hatte auch schon ein paarmal eine Klasse von der Bildenden dabei, das Interessante ist ja auch, das Gesamtensemble, also ganz Guntramsdorf, besteht ja eigentlich aus Nazi-Bauten, die hat ja Holzwebersiedlung geheißen, Neu Guntramsdorf, früher, das ist der Dollfuß-Attentäter, nach dem ist das benannt, und ganz Neu Guntramsdorf ist mit von den Nazis konfiszierten Gewerkschaftsgeldern gebaut worden. „Wohnen im Grünen“ für verdiente

NS-Funktionäre, und während der NS-Zeit waren das auch die Wohnungen für die Offiziere des KZ, aber auch für die Ingenieure des Flugmotorenwerks. Also, eine ganz interessante Geschichte, und ich habe mit dieser Architekturklasse eine Führung durch den ganzen Ort gemacht, die bei der Badner Bahn-Station begonnen hat, durch den ganzen Ort, und dann beim KZ-Gelände geendet hat. Und wenn man das Ganze mit offenen Augen ansieht, kommt dann ein „Ah, deswegen sieht's aus wie eine Kaserne“.

Julia: Ach ja, das wusste ich auch nicht. Interessant. So, das war's. Vielen Dank für das Gespräch.

Drei

« Manchmal führen einfach die
Zufälle zu einer Situation, die
dann für alle optimal ist. »

Irmgard Balint

3

Irmgard Balint

ecoplus

3

*Drittes Kapitel*Interview mit Irmgard Balint

Februar 2016

Irmgard Balint: Gut. Sie schreiben eine Diplomarbeit?

Julia: Genau, ich bin Architekturstudentin und arbeite jetzt an meiner Diplomarbeit und schreibe über den Umgang mit durch die NS-Zeit belasteten Orten in Österreich.

Es gab ja einige KZ-Außenlager, und das ist sehr spannend, weil mit denen allen ja sehr unterschiedlich umgegangen wird. Und nachdem ich Wiener Neudorferin bin – das ist ein bisschen mein persönlicher Bezug zu dem Thema – hat sich das so ergeben, dass ich gesagt habe, ich würde das gerne mal allgemein beleuchten und mich dann anhand der Grundstücke in Wiener Neudorf und Neu-Guntramsdorf, dann konzeptionell mit dem Thema auseinander setzen. Und da bin ich jetzt gerade mitten drin.

Irmgard Balint: Ja, ein spannendes Thema, für doch eine Tu-Studentin, das ist wahrscheinlich nicht so oft der Fall.

Julia: Das war der Ansatz bei mir, dass ich nicht die fünfhundertste Bibliothek für irgendeinen Ort entwerfen möchte, und jetzt schreibe ich die Arbeit am Kunstinstitut, da kann ich an das Thema auch etwas experimenteller heran gehen...

Irmgard Balint: Wann soll's fertig sein, das Werk?

Julia: Das ist eine gute Frage, geplant wäre es, im Oktober zur Prüfung anzutreten.

Irmgard Balint: Verstehe.

Julia: Und Sie sind quasi von der ecoplus für das Grundstück beauftragt, oder wie ist Ihre Verantwortlichkeit in dem Zusammenhang?

Irmgard Balint: Also ich bin die Projektmanagerin von dem Wirtschaftspark IZ-Süd, von dem ganzen Park. ecoplus hat ja vielseitige Aufgaben, von Cluster über Internationalisierung, Vermittlungen etc., aber das ursprüngliche Standbein ist die Betriebsansiedlung und die Wirtschaftsparkentwicklung. Und von den 17 Wirtschaftsparks, die wir in Niederösterreich haben, ist das IZ das älteste und das größte. Und ja, Zentrale, das Headquarter ist in St.Pölten, aber wir haben hier den großen Vorteil, dass wir ein ganzes Team zur Verwaltung und Verwertung des Wirtschaftsparks vor Ort im IZ direkt haben, also wir sind sozusagen die einzige Büro-Außenstelle direkt in einem Wirtschaftspark. Und bei mir laufen die kaufmännischen –rechtlichen Schnittstellen zusammen.

Julia: Darf ich Sie fragen wie lange Sie schon hier ar-

beiten? Es geht nur darum, zu sehen, wie lange Sie die Geschichte mit dem Grundstück auch persönlich mitverfolgt haben.

Irmgard Balint: Also.. nicht von Anbeginn an (lacht). Ich bin jetzt 16 Jahre dabei.

Julia: Also doch schon auch eine Zeitlang.

Irmgard Balint: Genau, und mein ursprünglicher Chef, der jetzt nicht mehr bei ecoplus ist, war da eben auch sehr engagiert in der Zusammenarbeit mit dem KZ-Gedenkverein in Guntramsdorf usw., und von daher habe ich eigentlich ziemlich von Anbeginn an auch gewusst, wie die Historie hier aussieht.

Julia: Das wäre auch gleich meine erste Frage zum Einstieg gewesen: Seit wann, oder besser, ob die ecoplus sich von Anfang an bewusst war, welches Grundstück sie gekauft hat, oder ob das auch erst in der Zeit sich entwickelt hat, dieses Wissen.

Irmgard Balint: Ja. Da gibt es eine Historie dazu, ich glaube, jetzt ist der Punkt, wo es gut wäre aufzunehmen. Also die Historie der ecoplus beruht ja eigentlich darin, dass die Flugmotorenwerke Ostmark unser Rechtsvorgänger war. Also, die heutige ecoplus, es gab dann noch zwei oder drei Namensänderungen dazwischen, beruht auf den Flugmotorenwerken Ostmark. Das heißt, da gegenüber, wo jetzt die Isovolta steht, war das Hauptwerk, und dieses ganze Gelände, das eben zum Flugmotorenbau verwendet und für andere Nutzungen, wie KZ-Außenstellen, zugeführt wurde, war unser Ursprung. Und die Namensänderung tatsächlich hat eigentlich erst in den 80er Jahren stattgefunden. Das heißt, es gibt noch von ganz alten Kollegen, die jetzt kürzlich in Pension gegangen sind, ursprüngliche Dienstverträge mit den Flugmotorenwerken Ostmark. Oder eben Kaufverträge von den Anfängen des Wirtschaftsparks, offiziell ist der Wirtschaftspark für uns 1962 geründet, eben mit der ersten Ansiedlung

„Isovolta“, da war der Verkauf des Grundstücks laut Grundbuch von den Flugmotorenwerken Ostmark an die Isovolta. Also die Geschichte ist absolut transparent für jeden, der hier arbeitet, und mehr oder weniger beruht der ganze Wirtschaftspark darauf, dass die komplett zerbombte Fläche hier einer Betriebsansiedlung zugeführt werden sollte, im Auftrag der Republik, und dafür wurde eben, so wie heute, eine Landesgesellschaft gegründet, um das alles aufzuräumen, umzusetzen, Infrastruktur zu errichten und zu entwickeln.

Julia: Ok, das war mir neu. Das ist auch in den Gesprächen bisher so nicht rausgekommen, ich dachte immer, die ecoplus hat irgendwann das Grundstück gekauft und...

Irmgard Balint: Nein. Wir haben sozusagen in Bausch und Bogen den Auftrag bekommen, hier, ja, aufzuräumen. Zu entwickeln. Und Betriebe anzusiedeln.

Julia: Und wissen Sie, war das firmenintern irgendwann mal problematisch, gab's da Diskussion, dass man genau auf so einer Fläche jetzt anfängt zu entwickeln, war das irgendwie schwierig?

Irmgard Balint: Also der Auftrag war klar, soweit ich das verstanden habe. Wir reden da jetzt von den 50er Jahren. Da sind natürlich auch von der Geschäftsführung her einige Vorgänger damit befasst gewesen, aber der Auftrag war klar, und eigentlich war das nie ein großes Thema, weder positiv noch negativ. Von außen her nicht, zumindest bis zu mir ist da nichts vorgedrungen in der Richtung. Dass das mit irgendetwas behaftet wäre.

Julia: Und sehen Sie, gerade jetzt bei dem KZ-Bereich in Neu Guntramsdorf, sehen Sie das als Makel für das Grundstück, sehen Sie das als hinderlich – also ich könnte mir vorstellen, wenn ich Unternehmer bin und ich sehe dieses Grundstück und ich erfahre, welche Geschichte dieses Grundstück hat

und auch dass dort jetzt Gedenkarbeit passiert, ich habe so ein bisschen das Gefühl, wenn ich dort jetzt ein Projekt entwickeln würde, kann ich mich eigentlich nur „in die Nesseln setzen“, weil das ein heikles Thema ist, nach wie vor –

Irmgard Balint: Ja, wie gesagt, das heikle Thema bezieht sich ja jetzt nicht nur auf das Grundstück mit ein paar 1000m², von daher ist es relativ, ich zeige Ihnen nur mal kurz zur Veranschaulichung, die hellgrau hinterlegte Fläche ist der Wirtschaftspark des IZ Süd, der im engsten Sinne zum System gehört, und wir reden von dieser Ecke. Das heißt, im Endeffekt haben wir irgendwann eigentlich fast vollwertig diese Fläche übernommen und zu dem gemacht, was es heute eben ist, und es wurde von vornherein sozusagen der „Hot Spot“ ausgespart. Mittlerweile ist es natürlich so, dass wir relativ wenig verwertbare Fläche noch im Eigentum haben, weil eben viel verkauft wurde, das machen wir seit rund 15 Jahren nicht mehr, da errichten wir nur maßgeschneiderte Mietobjekte, weil eben die Grundstücksressourcen knapp werden, und es wird halt immer eigentlich drauf geachtet, dass wir diese Fläche aussparen. Um den Aktivitäten, die hier gesetzt werden, im Sinne des Gedenkens, was der KZ Gedenkverein ja auch vorbildlich unter der Leitung vom Herrn Gangoly macht, zu ermöglichen. Irgendwann wird es wahrscheinlich dazu kommen, dass wir ein Stückchen davon einfach auf Grund der nicht mehr vorhandenen Ressourcen anknabbern müssen für Betriebsansiedelung, da gibt es aber eine Abstimmung mit Herrn Gangoly, wo es eventuell möglich wäre, um immer noch für den KZ Gedenkverein und die Erinnerung das Mahnmal bestehen zu lassen, und ja, in ethisch vertretbarer Weise trotzdem Betriebe anzusiedeln.

Julia: Das hat er eben auch gemeint, dass man sich vorstellen könnte, das genau dieses Grundstück vielleicht gedrittelt, geviertelt wird und vielleicht partiell weiter verwendet wird. Könnten Sie sich auch vorstellen, es sind ja, was nicht immer der Fall ist, bauliche Substanzen übrig, könnten Sie sich

vorstellen, dass man sagt, die müssen weg?

Irmgard Balint: Also, wir halten eigentlich Wort mit dem, was mit Herrn Gangoly vereinbart wurde, dass die für die historische Erinnerung wertvollen Teile absolut erhalten bleiben und nur drum herum die abgemachte Fläche eventuell einer Verwertung zugeführt wird.

Julia: Das heißt, im Moment gibt's eigentlich keine konkreten Pläne für eine Nutzung. Oder dass man sagt, man könnte sich vorstellen, es wird ein Büro-Gebäude hin gebaut. Oder?

Irmgard Balint: Das könnte man sich vorstellen, aber...

Julia: Aber im Moment ist es nicht im Gespräch?

Irmgard Balint: Im Moment gibt es kein Projekt. Es ist bei uns prinzipiell so, dass wir eigentlich nicht pro-aktiv Projekte planen und dann schauen, welcher Nutzer sie brauchen könnte, das ist so ein bisschen das Konzept von LKW Walter, Walter Business Park, das ist hier neu entstanden, da wird ein Gebäude errichtet und dann nach Nutzern geworben sozusagen, wir machen's umgekehrt, wir machen in einer Abstimmung mit einem künftigen Mieter ein maßgeschneidertes Mietobjekt und bieten nicht das fertige Objekt zur Miete an, außer es ist ein bestimmtes Bestandsobjekt, wo halt jemand auszieht. Und von daher, wir haben jetzt da heroben Fläche neu erschlossen, und das ist jetzt sozusagen das aktuelle Angebot, wenn jemand in der Lage hier, gut sichtbar seinen Standort haben will, für die Betriebsansiedelung an sich tut es uns nicht weh, die Erinnerung hier aufrecht zu erhalten, weil es einfach ein bisschen weit weg von den öffentlichen Verkehrsmitteln wie Badner Bahn liegt, und von daher, was das IZ betrifft, ein bisschen versteckt, schon ein bisschen nahe zum Wohngebiet, so lange wie möglich werden wir das unangetastet lassen.

Julia: Und gab's in den letzten Jahren Interessenten an dem Grundstück? Wo es dann zum Thema wur-

de, weil es problematisch sein könnte?

Irmgard Balint: Nein, gar nicht. Es gab durchaus einmal einen Vorschlag für den Standort dort, ganz am Beginn in den Gesprächen mit Interessenten, die noch nicht ganz genau wissen, was sie brauchen, nähert man sich einfach mal auf Grund der Grundstücksgröße, die benötigt wird, mit zwei, drei Standortvorschlägen. Das muss nicht innerhalb vom IZ sein, das kann auch – weiß ich nicht – Wiener Neustadt oder sonst wo sein, und das kann schon sein, dass da der Vorschlag auch einmal dabei war, aber es gab nie eine Diskussion darüber.

Julia: Also, Sie könnten auch nicht aus Erfahrung sagen, dass das jemand mitbekommen hat und sagte: „Ah, da war aber die Geschichte, deswegen distanzieren ich mich von dem Grundstück.“

Irmgard Balint: Nein, also es gibt durchaus Ansiedlungen, wo der Geschäftsführer oder jemand, der das Projekt Standortsuche für seine Firma betreibt, aus der Gegend ist, viele – so wie Sie aus Wiener Neudorf, Mödling, die dann sagen: „Ah, da hab ich als Kind schon gespielt“, und da kennt man halt diese Bombenkrater usw., also das wird durchaus beim Small Talk angesprochen und thematisiert.

Julia: Also es ist ein Bewusstsein da?

Irmgard Balint: Es ist bei der Bevölkerung, die hier gelebt hat oder als Kind aufgewachsen ist, absolut bewusst, aber ich habe noch nie erlebt, dass das in irgendeiner Weise als negative Argumentation gegen eine Betriebsansiedelung gekommen wäre.

Julia: Und die Zusammenarbeit mit dem Gedenkverein funktioniert für Sie so gut?

Irmgard Balint: Hervorragend.

Julia: Auch dass Sie das Grundstück quasi herbor-gen für diverse Events?

Irmgard Balint: Ja.

Julia: Weil ich hatte von der anderen Seite genauso das Gefühl, dass das eigentlich gut funktioniert.

Irmgard Balint: Also da wird ganz hervorragende Arbeit geleistet. Es gab ja auch letztes Jahr das bombastische Event, wo sogar der Bundespräsident...

Julia: Ja, da war ich auch da.

Irmgard Balint: Ah, waren Sie da?...Fischer anwesend war, und wir sind wirklich happy, dass das hier so toll betrieben wird. Insofern unterstützen wir das.

Julia: Herr Gangoly hat im Gespräch mit mir die jetzige Situation als „Ideal-Situation“, wie er sich's vorstellen kann, beschrieben, er hat gemeint, es gibt ja einerseits die Pächterin mit den Schafen, die sich ja dadurch einerseits um das Grundstück kümmert. Die Bereitschaft von Ihrer Seite, würden Sie es im Moment auch als Idealsituation bezeichnen?

Irmgard Balint: Absolut. Also wir könnten jetzt natürlich sagen, das war alles strategische Planung, aber manchmal führen halt einfach die Zufälle zu einer Situation, die dann für alle einfach optimal ist. Und so würde ich das genauso bestätigen.

Julia: Und wie kam's zu der jetzigen Nutzung mit der Pächterin? War das ein Zufall? Wissen Sie das?

Irmgard Balint: Ich muss ganz ehrlich sagen, wie es prinzipiell dazu kam, weiß ich nicht. Sie war für mich immer schon da.

Julia: Aha, ist das schon so lange? Ich habe mit ihr nämlich noch nicht gesprochen und weiß gar nicht, wie lange die Situation schon so ist...

Irmgard Balint: Ich weiß nur, dass sie immer wieder Flächen sucht, wo sie auch innerhalb unserer Struk-

turen wandern kann. Da gab's früher eben mehr Möglichkeiten, schön langsam wächst das Ganze zu. Aber auch da war es nie ein Thema, dass wir das negativ gesehen hätten und immer versucht haben, das anzubieten, was gerade möglich ist.

Julia: Bei mir ist im Projekt jetzt auch die Thematik, ob ich ein temporäres Kunstwerk auf diesem Standort machen kann. Mit einer Installation oder so, oder etwas über diesen Standort. Da ist noch nicht ganz klar, wie das aussehen soll, da weiß der Gedenkverein auch Bescheid, und wir haben gesagt, wir bleiben in Kontakt, könnten Sie sich vorstellen, das Grundstück für ein temporäres, partizipatives Projekt zur Verfügung zu stellen? Oder ist das eher nicht denkbar?

Irmgard Balint: Warum nicht. Also ich sag jetzt einmal, wenn's da schon einmal eine Planung dazu gibt, was Sie sich vorstellen

Julia: Gibt's eben noch nicht, ich möchte vorher den theoretischen Teil abschließen.

Irmgard Balint: Ist klar. Wenn's das einmal gibt, bitte gerne einfach bei mir melden. Das muss ich dann durchaus mit der Geschäftsführung abstimmen.

Julia: Ja, das ist eh klar.

Irmgard Balint: Aber ja, warum nicht. Ich nehme an, das wird jetzt auch nicht so was Großflächiges sein, dass man dann irgendwie wirklich die komplette Fläche braucht, oder bauliche Maßnahmen...

Julia: Nein, nein. Nachdem es ein Studentenprojekt ist und dementsprechend finanziell irgendwie eingeschränkt sein wird, wird es sicher nicht die ganze Grundstücksfläche betreffen. Und wie gesagt, ich weiß auch noch gar nicht, in welche Richtung das jetzt konkret gehen wird, aber... ich weiß auch noch nicht, das wird sich auch erst herausstellen, ob es im Endeffekt auf beiden Standorten passieren wird, in

Wiener Neudorf und Neu Guntramsdorf, oder ob ich mich auf eines der beiden Grundstücke konzentrieren werde. Das ist noch nicht ganz klar. Aber der Gedanke ist eben der, eventuell auch mit der Bevölkerung vor Ort ein Projekt zu machen.

Also das ist noch etwas unklar. Sehen Sie bei der Gedenkarbeit, weil Sie eben vorhin auch vom Gedenkverein gesprochen haben, sehen Sie da bei der ecoplus auch eine Verantwortlichkeit, oder sagen Sie, wir stellen das Grundstück zur Verfügung, was dann genau passiert oder ob jemand von uns da ist oder nicht, ist nicht relevant? Sehen Sie das so, dass ein Engagement da sein sollte von Ihrer Seite bzw. von Seiten von ecoplus?

Irmgard Balint: Ich denke, das Engagement ist da bei der ecoplus, bei der Feierlichkeit war zum Beispiel auch unsere Geschäftsleitung vertreten, eher im passiven Part, weil sowieso schon so viele Big Player dabei waren. Das heißt, im Endeffekt ja, wir sind nicht pro-aktiv, aber alles, was an Aktivitäten hierfür gemacht wird, wird auch unterstützt.

Julia: Ja, das ist es vorerst von meiner Seite. Es kann sein, dass sich noch Fragen ergeben, vielleicht würde ich mich da nochmal bei Ihnen melden.

Irmgard Balint: Ja klar. Sie haben ja meinen Kontakt.

Julia: Und auch bezüglich des Projekts würde ich mich vielleicht nochmal melden.

Irmgard Balint: Klar, warum nicht.

Julia: Ach ja, eines wollte ich noch fragen: Haben Sie Pläne vom Industriegebiet?

Irmgard Balint: Ja, wir haben endlich alles digitalisiert, Gott sei Dank, endlich. Aber das würde alle Übermittlungsvarianten sprengen. Was brauchen Sie denn genau?

Julia: Am besten Pläne, die ich weiter bearbeiten kann, für Infografiken etc., für architektonische, städtebauliche Analysen und Ähnliches.

Irmgard Balint: Also, Ihnen nutzt nicht dieser Ausschnitt als DWG, sondern komplett?

Julia: Am besten wär's komplett. Auf der Gemeinde gibt's offensichtlich keine DWG-Files.

Irmgard Balint: Ja das ist der Teil, den ich jetzt eigentlich noch gar nicht erwähnt habe. Wir haben ja fast alle kommunalen Aufgaben für diesen Bereich fast komplett übernommen, d.h. die Infrastruktur ist in unserem Eigentum, Straße, Kanal, Beleuchtung etc. Und von daher liegt alles bei uns auf. Das ist eben auch aus der Historie entstanden, dass wir eben die komplette Fläche übertragen bekommen haben, und alles, was hier gebaut wurde, wurde von ecoplus errichtet und instand gehalten wird.

Julia: Also für mich wär am besten ein Bebauungsplan, wenn das im Bereich des Möglichen liegt.

Irmgard Balint: Ich muss mal mit den Kollegen aus der Technik reden, was wir da machen können. Das ist ein Thema, wo wir ein bisschen heikel sind, mit dem DWG-Plan vom ganzen Gebiet, weil da mindestens 35 Layer drin liegen. Aber ich werde schauen, was wir da machen können.

Julia: Das wäre super, wenn's geht. Von Wiener Neudorf habe ich ein PDF bekommen, das ich mir umwandeln konnte, wo einfach die Info drauf ist, wie es bebaut ist, welche Straßenführung gibt's.

Irmgard Balint: Was ich noch mitgebracht habe, vielleicht ein bisschen Historie, die nicht schaden kann. Wir hatten anlässlich der 50-Jahrfeier 2012 ein kleines Event gegenüber auf dem Isovolta-Gelände, das auch viel Historie birgt, allerdings nicht mehr sichtbar. Und da gab's auch ein bisschen Info dazu. Da schließt sich dann auch der Kreis bezüglich der

Entstehung, das können Sie sich gerne mitnehmen.

Julia: Ja, mir war schon klar, dass die Maßnahmen Hitlers mit eine Basis für diese Entwicklungen hier entlang der Triester Straße waren, aber dass das so komplett direkt übergeben wurde, das ist für mich neu.

Irmgard Balint: Direkt „auf Umwegen“. Das ist alles in der Nachkriegszeit ein bisschen lückenhaft, aber wir wissen z.B. von einem Kollegen, der kürzlich pensioniert wurde, die alten Geschichten noch, dass die Straße 3 quasi die Landebahn war.

Julia: Ja, das ist schon spannend, was sich daraus entwickelt hat.

Irmgard Balint: Ja, und Kanalabschnitte zum Beispiel, wir haben fast 17 km Straßenfläche und natürlich auch Kanal usw. Seit ein paar Jahren machen wir präventiv Kanal-Befahrungen mit der Kamera, und da ist ganz klar, streckenweise sind das noch die Originalkanäle aus der Hitlerzeit. Dann gibt's auch noch die Einmann-Bunker.

Julia: Ja, so einen kenne ich auch von dem Teich, wo ich schwimmen gelernt habe. Es tauchen immer wieder so kleine Hinweise auf. Was mich auch ein bisschen negativ überrascht hat, ist, dass es in den Chroniken kaum vorkommt oder nicht thematisiert wurde und die Zeit ausgespart wurde. Gerade jetzt sollte man eigentlich anfangen, sich diesem Thema zu stellen. Daher finde ich es gut, dass es hier aufgearbeitet wird.

Irmgard Balint: Ja, es gehört zur Geschichte dazu, keine Frage.

Julia: Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben!

Irmgard Balint: Sehr gerne.

Vier

« It's like playing chess actually – you
have to plan your moves in advance »

Anonym



Anonym

artist

Julia: Last year I decided to do my diploma project in this institute, because I like their way of thinking, and the topic of visual culture. This is why for me, this mixture about the city, and how you get all those visual aspects transported, is really interesting. And now I'm doing some research, how those places are treated.

Artist: In general? All 40 areas, not only in Wiener Neudorf?

Julia: Yes, in general. It's a mixture, in general – how those places are treated, what people are doing there, if there are any projects there, do people care at all, or not.. And then, I want to do my own art project, or, I don't really know yet, but I want to do my own project in Wiener Neudorf. Because I think, for me it's really interesting to work with the space that I come from, and where I found out that such things happened. It's a mixture of a political approach and then my personal approach. I was talking to people who are in contact with this space, the "Gedenkverein", with the mayors of the cities, some politicians, and Andreas Baumgartner from the Mauthausen Komitee. And so, I'm trying to find different kind of people to talk to, to get different kind of views. I also wanted – in Wiener Neudorf, our current deputy mayor is from the FPÖ party, the right-wing party, nowadays we have a FPÖ-mayor or „Stellvertreter“ – deputy mayor – and I wanted to talk to him as well, but he didn't even answer my mail. Now, I want to

try to find a way to use those places for the society, or to give them back in some way to the society.

Artist: So it's a proposal kind of project, you want to draw proposals. For all the places?

Julia: My proposal is in general, and then I want to try to adapt it for Wiener Neudorf, if it's working or if it's not working. I'm not sure yet if it is going to work.

Artist: So, what was Wiener Neudorf exactly?

Julia: It was an "Arbeiterlager", a working camp, and in Wiener Neudorf there were the „Flugmotorenwerke“, an aircraft engine factory, and they were working on „Flugmotoren“ – aircraft engines.

Artist: Just one big factory?

Julia: There was one big factory; there was a second in Wiener Neustadt, because there is the B17, the Triester Straße, I don't know if you know it.

Artist: Wiener Neudorf is in the south of Vienna?

Julia: Yes, it's south. And then comes Wiener Neustadt, about 50 or 60 km away from Vienna. So you have this route with the concentration camps. There was this camp in Neu Guntramsdorf, which is exactly next to Wiener Neudorf, and then it burnt down, so they had to move it to Wiener Neudorf.

And it was a real working camp, people had to work and live there, and if there was no use of them any more, they brought them to Mauthausen. And there was also this death march, this "Todesmarsch" to Mauthausen when they had to close it. What is really interesting in Wiener Neudorf, is that there was one of the concentration camp doctors, and when they had to leave the concentration camp, he took a box of documents, and so they had some kind of documents, that they could use against the Nazis afterwards when they held the trial. He took it, and risked his life. A now, you can still see and use those documents

Artist: Usually, the doctors were not acting like this in these camps. They were the main perpetrators.

Julia: Not in this case. And that's why, this is one of the concentration camps, or offsite camps where people know a lot about what happened there. This makes it really interesting, because you can still do some research, you have lists of people who had to work there, you can still see the foundations of the huts. Talking about my project, I think it needs to be something that is bottom-up there, because the people in Wiener Neudorf, they aren't really connected to the place, there are no contemporary witnesses living there anymore. In Wiener Neudorf there are many people who moved there, to live in Wiener Neudorf, because they wanted to work in Vienna. And so their families come from somewhere else, and they have no history with this special areas, because no one of their families had to be part of the things, or take part in the crimes that happened there, which makes it more difficult to find a personal approach.

Artist: Is it a cheap place to live close to Vienna?

Julia: It was in former times; no it's getting nearly as expensive as Vienna. It's called the „Speckgürtel“, a growing area.

Artist: Speckgürtel. Why people do want to live there? Because it's closer to nature? Or they can have a garden?

Julia: It's closer to nature, Wiener Neudorf is cheaper than Mödling, if you heard of Mödling?

Artist: Yes, but I don't know the prices, or the situation there. So is there a Gedenkverein or anything like that?

Julia: Yes. Some years ago I think, they founded a "Gedenkverein".

Artist: They do projects there?

Julia: Yes, there are currently 3 memorials. One directly in Guntramsdorf, one is at the roundabout in Guntramsdorf, which was made with the HTL, which is close to Guntramsdorf. They did this memorial out of airplane parts, they saw this connection there, it was a project by students. And in Wiener Neudorf, there is a memorial, which is made by Arik Brauer. And I wanted to talk to him as well, but he told me, he has nothing to add to it. Somebody in Wiener Neudorf knew him, and so they decided to do this project. I think it's difficult, because there is no public space around it; people just pass there if they walk their dog, or they pass there with their car, if they want to go shopping in the SCS. But that's the only way they get in contact with it.

Artist: All the memorials are problematic in this sense, that it's just like something outside, and most people don't see it. But the fact that they have a Verein, that they do activities, is a different situation. It is a very problematic, people often are very excited about memorial or that they do commemoration at all, which is really pathetic and sad.

Julia: But I have the same feeling in Wiener Neudorf, in some way. It's good that there is something done...

Artist: – but the question is how it's done.

Julia: Yes, how it's done, and where it's done, and where it is put, and why you put it there, and who is involved and all those aspects around it. It sometimes feels like they are really not thought through, or really considered from various points of view.

Artist: There are squares, that work as a reservoir for all the commemorative elements. It's kind of „This is the place where all the memorials are“ – which is ok, you can put them there, but the way they do it is really careless.

Julia: And how did you get in contact with this topic, or how did you discover this field of research for yourself?

Artist: Let's say it started as a network. People who were doing similar art and research projects, dealing with history and social, political aspects, dealing with local relevant blind spots. So when I moved here, I was looking for blind spots, you know – conflicts, and social political context and of course, and this is what the place provides. This is where the interesting context is, here in Austria.

Julia: So it was kind of pushed through your moving to Vienna?

Artist: Yes, I would say it came of course from the curiosity. When I was here, I was curious, how people here talk about this time, and how the commemoration functions or actually dysfunctions here.

Julia: Do you see some kind of responsibility, if you are an artist here in Austria, that you kind of have to deal with these topics because they are so evident?

Artist: In the past, I had this kind of – let's say militant attitude – now, you know, it's personal, each artist or any cultural worker chooses what they want to deal with. But you know, I think that if artists are

saying, that they are doing political work, than they have to get involved with this topic. Some artists say “Ok, we initiate something else, and we are working with the philosophy of art” – and that's also legitimate, it's just less interesting for me.

Julia: Which is ok I think. And do you think that through artistic projects you can reach some state of mind settings, that you couldn't reach without? Do you think that with artistic projects you can attract more interest maybe? If you have a public space, where Nazi crime happened in Austria, you often have some information about that, written anywhere. But people don't really care about it, or sometimes there is architecture, and nobody cares about it, when they are passing by. And do you think that with artistic projects, or interventions or projects like this, you can reach the people more easily?

Artist: It really depends. If the artist puts this as a goal in high priority, when they start the project, even before they start the planning process of the project, when they say „What I want to do is to reach more people, and to do different work than what the current memorial or "Verein" or so does“, then they have good chance. But I think, the important thing is, that they define it like this. When I look critically at this kind of political art projects or whatever we define them, social historical art projects, I look first of all at what the artists define at the beginning, the moment of the creation of the projects, the first time they talk or write about it. This is the important part. And this defines the whole route of the project. As far as I see it, it's always about the strategy. The artists have an arsenal of tools, and they choose where to exhibit and with whom, and how to do PR, and everything is like a tool. And by the tools, that they choose, I already think that I can analyze what was their starting point. And sometimes, you see, that the intention or the high priority wasn't to make a change, if we talk simply, like this activist approach, but other things like career, or winning a "Wettbewerb" or something more superficial, or just having

another line in the resume or so on, this is the more important question, to start from the beginning, to see what are the intentions, first of all, and how they are implemented. Or the other way around, to look at the actions, and to detect what was the intention of the artist or the collective. That's very important. Often people say “This is not art” – those typical things people say, when they don't care. So I developed a kind of an inner critique. Guide lines to see if it is really both. So first of all I think it has to have like a certain artistic criteria, if you're doing something with photography, the medium and the discourse, and you have to be relevant also for the artistic world, it should be also possible to present it in a Biennale, or in an art museum. And at the same time the intentions should be clear. That if you want to make a change, you have to choose the tools that allow it, or for working with the community, or really trying to make an effort to involve policy makers, or what ever the situation defines. The question is, how institution, that have this heritage – like commemoration, museums, ethnographic museums – how they can work together. If they can succeed and how. So it's in the same line, again about doing change, dealing with really problematic historical heritage.

Julia: Do you see any danger of misuse of art? Because I think, there are various kinds of dangers, like f.e. to use art as an alibi, like: „Look, we are doing something with this space“. Or what I also see critically, is, that some people would use it as a kind of self staging, for them, as an artist. If you are an artist, and you're just doing it because you know, like you said, it helps your career. I think, especially the Holocaust, is something that mustn't be used by somebody to work on his/hers career.

Artist: Yes. I mean, as I said – I think this question, if you ask them really honestly, can also help in defining when the project is, let's say, used, or constructed to be used, in the right way, or in a more superficial or opportunistic way. The same way it goes to the stakeholders, so they people that benefit from

the project. So let's say the Verein in Wiener Neudorf or similar institutions, - but I mean in the Verein is a different story, because it's their real interest, to involve the public so they are more or less on your side – but let's say the mayor, he's a stakeholder, and for them, many times it's like this: "Checked off. Ok, we have a project, check", and when people come to visit him, or some Jewish delegations, he can say „Oh we are doing a nice project“. Yes of course, it's part of the game, and the question is, how the project is done - it's like playing chess actually – how you have to plan your moves in advance. You know that this is what they act. And you play with them. You get to know them. There is also an emphasis in my project on long term-thinking: so if you work long-term, you get to know the people, you get to establish relationship with them. They already know you personally, after a long time, and then something pops up, they invite you to do something, you really develop relationship over time, and it needs time, it can't be instantly. And then, you already have a better access. And still with playing this chess, you learn how to construct your project and navigate them into, on one hand, benefit from the fact that you did this project, and they can benefit in a way that they can say „yes we did something“, but also to oblige them, to give something back. And as a mayor, he has a lot to give something back. Permission, money, land usage, I mean there are so many things there – like education in school – so you have to define, or we have to define what I want from this people, this is one thing. I work on building relationships; I think about strategy all the time, and then in the end, this relationship should help me in demanding something back. And I also know that I have to give something. This is when art projects have an advantage over others. Because we work with media, with communication. And we can use what the politicians are most afraid of: that's negative public attention or mentioning. When you play your cards right, there's a good chance that you get something. Sometimes you know you are dealing with someone who is really difficult to deal

with, it's ok, you can't do anything about it, but if you manage to have relationship in long term, than you have good chances of also committing them, and so to deal with this problem of misusing or taking just pride of your project.

Julia: In some way, this is also my duty as an artist to care about it, that it's not just going to be an alibi project.

Artist: Sure, that's the duty of this project.

Julia: Everybody told me: "Yes for sure, you can do a project there, just tell me what you want to do, maybe we can work together, I'm interested" – but I think that's also because they also can get their benefit out of it.

Artist: And they have to pay something. Sometimes it's not money, but something that they can give. And they have to give something back. And you have to know, or to think very carefully, what you want from them. What kind of commitment you want from them. And as you said, in these kind of projects, when you're working with the Holocaust, when you're also involved with your personal heritage, it's very important that you think very carefully about positions. Which position you come from, you're a resident also – so you have already a good starting point, because you are Austrian, a resident of Wr. Neudorf, paying taxes, having a common heritage. All these things a very relevant fort he structure of this project, very relevant. And then you have to consider the position oft he other people, even this guy, this FPÖ guy, to know a little bit about him, what is his history, how long has he been in this position, how long is he supposed to stay, what are his interests. As I said it's strategy, you have to play with the interests of the people, for the benefits of the project. I think with politicians it's possible to do it, because they are working like this, they have interests, and they are supposed to serve the public.

Julia: And on the other side, when talking about responsibility, a topic that I found very difficult, when I did some research on memorials and how artists cope with such places, or with the Holocaust topic, is the formal aspect. How can you say, „This is the right form“. F.e. in Wiener Neudorf, the memorial that's done by Arik Brauer, for me, it's not working. It's too formal. How do you see this aspect that one artist says, „I know how this has to look like even if I never was part of it.“ How do you see this aspect of formal aesthetics?

Artist: I think that, most of the artistic projects unfortunately are like this until now. I think it's also a topic about generation. He is a very old generation, and this is what they used to do. They paint something, or made a sculpture, and put it in the city, and that is it. No contextualization, no research – or the research is not visible, not mediated to the people. They worked in their Atelier, they have something expressive, put it in the street, get their 5000 Euro, or 20 000 Euro, and move on to the next project. There is also not so much commitment from their side. Well I'm critical about it, but the only thing you can do, is offer alternatives. And I think, now is a good time, because all these policy makers and officials would engage in this projects like KÖR and the research. They are already used to more complex and more conceptual projects. It's not a crazy thing for them; actually these projects will get more chance to exist, than projects like Arik Brauer. I think now, his generation is more or less not relevant anymore. So we are in a good time for this.

Julia: I think that by doing some bottom-up projects, where you try to involve people, who are living there and who have to cope with this space, you can reach the people better, than by just putting a memorial there and every body says „That's ugly, I don't like it“, and this is most of the response in Wiener Neudorf.

Artist: There sure is no doubt about it. I mean for

me it's like a program. In addition to everything I said about how you can plan it, you construct a strategy, but then on the other hand, you construct a program. Because a program activates the people, and gets them involved with it. Usually you know it's like that: you come from the outside, you do your thing, and you go away. And this is more like a long-term engagement, I think that's a better word, how to have people engaged. If they don't want to get engaged, this can be difficult.

Julia: Maybe. I decided that the project should involve the people that are living there, the locals, because how can I be allowed to say „I'm finding the perfect solution, I'm the only person that is finding the perfect way for working with the area, because I'm an artist and I want to do this and that, and you have to live with it.“. It would be a really totalitarian approach, and especially the Holocaust-related projects shouldn't have this totalitarian approach. And concerning my project, I already mentioned that I would like to find somehow a way to give those spaces back to the society, so they can use it again. For getting together, for social projects, for reviving this space in some way. Do you think this is possible, without harming the commemoration that should take place there?

Artist: It depends. You know, to answer this question you have to go more into detail. It could be very well done, and it could also be harmful.

Julia: But you don't think that the idea automatically excludes the possibility of commemoration?

Artist: No. Not at all.

Julia: Because I think there must be some way to use this space, all those spaces are lost, nobody wants to work with them, nobody wants to use them, and I think it would be great to use them, but nevertheless to cope with them in a commemorative and caring way.

Artist: It should not be a place that you cannot touch, that you cannot work with.

Julia: And that's what it is right now.

Artist: We are in the 21st century, and there is a huge land shortage and it should be used. And commemoration should take place somehow, but probably more in an active way. I mean for me, what I'm always more impressed with, are projects that work with the aspect of education. And this is why I said you need a program, I think what the Verein is doing is good. If they do guided tours and they work with school groups and education, it's already a good use for the place.

Julia: I think it's also completely different comparing it to Mauthausen, because in Mauthausen there are a lot of people coming back there, and doing their personal commemoration, or emotional commemoration, and in Wiener Neudorf there are not really people left.

Artist: Who were the people there?

Julia: Some people from Poland, and France. They were war prisoners. And there aren't many left alive. For me it's always important, when talking about commemoration, that you see that commemoration also needs to build this bridge to nowadays. That people see, what we can take from this time, what we can learn from this time. How can we include it in our society right now, how can we use it to cope with problems we have right now, like the refugee crisis. And I really would like those places to be used as places for this implementing of what we learned. I think especially Wiener Neudorf is really difficult, because there are so little people who are emotionally involved to this area, so I think there has to be a second level, where you can take the people to go there, to care about it, to think about it.

Artist: Do you have good relationship with the Verein?

Julia: Yes.

Artist: That's really important, you are a member. You can work more specifically with the same groups, and slowly add more groups, so you can develop something with the people that already reached out. In general, getting to know teachers, that are interested in this topic, is a very good idea. If they are interested, that's good. I think this is the starting point. And also, what will help you is to do a kind of overview of the different practices, in the 40 Außenlager. You compare how the different places do commemoration, so you do have a huge database, you can create some criteria. Maybe if you do see that it's working, to find those criteria that you develop, and you can apply it to them, then you can apply it to your plans.

Julia: I also wanted to ask you: if you're looking at Mauthausen or commemoration in Austria – do you think it's developing in a good direction? Or do you see more problems than benefits of the way, commemoration is done right now?

Artist: I always see the advantages and the disadvantages, or the good points and the bad points. The bad points are, for example, people already discussed it for years that there was no bus that connects you to Mauthausen, it sounds like a really trivial thing, but it shows so much. What they think about this place. They really like to go there once a year, the president or some politicians, and hold their speech, like what we should learn from the past, and that's it. They are really not committed,

and even though this place is in the responsibility of Bundesministerium. On one hand, there are really incredible people, the people who work there, the researchers. The people who work in the archive, they are really committed. But they have really difficult situations. The ministry and the state don't really care, as much as we would like them to care. And it's a kind of the continuation of the attitude since the beginning, since 45. And this is what I wrote about in this article, this whole different kind of commemoration developed also, because the ministry didn't care. And something really nice developed out of it.

Julia: In Guntramsdorf, it's different, it's kind of an independent commemoration, it was a priest there, who started this whole process, and Jürgen from the Gedenkverein told me that it is so different in some other cities. That the politicians in Guntramsdorf really support you, and they really think it's important, and they find it great that you are working on it.

Artist: Of course. The huge challenge is, how to connect it with the politician's interests. This is the big challenge and I think there is no formula for that. For each case, you need to employ different strategies. And this is what I meant, in each case you have to get to know them, and to have a little bit of relationship with them. Like that they know you, and that they see you once in a year and doing event, realize what their interests are..

Julia: So, I think, for the moment, that's it. Thanks a lot!

Fünf

«Ein Mahnmal ist wichtig, es kann aber nur ein Bruchteil sein, und sollte in ein Rahmenprogramm eingebettet werden»

Robert Vorberg

5

Robert Vorberg

Historiker

Robert Vorberg: Du schreibst eine Diplomarbeit über den Umgang Österreichs mit den Außenlagern des ehemaligen Konzentrationslagers Mauthausen nach 45?

Julia: Genau. Die Geschichte ist die, ich komme aus Wr. Neudorf, und mit 17 haben wir ganz überrascht festgestellt, dass es ein Konzentrationslager gab und da waren alle doch mehr oder weniger schockiert, dass wir im Zuge des Geschichtsunterrichts nie was davon gehört haben. Und wir wollten damals – wir hatte so einen Jugendgemeinderat – wir wollten eine Ausstellung dazu konzipieren und dann hat sich der Jugendgemeinderat aufgelöst und es kam eigentlich nie zur Umsetzung.

Robert Vorberg: Es gibt aber eine sehr aktive Initiative dort, oder?

Julia: Ja, das ist damals – das ist jetzt schon 11, 12 Jahre her – das ist damals noch eher im Entstehen gewesen.

Robert Vorberg: Da war ein Pfarrer, oder?

Julia: Genau, der Guntramsdorfer Pfarrer.

Robert Vorberg: Mit dem war ich damals in Kontakt. Ich arbeite an einem Ausstellungsprojekt mit Bertrand Perz, gemeinsam mit noch ein paar anderen Kollegen. Ein Ausstellungsprojekt zu Außenla-

gern im Großraum Wien. Und Wr. Neudorf wär ja bei Groß-Wien dabei. Wir haben schon ein Konzept, aber aufgrund vieler andere Projekte und schwieriger Finanzierungsfindung liegt es derzeit noch, aber es ist noch nicht begraben, nicht aufgegeben.

Julia: Genau, der Gedenkverein ist ja ohnehin sehr aktiv. Ich bin da auch mit dabei, sie haben mich gefragt ob ich mitmachen will, weil sie gerne junge Leute hätten.

Robert Vorberg: Ja, da ist eh erst vor 2 Jahren das Mahnmal vom Arik Brauer enthüllt worden?

Julia: Genau, 2014.

Robert Vorberg: Ja, da war ich auch dabei. Aber wie, nur interessehalber, wie kommt man von Architektur zu dem Thema? Einen direkten Bezug zu Architektur gibt's ja nicht, wo schreibt man so eine Diplomarbeit?

Julia: Doch, eh im Fachbereich Architektur. Es geht um die Nutzung, wie sind diese Flächen auch städtebaulich integriert, werden sie integriert, werden sie gekennzeichnet, und auch die ganze Denkmalkultur im öffentlichen Raum ist ja ein großer Teil der Architektur, also stadtbild-prägende Elemente.

Robert Vorberg: Ja ich sehe das gerade in Wien, da ist das interessant. Weil ja die Lagerareale direkt

im Stadtbild, also im bewohnten Gebiet teilweise auch waren.

Julia: Genau, ich denke du wirst die Geschichte von Wr. Neudorf kennen, die brauche ich nicht erzählen?

Robert Vorberg: Ja, in groben Zügen, ja.

Julia: Ich finde das recht spannend, das ist mitten im Industriegebiet und gehört eben der Eco-plus. Also es ist generell auch immer sehr spannend aufgrund der Besitzverhältnisse.

Robert Vorberg: Die sitzen ja auch in dem Luftschutzbunker drinnen. Soll ich einfach mal erzählen?

Julia: Wir können einfach mal plaudern, und wenn ich dann noch Fragen habe, frage ich.

Robert Vorberg: Hast du den Bertrand Perz schon gelesen?

Julia: Ich habe Texte von ihm gelesen, diverse.

Robert Vorberg: Die Geschichte der Gedenkstätte noch nicht? Das habe ich dir mitgenommen.

Julia: Ich habe hauptsächlich PDF's gelesen.

Robert Vorberg: Also alles was ich dir erzähle, steht da. In der „Geschichte der Gedenkstätte“ geht er auch auf die Außenlager ein, es geht hauptsächlich um die Gedenkstätte Mauthausen selber, aber auch mit Exkursen quasi im Kontext der österreichischen Erinnerungspolitik und da geht er auch auf den Umgang mit Außenlagern ein.

Julia: Ja ich habe von ihm ein paar Texte, und auch ein Transkript von einem Vortrag habe ich gefunden. Und die habe ich gelesen.

Robert Vorberg: Also ich erkläre mal meinen Hintergrund. Ich arbeite für die KZ-Gedenkstätte

Mauthausen, jetzt glaube ich schon seit 10 Jahren, bin Historiker, bin inhaltlich für das oral-history-archive zuständig, komme aber in letzter Zeit nicht mehr zum inhaltlichen Arbeiten, weil ich in Projekt-Organisations-Arbeiten vor allem tätig bin, wie die 2013 eröffnete Ausstellung und die Organisation die gerade läuft. Die KZ-Gedenkstätte Mauthausen ist ja eine Abteilung im Innenministerium, also dem BMI direkt unterstellt. Wird jetzt aber ausgelagert, aber das hast du eh schon alles mitbekommen?

Julia: Ja, da hab ich eh die Informationen schon bekommen.

Robert Vorberg: Ab 1.1. wird Bundesanstalt. Eine eigene Rechtspersönlichkeit.

Julia: Betrachtest du das als Fortschritt bzw. als positive Entwicklung oder siehst du das als schwierig?

Robert Vorberg: Grundsätzlich sehe ich es als positive Entwicklung, was wesentlich ist und was auch die Außenlager betrifft: bis jetzt sind ja die Aufgaben der KZ-Gedenkstätte Mauthausen nur im Bundesministeriumsgesetz festgeschrieben. Das Bundesministeriumsgesetz gibt in groben Zügen wieder für was die Ministerien zuständig sind und da steht ein Satz: „Führung der KZ-Gedenkstätte Mauthausen.“ Jetzt kann „Führung der KZ-Gedenkstätte Mauthausen“ viel heißen, da ist ein großer Interpretationsspielraum – also das kann auch einfach nur auf- und zusperren sein, ansonsten nichts – das ist Gott sei Dank eh nicht der Fall, zum Glück, aber durch das neue Gesetz, sind jetzt dezidiert die Ziele und Aufgaben der Gedenkstätte festgelegt. Wenn ich vom KZ-Mauthausen spreche, geht es nicht nur um das ehemalige Hauptlager, die Gedenkstätte in Oberösterreich, sondern es geht auch um das Zweitlager Gusen und die rund 40 Außenlager, je nach zählweise, für die wir uns inhaltlich auch verantwortlich fühlen. Wenn ich sage inhaltlich verantwortlich, also ich sage bewusst inhaltlich verantwortlich, weil diese Areale meistens alle nicht im Bundesbesitz

sind, bis auf wenige Ausnahmen und wir hier nur inhaltlich unterstützende Arbeit leisten können. Also im Gesetz ist es auch so formuliert: die Dokumentation und „Erforschung der Geschichte des KZ Mauthausen, als Zweitlager Gusen und Außenlager“ und die Unterstützung von Gedenkinitiativen vor Ort, durch verschiedene Kooperationen, durch inhaltliches Knowhow, die Bereitstellung von Wissen und die Unterstützung von Gedenkstätten in organisatorischer Hinsicht. Warum sich das Gedenken auf die Gedenkstätte Mauthausen lange Zeit beschränkt hat, weißt du das? Also nach 45 hat man gesagt–

Julia: – weil einfach das Thema generell totgeschwiegen wurde –

Robert Vorberg: – genau, so kann man es im Groben zusammenfassen. Wenn man es auf einen Satz bringen müsste, ist das vollkommen richtig.

Julia: – bzw. ich habe auch ganz viel gefunden im Zusammenhang mit Errichtung diverser Denkmäler, dass es ganz lange nur Kriegerdenkmäler gab und alle nicht alle Opfergruppen beachtet wurden, weil dann hätten wir eine Teilschuld eingestehen müssen.

Robert Vorberg: Genau. Nach 45 gibt es eine kurze Phase, wo sehr aktiv an das Thema herangegangen wird, das ändert sich dann vor allem 1955, es dominiert dann wieder das Gedenken der Soldaten, es werden Soldatendenkmäler errichtet und dieses antifaschistische Gedenken tritt in den Hintergrund. Gleichzeitig ist es so, dass man sich entscheidet, das Gedenken an das Konzentrationslager Mauthausen auf die KZ-Gedenkstätte Mauthausen zu beschränken. Man entscheidet sich auch in Absprache mit den ehemaligen Häftlingen aber vor allem aufgrund der österreichischen Politik, hier eine Gedenkstätte einzurichten und den Rest lässt man. Am deutlichsten zeigt sich das am Zweitlager Gusen. Das Zweitlager Gusen ist in unmittelbarer Nähe und hat eine gewisse Sonderstellung in diesem KZ-System Mauthausen, war teilweise sogar

größer als Mauthausen selber und hier entsteht zwar auch eine Gedenkstätte, aber nur auf Initiative der ehemaligen Häftlinge, der Rest wird als Wohnsiedlung genutzt von der Gemeinde. Das trifft auf viele Außenlager zu, die verschwinden relativ schnell aus dem Bewusstsein der Bevölkerung. Das kann mehrere Ursachen haben, teilweise ist es so, viele der ehemaligen Außenlager des KZ Mauthausen die sind nicht befreit worden. Die sind so wie die Wiener Außenlager geräumt worden. D.h. die Bevölkerung ist nach der Befreiung vom Nationalsozialismus nicht mit den Überlebenden konfrontiert worden. Gleichzeitig waren die Außenlager Areale, wie z.B. beim Außenlager Saurerwerke, direkt auf dem Firmenareal oder in unmittelbarer Nähe und die Überreste sind relativ schnell verschwunden, d.h. es war auch optisch nichts da, mit dem man die konfrontiert hat. Und die Bevölkerung hat das ein bisschen – Bertrand Perz beschreibt das ganz gut, und ich glaub, da liegt er absolut richtig, da spricht nichts dagegen, er hat diese Außenlager eingeordnet als Teil der Kriegserfahrung, das war der Krieg. Und man muss noch dazu sagen, dass KZ Außenlager nicht die einzigen Lagertypen waren. Es gibt ja eine Summe von unterschiedlichen Zwangsarbeitslagern, die ja auch in unmittelbarer Nähe von KZ Außenlagern errichtet wurden, also meistens schon vorher, und so wird das alles subsummiert und dann relativ schnell vergessen. Die einzigen die sich um diese Erinnerungskultur lange Zeit bemühen, sind die ehemaligen Häftlinge. Also die ehemaligen Häftlinge, wie z.B. die französische Amicale, die relativ schnell so eine Art Gedenkfahrten veranstaltet, wo ehemalige Häftlinge die Stationen ihrer Haft besuchen. Und sie setzen sich ein, wo es möglich ist, also wo es zumindest eine Kooperationsbereitschaft gibt, für die ersten Denkmalsetzungen. Das ist lange Zeit vollkommen losgelöst von der österreichischen Erinnerungskultur und ändert sich dann erst in den 80er Jahren mit dem geänderten Geschichtsbild – Affäre Waldheim – gleichzeitig auch mit dem Konzept „Geschichte von unten“, also auch dass sich Historiker nicht nur mehr der großen

Geschichte widmen, sondern auch dass man schaut, was passiert regional, in unmittelbarer Nähe, und da fällt dann in all diesen 40 Orten relativ schnell auf, dass es Außenlager gibt. So beginnen sich dann Gedenkinitiativen zu organisieren die sich dann um das Gedenken an diesen Orten bemühen, das beginnt ab den 80er Jahren. Also, ich sage immer, grundlegendes Beispiel Außenlager Saurerwerke, weil da hab ich meine Diplomarbeit dazu geschrieben, da wird 1981 der erste Gedenkstein eingerichtet, was da noch dazu kommt, ist, dass sich's politische Parteien, vor allem die Sozialdemokratie, als auch die KPÖ, deren Selbstbild des Antifaschismus dazu gehört, sich um diese Erinnerung vor allem bemühen im Sinne ihrer Widerstandstätigkeiten. Es gibt verschiedene Artikel zum Außenlager Saurerwerke in diversen Parteizeitungen, parteinahen Zeitungen, sowohl KPÖ und SPÖ, wo besonders der Aspekt des Widerstandes betont wird. Das ändert sich ab den 1980er Jahren, Bertrand Perz ist ja da mit Florian Freund aktiv, es greift dann auch die Geschichtswissenschaft das Thema auf, maßgeblich sind da die Arbeiten von ihnen zum Außenlager Melk und zum Außenlager Ebensee, und da beginnt sich dann auch die Geschichtswissenschaft systematisch damit auseinanderzusetzen. So wäre die Kurzzusammenfassung dessen, was passiert ist. Was wir als Gedenkstätte jetzt machen, ist, wir sind für die Gedenkstätte Mauthausen verantwortlich und für die Gedenkstätte Gusen, die aber nur ein ganz ein kleiner Teil des ehemaligen Lagerareals ist, also rund um das ehemalige Krematoriumsgebäude, der Rest ist als Wohnsiedlung überbaut worden, so wie es auch in Ebensee ist, wo wir auch für den Opferfriedhof verantwortlich sind. Und wir sind für die KZ-Gedenkstätte Melk verantwortlich, die eigentlich aus dem Krematoriumsgebäude besteht. Wo Anfang der 90er eine Ausstellung eingerichtet worden ist, die auch die erste Ausstellung war, die außerhalb der KZ-Gedenkstätte Mauthausen sich mit dem Thema Konzentrationslager auseinandersetzt, wo auch der Bertrand Perz maßgeblich involviert war. Wir haben die Initiative Außenlager entwickelt, die

besteht aus vier Punkten: Informieren, initiieren, dokumentieren, und erhalten, und so versuchen wir das auch ein bisschen, den Fokus darauf zu lenken, weil es für uns sehr wichtig ist. Eben auch gerade an dem Beispiel der Wiener Außenlager, es fahren tausende Schüler in die KZ Gedenkstätte Mauthausen, ohne das Bewusstsein oft, dass sie in unmittelbarer Nähe ihrer Schule, ihres Wohnorts, ebenfalls – genau das, was du vorher geschildert hast – dass es Außenlager des Konzentrationslagers Mauthausen gegeben hat. So versuchen wir das ein bisschen zu unterstützen, wir sind jetzt z.B. auch am Loiblpass tätig, da haben wir das Grundstück angemietet, also Loibl-Nord, Loibl-Süd, auf der slowenischen Seite gibt es ja schon seit langer Zeit eine Gedenkstätte, und wir sind jetzt gerade dabei, am Loibl-Nord schrittweise eine Gedenkstätte zu entwickeln, wo auch schon die ersten Schritte getätigt wurden, und werden das so auch fortführen wollen. Das geht natürlich nur immer in Kooperation mit lokalen Initiativen, weil ganz einfach auch die Ressourcen nicht da sind, dass man 40 Außenlager, oder die Orte ehemaliger Außenlager, inhaltlich betreut.

Julia: Ich kenne mich da vom rechtlichen Aspekt nicht aus, ich habe zwar versucht es ein bisschen zu recherchieren inhaltlich, aber es wirkt ein bisschen so, dadurch, dass es vom Innenministerium ausgelagert wird, als würde man auch gerne ein bisschen Distanz dazu schaffen wollen.

Robert Vorberg: Distanz zu...?

Julia: Generell zur Aufgabe, zur politischen Aufgabe Österreichs.

Robert Vorberg: Naja, ich würde es so nicht sehen, sondern ich würde sagen, ich habe ja an dem Gesetz auch mitgearbeitet, ich würde sagen die Intention dahinter ist einerseits, eben wie ich gesagt habe, das für die Zukunft die Aufgaben festgeschrieben werden, weil jetzt ist es nur sehr vage festgeschrieben.

Julia: Das Konzept zu fixieren, weil es jetzt nicht klar genug definiert ist?

Robert Vorberg: Genau richtig. Die Abteilung, die ist in den letzten Jahren sehr angewachsen, wir haben diese Neugestaltung gemacht mit diesen neuen Ausstellungen im Gebäude, wir haben eine neue Pädagogik installiert, ein Vermittlungskonzept, also das professionalisiert in den letzten 10 Jahren. Quasi das, was in den deutschen Gedenkstätten in den 90ern passiert ist, passiert in der KZ-Gedenkstätte in den 2000ern, also mit ein bisschen Verzögerung. Nicht sofort, es gibt schon ab Anfang der 2000er Jahre die Initiative von Bundesminister Ernst Strasser mit der Einrichtung des neuen Besucherzentrums und auch die Einrichtung einer Ausstellung und eines Dokumentationszentrums mit einer Ausstellung in Gusen. Und es ist so hier erstmals wirklich gesetzlich festgeschrieben, für was wir zuständig sind, um dann auch die Verantwortung wirklich wahrzunehmen. Was so ja immer noch ist, wir sind eine Bundesanstalt.

Julia: Daher auch meine Frage, weil ich das rechtlich nicht gut einschätzen kann.

Robert Vorberg: Es ist jetzt eine Interpretationsfrage. Natürlich könnt ich es auch so auslegen, aber ich würd es so nicht sehen, weil es ist immer noch direkt der Innenminister zuständig. Also, es ist immer noch in direkter Verantwortung der Republik. Es ist losgelöst, und wir sind dadurch unabhängiger und eine eigene Organisationsform, können selber unabhängig von der ministeriellen Administration entscheiden, haben einen wissenschaftlichen Beirat und einen gesellschaftlichen Beirat, wo auch das Mauthausen Komitee vertreten ist, wo auch wieder die Initiativen der Außenlager vertreten sind. Ich würde sagen, es ist eine Professionalisierung. In Deutschland ist man den Weg der Stiftungen gegangen, aber es gibt da auch keine Gedenkstätten, die direkt dem Ministerium unterstellt sind. Ich glaube, nur die KZ-Gedenkstätte Auschwitz ist einem Ministerium

direkt unterstellt. Aber das ist ein Einzelfall, sonst wäre mir jetzt nichts mehr bekannt.

Julia: Und generell, bei dem Thema Verantwortlichkeit, ich hatte den Eindruck, es ist de facto so, dass all die Initiativen, wie die kleinen Gedenkvereine bei den Außenlagern etc., ja von der Bevölkerung getragen werden und die Politik zwar insofern dazu beiträgt, dass sie Dinge genehmigt, teilweise Finanzmittel zur Verfügung stellt, aber ich habe oft den Eindruck, dass es gemeindepolitisch kein sehr relevantes Thema ist. Siehst du das auch so?

Robert Vorberg: Ja, natürlich, das hat sich in den letzten Jahren aber ein bisschen geändert. Aus meiner persönlichen Erfahrung – privat engagiere ich mich, das hat jetzt nicht direkt mit den KZ-Gedenkstätten zu tun, aber für ein Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus in Baden. Baden war die drittgrößte jüdische Gemeinde. Das läuft gerade. Da ist sehr viel Offenheit von der Gemeinde, aber das ist eine Entwicklung der letzten 20 Jahre und hängt meiner Interpretation nach maßgeblich damit zusammen, dass die Generation, die diese Zeit direkt miterlebt hat, auch die Tätergeneration, die ja nach 45 Teil der österreichischen Politik war, nicht mehr Entscheidungsträger sind und dadurch eine gewisse Distanz entsteht und dadurch vieles möglich ist, was früher nicht möglich war. Es hängt sehr viel von den Persönlichkeiten ab, und es gibt immer noch Parteien, die das mehr unterstützen und mehr zulassen, und es gibt, wie wir wissen, Parteien, die gar nicht aufgeschlossen sind.

Julia: Die auch auf Mails nicht reagieren, wenn man zwecks Interviews anfragt.

Robert Vorberg: Wer zum Beispiel?

Julia: In Wiener Neudorf, wir haben einen Bürgermeister-Stellvertreter der FPÖ. Ich denke mir, wenn man eine politische Position innehat, sei es auch eine noch so kleine, und man in einem dementspre-

chenden Ort politisch tätig ist, dann muss man auch die Konsequenzen tragen und darf sich nicht nur die Themen heraussuchen, zu denen man Stellung beziehen will.

Robert Vorberg: Vollkommen richtig. Das ist Teil der österreichischen Geschichte, und man kann sich nicht nur –

Julia: – kann nicht sagen “Pf, das interessiert mich nicht.”.

Robert Vorberg: Ja, genau, das betrifft uns alle immer noch, es leben immer noch Überlebende und aus was soll man lernen, wenn nicht aus der Geschichte, auch wenn’s ein bisschen naiv ist, aber ich denke sonst würden wir die Arbeit alle nicht machen. Das ist mir persönlich wichtig, es geht nicht nur um ein Gedenken, das losgelöst ist von den aktuellen Ereignissen, sondern es geht schon um eine Bewusstseinsentwicklung aus dem Wissen der Geschichte heraus.

Julia: Eben, und das ist auch ein Punkt, den ich ein bisschen kritisch sehe bei Gedenkarbeit in vielen Orten. Es ist schwierig, das korrekt zu formulieren...

Robert Vorberg: Ja, es ist so ein entpolitisiertes Gedenken oft.

Julia: Nein, auch, aber was ich meine, ist eigentlich, dass sich zu viel auf die Vergangenheit konzentriert wird, weil ich finde eigentlich, dass Gedenkarbeit nicht nur etwas sein sollte, wie’s jetzt häufig ist, Ort zu denen man hinget, wo Opfer oder eigentlich Politiker hingehen können, einen Kranz niederlegen können, gedenken können...

Robert Vorberg: – wir gedenken jetzt kurz und dann gehen wir über zur Tagesordnung, genau...

Julia: – sondern mir fehlt ein bisschen in dem ganzen Prozess, auch in den kleinen Vereinen und

Projekten, dieser Fokus auf die Zukunft, dieses Brückenbauen, was kann man aus dieser Vergangenheit lernen, was kann man mitnehmen und wie kann ich das für die Gesellschaft weiter nutzen, um daraus zu lernen und Projekte weiter zu entwickeln.

Robert Vorberg: Ja, das ist vollkommen richtig, aber das ist auch, die Leute haben.. Es ist nicht ganz einfach, denke ich, das ist meine persönliche Meinung.

Julia: Na, ich finde das eh gerade in dem Aspekt sehr spannend, wie der Zugang von verschiedenen Leuten zu verschiedenen Hintergründen ist. Weil wenn ich das zu jemandem sage, der im KZ war, der wird vielleicht sagen: „Ja, gute Frau, das ist für mich einfach wichtiger, was damals war“.

Robert Vorberg: Es gibt in Mauthausen den Sarkophag, das erste Denkmal der Republik Österreich, wo die ehemaligen Häftlinge auf Latein den Spruch drauf geschrieben haben, auf Latein, ich kann das jetzt nicht korrekt wiedergeben, aber „Aus dem Schicksal der Toten sollen die Lebenden lernen“. Also so Persönlichkeiten wie der Hans Marschall, wo ich noch das Glück gehabt habe, den persönlich kennen zu lernen, dem war es immer wesentlich, dass daraus Schlüsse auf die Gegenwart gezogen werden. Diese Leute sind an die Schulen gegangen und haben ihre Vermittlungs-, damals haben ja noch ehemalige Häftlinge auch an der KZ Gedenkstätte Mauthausen die Rundgänge mit Schülerinnen, mit Besuchergruppen gemacht, die haben das aus der Intention gemacht, natürlich daraus, aus der Zukunft, aus ihrer antifaschistischen Haltung heraus, dass so etwas nie wieder passiert. Also diese klassische, ich will jetzt nicht sagen Phrase, aber oft sinnentleerte, benutzte Phrase aus der sozialistischen Gegenkultur, dieses „Nie wieder“, das hat schon eine Bedeutung. Das hat schon einen Sinn, das ist auch meine persönliche Intention, da mitzumachen. Für mich ist das Thema wichtig, einerseits aus historischem Interesse, andererseits aus politischem Interesse,

um vergleichbare Tendenzen in Zukunft vielleicht verhindern zu können.

Julia: Ja, das fehlt mir halt manchmal ein bisschen. Also, auch wenn man in Wiener Neudorf schaut, da gibt's dann einmal im Jahr eine Kranzniederlegung und eine Gedenkfeier, und es tut sich zwar eh was, es gibt Filme etc., aber mir fehlt eben der Brückenbau zu, wie kann ich die Geschichte, wie kann ich die Vergangenheit applizieren. Also mein Ansatz für meine Arbeit, oder mein Projekt, ist der, es geht natürlich nicht bei jedem Außenlager, aber gerade in Wiener Neudorf und in Guntramsdorf sind das zwei Grundstücke, die brach liegen, wo nichts passiert. Und ich hab mich mit der ecoplus unterhalten, die ja Inhaber sind von dem Grundstück, denen das gehört, und die sagen schon ganz klar und deutlich, dass sie sich vorstellen könnten, dieses Grundstück zu dritteln, zu vierteln und Teile davon zu verkaufen und für Grundstücksansiedlungen zu verwenden. Und das sehe ich sehr kritisch, weil, natürlich, wenn das so ist wie in Gusen, wo direkt nach dem Krieg Einfamilienhäuser hingebaut worden sind, klar, dann kann ich jetzt nicht zu den Menschen sagen, sorry, wir brauchen das Grundstück, wir wollen da jetzt Gedenkarbeit verrichten. Aber gerade in Wiener Neudorf, oder in Neu Guntramsdorf, wäre Platz da, den man nutzen könnte, den man bespielen könnte, und das kann man irgendwie auch durch die Besitzverhältnisse wiederum gleichzeitig nicht, also es kann nichts passieren. Und das finde ich sehr schade. Und mein Projekt wird auch eines sein, das die Frage beantwortet, was könnte fiktiv mit solchen Plätzen passieren, also ich fände es einfach gut, wenn das Orte sein könnten, Begegnungsorte, wo verschiedene Gruppen zusammenkommen könnten, wo man vielleicht Parks hat, die vielleicht einen edukativen Charakter haben. Mir fehlt ein bisschen dieser zukunftsorientierte Aspekt.

Robert Vorberg: Was, glaube ich, wesentlich ist, es werden solche Initiativen von Personen getragen, die professionelle Arbeit machen. Es machen diese

Initiativen meistens die Arbeit nebenberuflich, aus eigenem Interesse, aus eigenem Antrieb heraus, da ist es schwer, ein dauerhaftes Programm zu machen, da muss man Geld in die Hand nehmen, um professionelle Arbeit leisten zu können. Ich glaube, bauliche Zeichen sind wichtig, können ein Schritt für diese Entwicklung sein, quasi Erinnerungszeichen, wie du auch angesprochen hast, aber ich glaube, das wesentliche Element sind die Vermittlungsprogramme, ich glaube, dass die KZ-Gedenkstätte – also ich bin überzeugt davon, dass die KZ-Gedenkstätte Mauthausen mit dem neuen Vermittlungsprogramm „Was hat das mit mir zu tun“ genau auf dem richtigen Weg ist, genaue Bezüge herzustellen. Man ist weggegangen von diesen frontalen Vortragsformen, wo man wie im Museumsrundgang die Geschichte frontal erklärt bekommt, zu einem Konzept, das interaktiv arbeitet. Das hat nicht nur den Titel „Was hat das mit mir zu tun“, sondern ein wesentliches Element dieses Konzepts ist es, persönliche Bezüge aufzubauen. Und in Interaktionsformen zu zeigen, dass die Personen, die im KZ Mauthausen inhaftiert waren, nicht irgendwelche abstrakten Personen waren, sondern Menschen wie du und ich sind, und Menschen, wie sie in unserer Umgebung sind, und Menschen und Gruppen sind, die auch noch heute diskriminiert werden. Und ich glaube, dass das ein wesentlicher Weg ist, um den Leuten diese Geschichte auch näher zu bringen und sie nicht, und dass sie nicht nur historisiert wird. Ich habe es jetzt nicht mehr genau im Kopf, aber ich hab mal eine Studie gesehen, dass im Bewusstsein der Jugendlichen heute, also der 14, 15, 16-Jährigen, dadurch, dass die Großelterngeneration die Zeit nicht mehr miterlebt hat, ist der Zweite Weltkrieg, der Nationalsozialismus, gefühlt so weit weg wie eine Erzählung aus dem Mittelalter.

Julia: Ja, das hat mir Andreas Baumgartner erzählt, und da war ich sehr schockiert. Ich habe das Glück, dass ich mit meiner Großmutter sehr viel über das Thema reden kann. Die war acht als Hitler einmarschiert ist, und das ist etwas, was mein Bewusstsein

dafür ganz anders geprägt hat. Als meine Großmutter erzählt hat, was mich als kleines Kind schon beeindruckt hat, wenn man gehört hat, wie war das, wenn ein Fliegeralarm war, wenn sonst was passiert ist, und ich glaube, das ist das, was fehlt. Und da frage ich mich auch immer, was es braucht, um das Bewusstsein, das Interesse darauf zu fokussieren, weil mein Ansatz war – ursprünglich wollte ich ein Projekt vor Ort machen, ein künstlerisches – ich bin aber irgendwann an den Punkt gelangt, wo ich mir gedacht habe, das ist ein Schritt zu früh. Es muss erstmals dieses Bewusstsein geschaffen werden, diese Info aufbereitet und gezeigt werden, bevor ich den Leuten sagen kann: „He macht's alle mit.“

Robert Vorberg: Ich glaub wesentlich ist: Als erster Schritt muss eine historische Aufarbeitung stattfinden, im Sinne einer geschichtswissenschaftlichen Aufarbeitung, damit die Faktenlage klar ist. Und dann kann man den nächsten Schritt machen. Im Idealfall kann man das natürlich auch verschränken, dass dieser Aufarbeitungsprozess schon partizipativ funktioniert. In der Realität sind es Leute, die ihre Diplomarbeit schreiben oder die sich so wie du damit auseinandersetzen, die die Grundlagen dafür legen. Ich glaube, es ist wesentlich, dass man bei der Vermittlung dieser Geschichte, eben wie es das pädagogische Konzept in Mauthausen macht, dass man persönliche Bezüge herstellt, zu den jetzigen Lebenswelten der BesucherInnen oder der Jugendlichen oder wer auch immer sich mit dem Thema auseinandersetzt. Damit es nicht ein abstraktes Thema in der Vergangenheit bleibt, das ist, glaube ich, der wesentliche Schlüssel. Da nehmen die Leute dann auch etwas mit. Wenn ich die Zahlen und Fakten der Geschichte des KZ Mauthausen runter bete und sage „200 000 Häftlinge, 90 000 Tote“, dann sind das abstrakte Zahlen. Wenn man das vermittelt über das persönliche Schicksal eines ehemaligen Häftlings, der, wenn ich mit Jugendlichen arbeite, der selbst Jugendlicher war, und man dann die Personen, mit denen man arbeitet, einbezieht, so dass seine Lebenswelt sich nicht großartig von der

eigenen unterscheidet, da ist der bewusstseinsbildende Effekt viel ein größerer.

Julia: Wenn man dann z.B. von Neunutzungen oder Nachnutzungen spricht, in Wiener Neudorf war jetzt lange folgendes Thema: es gibt einen Kindergarten und eine Volksschule gleich neben dem Grundstück, wo das Arik Brauer-Denkmal ist, und da war die Überlegung, einen Bildungscampus hin zu machen, und es spaltet die Meinungen, aber aus anderen Gründen als der Vergangenheit als Konzentrationslager. Das ist für mich aber der erste naheliegende Gedanke, wenn ich direkt daneben einen Bildungscampus hinmache, warum weite ich den Bildungscampus nicht auf dieses Areal aus?

Robert Vorberg: Ja das würde sich anbieten.

Julia: Es gibt eigentlich keine bessere Nutzung, als einen Ort zu schaffen, wo Menschen sich aufhalten, Zeit verbringen wollen, also da durchaus finde ich die Gestaltung auch eine positive Sache. Und, für mich fehlt ein bisschen diese Distanz, die man jetzt hat, die darf man, finde ich, auch spüren, der Raum darf – finde ich – auch ein angenehmer Raum sein, natürlich, gerade in Mauthausen, wo die Baracken stehen, das ist das etwas anderes, aber wenn ich einen Platz habe, der komplett abgerodet worden ist, wo nichts mehr steht, dann finde ich, kann man den parallel trotzdem auch mit einer positiven Konnotation aufladen. Wie siehst du das?

Robert Vorberg: Schwierig. Was wir an der Gedenkstätte machen, wo unsere, vielleicht wär's auch gar nicht so schlecht wenn du dich mit unserer pädagogischen Leiterin unterhältst, Gudrun Blohberger, die hat vorher die Gedenkstätte am Perschmannhof in Kärnten geleitet und die ist jetzt seit zwei Jahren bei uns und macht das sehr, sehr gut. Was wesentlich ist, dass wir die Vermittlung am historischen Gelände, aber dann diese Workshops, Diskussionsformate außerhalb, im Besucherzentrum, an einem neutralen Ort machen. Ich glaube, dass

das die Diskussion ein bisschen erleichtert, wobei, die Bedeutungsaufladung in der KZ-Gedenkstätte Mauthausen, wo bauliche Überreste vorhanden sind, die direkt auf das verweisen, im Bewusstsein der Leute, natürlich, es sind nur bauliche Überreste, die geben niemals die Situation wieder, aber sie verweisen darauf, ist das natürlich schwieriger, ist es nochmal ein größere Verweis als in Wiener Neudorf, wo es eine leere Wiese ist wo nur noch Fundamente sichtbar sind.

Julia: Ich glaube, dass genau solche Plätze, die eigentlich zu Unorten geworden sind, weil sie so ein heißes Thema sind, wo sich niemand traut, etwas damit zu machen – in Wiener Neudorf, ich habe dort meine Fahrausbildung gemacht, dort wurde das Grundstück verpachtet, um Einparkübungen zu machen. Da finde ich es viel sinnvoller einen Platz zu gestalten, wo man sich gerne aufhält, wo natürlich visuelle Verweise da sind, wo Hinweise da sind, wo Veranstaltungen abgehalten werden, aber wo man sich trotzdem gerne aufhalten möchte.

Robert Vorberg: Ich tue mir ein bisschen schwer, mit dem "Gerne-Aufhalten". Ich weiß schon, was du meinst.

Julia: Daher habe ich vorher gemeint, es ist schwierig, das richtig zu formulieren

Robert Vorberg: Ich glaube, ich weiß, was du meinst. Das ist ja auch ein bisschen so der Ansatz, wie wir unsere neue Ausstellung gemacht haben. In den 70er Jahren die erste Ausstellungen, so wie es damals state of the art war, arbeitet der mit großformatigen Bildern von Toten, um auch die ehemaligen Häftlinge, der Hans Marschall, der da maßgeblich die Ausstellung mitgestaltet hat, das ist ein Ansatz da, das zu vermitteln. Ich glaube, wenn man so einen Ort der Begegnung schaffen will, funktioniert das über das nicht, da muss man irgendwie versuchen, einen neutralen Boden zu schaffen. Ob das wirklich an dem Areal geht – da bin ich nicht überzeugt davon.

Julia: Aber ist es nicht besser, einen Platz zu schaffen, der Nährboden für Gemeinschaftliches sein kann, als ein Grundstück zu haben, das nicht genutzt wird?

Robert Vorberg: Auf jeden Fall, aber ich bin mir nicht sicher, ob man den Ort so von seiner Vergangenheit loslösen kann, dass man sagt, dass sich die Leute hier wohlfühlen.

Julia: Ich bin mir auch nicht sicher, deswegen, es ist auch ein fiktives Projekt.

Robert Vorberg: Man muss drüber reden und diskutieren, ich weiß es nicht.

Julia: Ich hab viel mit Studienkollegen diskutiert, die auch ein Bewusstsein für die Geschichte haben, die dann aber auch sagen, irgendwann ist dann auch der Punkt da, wo man sich nicht schuldig fühlen will oder nicht ständig dieses negative Gefühl dabei haben will, sondern wo man sagen können möchte, „Es ist wirklich furchtbar gewesen damals, aber wir machen's jetzt besser“, und wo man mit einer gewissen Befreiheit oder, ja, Leichtigkeit, aber das ist das falsche Wort, aber wo man eben mit dieser Distanz und zukunftsorientierter an das Ganze heran gehen kann.

Robert Vorberg: Und wichtig ist – wir, unsere Generation, wir sind nicht schuld, wir haben eine Verantwortung dafür, uns mit der Geschichte auseinanderzusetzen, aus dem heraus glaube ich kann eher was entstehen. Aus einem Schuldbewusstsein wird nichts passieren, es ist auch nicht begründbar, wir sind mehr als 30 oder 40 Jahre nachher geboren, da lässt sich auch keine Schuld mehr konstruieren, sondern eher eine Verantwortung.

Julia: Und wie siehst du das: Es gab ja letztes Jahr, als die große Flüchtlingswelle gekommen ist, die Thematik, dass man irgendwo in Deutschland in einem ehemaligen Konzentrationslager Flüchtlin-

ge einquartieren wollte, ich weiß nicht, ob du das mitbekommen hast?

Robert Vorberg: Ja, habe ich mitbekommen, ich glaube, es war ein Außenlager von Dachau.

Julia: Wie siehst du das?

Robert Vorberg: Ich weiß nicht, ich glaube es gäbe bessere Orte, um Flüchtlinge und traumatisierte Menschen, die eine Fluchterfahrung hinter sich haben, die nicht freiwillig die Kriegsgeschehnisse mitgemacht haben – die an so einem Ort, der noch einmal aufgeladen ist mit einer negativen Vergangenheit, dort unterzubringen – ich glaube es gibt genug Orte, wo man Flüchtlinge besser unterbringen kann, das ist meine Meinung. Dass Leute, die eine Fluchterfahrung und Verfolgungserfahrung hinter sich haben, die unmittelbar hierher kommen, dort untergebracht werden und dann gleich noch einmal mit einem anderen Aspekt zu konfrontiert werden, halte ich nicht für zielführend.

Julia: Ich weiß auch gar nicht, ob das den Flüchtlingen kommuniziert wurde, ob sie wussten, wo sie untergebracht sind oder nicht, das spielt ja dann auch eine Rolle.

Robert Vorberg: Spielt auch eine Rolle, ja. Aber ich glaube, die Flüchtlinge werden das schon irgendwie mitbekommen haben. Ich glaube, es gibt bessere Orte.

Julia: Ich denke mir auch, dieses Thema der Nachnutzung oder wie kann ich den Raum nutzen. Das wäre schön, wenn das der Nährboden für was Neues sein könnte, für was Gemeinschaftliches.

Robert Vorberg: Das soll es ja auch. Und ich glaube, das ist auch im Sinne der ehemaligen Häftlinge. Die wollen ja auch nicht, also, was ich kritisier, ich möchte nicht, dass das Gedenken entpolitisiert wird, nur in der Vergangenheit verhaftet ist, im selben

Sinne, wie es du meinst, sondern da muss man schon Schlüsse für die Zukunft und die Gegenwart herausziehen. Das ist auch das wesentliche Interesse der ehemaligen Häftlinge gewesen, und in dem Sinn muss man sich, wenn man sich in dem Bereich engagiert, auch weiter denken.

Julia: Ich finde eben auch, es gibt ja in Wiener Neudorf dieses Denkmal von Arik Brauer, das man formal jetzt betrachten kann, wie man möchte, aber ich tue mir mit dem, ehrlich gesagt, ein bisschen schwer. Weil es steht dort an dieser Stelle, die ausgewählt worden ist, weil dort damals der Lagereingang war, aber de facto berührt es oder betrifft es die Wiener Neudorfer nicht. Dort gehen maximal Leute vorbei, wenn sie mit ihrem Hund Gassi gehen oder andere Leute fahren vorbei, wenn sie in die SCS einkaufen fahren. Es gibt dort nicht einmal einen öffentlichen Platz, es gibt keine Bänke, es steht einfach dort. Und da fände ich es halt viel sinnvoller, einen Platz zu schaffen, wo sich die Leute auch aufhalten, damit sie damit konfrontiert werden. Weil wenn ich das wo hinstelle, was eh niemanden betrifft, außer dass er vielleicht sagt „Ma, das find ich superhässlich“ oder „Was haben's denn da gemacht?“.

Robert Vorberg: Ich seh das auch so. Ich glaub es ist ein falscher Schluss, zu glauben, durch das Platzieren eines Erinnerungszeichens bewegt man irgendetwas, das glaube ich nicht. Ein Erinnerungszeichen ist wichtig, als symbolisches Zeichen an einem öffentlichen Ort, das deutlich sichtbar ist, aber Erinnerungskultur lebt von laufenden Aktivitäten, die unterschiedlich sein können. So ist es nicht lebendig, nur ein Denkmal macht keine lebendige Erinnerungskultur, da braucht es ein Rahmenprogramm, ich denke an irgendetwas, ich weiß nicht, welche Schulstufen gibt es in Wiener Neudorf?

Julia: Der Gedenkverein ist ja auch beim Mauthausen Komitee dabei, und es gibt auch immer wieder Vorträge in Schulen, also es gibt diesbezüglich schon was.

Robert Vorberg: Genau, so etwas ist eine lebendige Erinnerungskultur, dass sich die Leute aktiv damit auseinander setzen. Ein Mahnmal, so wie das, ist gut und wichtig, ich setz mich ja auch in Baden dafür ein, aber das es ist irrig zu sagen, jetzt haben wir das Mahnmal, ok, passt, Geschichte aufgearbeitet.

Julia: Das ist allerdings ja ganz oft so, ich habe das Gefühl bei Politikern, dass sie denken „Wir haben ja eh was gemacht, wir haben ein Denkmal, da können wir hingehen, da können wir die Feier machen, passt“.

Robert Vorberg: Genau, durchschneiden der Schleife, wir haben schöne Bilder, und das war's. Aber das ist nicht zielführend.

Julia: Wie ist das in Baden, von der Gestaltung her? Habt ihr da einen Künstler beauftragt?

Robert Vorberg: Wir haben einen Wettbewerb mit dem Land Niederösterreich in Kooperation gemacht, mit Kunst im öffentlichen Raum. Und das ist an dem zentralen Josefsplatz, Endstation Badner Bahn und das Projekt nennt sich „Widerstäbe“ und das sind mehrere Stahlträger, die in den Boden verteilt am ganzen Platz eingelassen werden, die am Boden Dreiecke bilden, mit Verweis auf die Häftlingswinkel, und dadurch, dass Baden die drittgrößte jüdische Gemeinde Österreichs war und die jüdische Opfergruppe oder die als Juden Verfolgten, das ist, es sind ja nicht nur die, die sich selbst als Juden deklariert haben, das ist dort die eindeutig größte Opfergruppe. Es bilden diese Stäbe, wenn man sie virtuelle verlängert, einen Davidstern der über dem Platz schwebt, virtuell. Ich finde das Projekt sehr gut, ich hoffe, es wird demnächst umgesetzt, wir arbeiten grad an der Umsetzung und auch an der Finanzierung und ich finde es deswegen spannend, weil es nicht ein Gedenkstein ist, oder ein Mahnmal das an irgendeiner Ecke steht, sondern das ist etwas, was sich über den ganzen öffentlichen Raum verteilt.

Julia: Wie in Berlin, nur in kleinerem Maßstab?

Robert Vorberg: Noch stärker fast wie in Berlin, das Holocaust-Mahnmal in Berlin ist auch so ein abgeschlossener Bereich, da kann ich vorbei gehen, aber diese Stäbe werden mitten am Platz stehen, an verschiedenen Stellen, also fast am ganzen Josefsplatz, nicht auf dem gesamten, aber dort im Bereich der Badner Bahn und der Frauengasse, so Richtung Innenstadt hinein, und da geht man nicht nur einfach vorbei, sondern die werden auch deutlich sichtbar sein, im öffentlichen Raum sein und werden auch Diskussionsanstöße geben.

Aber selbst das wird nicht ausreichen, das Mahnmal steht nicht für sich selbst nur da. Es muss zivilgesellschaftlich – das ist glaube ich das Sinnvollste – Erinnerungskultur weiter betrieben werden durch verschiedene Aktivitäten, die von Workshops, Vorträgen, Einbindung von Schulen, Bildungsprogrammen, Erwachsenenbildung, also diese ganze Palette leben. Aber das ist auch das, was es schwierig macht, das erfordert viel Arbeit, das ist viel Organisationsaufwand, das erfordert viel Einsatz von Personen, die sich drum kümmern müssen, um das lebendig zu erhalten, das ist nichts, was von alleine passiert.

Julia: Ich finde das gut und wichtig, dass solche Dinge passieren, die die Diskussion anregen, mein Problem, das ich im Zuge meiner Diplomarbeit festgestellt haben, ist oft, bei Denkmälern oder Kunstwerken, dass da der extrem persönliche Zugang von jemanden drinnen ist, zu einem Thema das so vielschichtig ist und für jeden etwas anderes bedeutet. Deswegen war für mich auch der Schluss, wenn ich ein künstlerisches Projekt an diesem Ort machen will, dann muss das ein partizipatives Projekt sein, weil das ist auch einer meiner Kritikpunkte beim Arik Brauer-Denkmal, man hat einen renommierten Künstler gebeten, der hat umgesetzt, was es für ihn bedeutet, und das steht dort vertretend für alle Leute, die dort gelitten haben, die dort arbeiten und leben mussten.

Robert Vorberg: Also natürlich, ich glaube, man hat immer einen Künstler, der seine persönliche Sichtweise mit einbringt, das lässt sich eh nicht ganz vermeiden, aber ich glaube, dass schon wichtig ist, dass der Prozess zivilgesellschaftlich verankert ist, in Baden gibt's so eine zivilgesellschaftliche Arbeitsgruppe von interessierten Personen.

Was wir jetzt auch noch gemacht haben, wir haben ein Spendenkonto eingerichtet, das soll einerseits natürlich dazu dienen, das Mahnmal zu finanzieren, also es wird von der Stadt schon Geld zur Verfügung gestellt, vom Land, vom Zukunftsfonds und vom Nationalfonds, die klassischen Fördergeber. Und die Beteiligung von der Bevölkerung soll nicht nur das Mahnmal finanzieren, sondern soll ein bisschen die Leute, die dafür einen finanziellen Beitrag, zur Verfügung stellen – dadurch soll das Mahnmal auch ein bisschen zu ihrem Mahnmal werden. Dass sie daran teilhaben und es nicht nur von oben aufoktroiert ist, sondern durch diese Finanzierung.

Julia: Dass es gemeinsam entstehen konnte?

Robert Vorberg: Genau richtig, ob das funktioniert, wird man sehen wenn das Spendenkonto, wenn man da mal reinschaut.

Julia: Es ist generell schwierig, weil ich auch irgendwo an dem Punkt war, wo ich mir gedacht habe, selbst wenn ich etwas Partizipatives machen will vor Ort, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, die Leute abzuholen, weil es gibt schon welche, die sich interessieren, aber dass das Interesse so groß ist, dass ich dann sage „Ich möchte daran teilhaben und ich möchte Teil des Prozesses sein“, das war dann im Endeffekt auch die Entscheidung, um für mich zu sagen, ich mache mal diesen Zwischenschritt mit dieser graphic novel, um da mal dieses Thema zu transportieren. (Anmerkung: Alter Projektstand)

Robert Vorberg: Und wie soll diese graphic novel aussehen?

Julia: Ich möchte eben gerne diesen Ort mit fiktiven Situationen, wie er bespielt werden könnte, was dort passieren könnte, eben so dieser Nährboden für positive Bewegungen, darstellen. Dass das eben ein Platz sein kann, der für Versammlungen, für Veranstaltungen genutzt wird, und diese Szenarien dann grafisch darstellen. Eben dann mit Querverweisen, entweder zu Zitaten von den Interviews oder zu Zitaten von ehemaligen Häftlingen oder von Leuten, die den Holocaust miterlebt haben. Also da auch eben diese Verbindung von Altem als Basis, aber mit dieser Zukunftsvision, was könnte eigentlich Positives daraus entstehen.

Robert Vorberg: Klingt spannend, ja.

Julia: Und im weiteren Schritt fände ich es auch spannend, vor Ort mal ein Projekt zu machen. Die Basis für sämtliche Dinge, die ich vor Ort machen möchte, machen kann, ist ja durch die Diplomarbeit dann schon mal gegeben.

Robert Vorberg: Ja eben, ich glaube genau durch solche Projekte, wie auch immer sie gestaltet sind, das ist lebendige Erinnerungskultur. Wie vorher schon gesagt, das Mahnmal alleine ist wichtig, kann aber nur ein Teil davon sein und muss eingebettet sein, oder sollte eingebettet sein in ein Rahmenprogramm.

Julia: Ich stelle mir auch immer die Frage, wie wichtig ist der Ortsbezug wirklich? Braucht Gedenkarbeit die Orte wirklich?

Robert Vorberg: Es ist zumindest ein Anknüpfungspunkt. Ich glaube, es ist was Anderes, wenn ich die KZ Gedenkstätte Mauthausen besuche, die aus der Niederösterreichischen, Mödlinger, Badner, Wiener Perspektive weit weg ist, was Anderes, als wenn ich sage: „Das ist in meiner unmittelbaren Wohnumgebung, passt“ und ist nicht etwas, das geografisch 100, 200 km irgendwo weg passiert ist, sondern das ist überall passiert und genauso kann es in andere

Form wieder überall passieren. Die Gesellschaft hat sich nach 45 nicht so drastisch gewandelt, leider, dass das auszuschließen ist, dass vergleichbare Tendenzen wieder passieren.

Julia: In Wiener Neudorf, etwas das mich irgendwie rein vom Visuellen fasziniert hat, ist dass da jetzt, weil das Grundstück ja jemandem gehört, ein riesen Zaun drum herum ist. Also das ist ein Maschendrahtzaun.

Robert Vorberg: Ja, das ist natürlich – ich kenn es jetzt nicht, aber ich kann es mir schon vorstellen.

Julia: Meine Überlegung ist, wenn ich vor Ort ein Projekt machen möchte, dann möchte ich auch mit dem Thema Grenze, Ausgrenzung, Abgrenzung arbeiten, weil das so ein starkes Element ist, das damals eine Rolle gespielt hat und jetzt eigentlich an gleicher Stelle wieder da ist. Es geht aber gleichzeitig um die Grenzen im Kopf, die man hat, um die Grenzen, die man zwischen anderen aufbaut, die nicht da sein müssen, die Grenzen, die jetzt wieder überlegt wird, EU-politisch, etc. – also ich finde, das ist ein total spannendes Thema. Und ich finde es schlimm, dass genau dieser Ort wieder so eingezäunt ist.

Robert Vorberg: Und es ist natürlich ein seltsamer historische Bezug. Das, was mir wichtig ist, also das ist jetzt nicht meine Erkenntnis, das haben schon andere herausgefunden, aber beim Außenlager Saurerwerke ist es ganz deutlich: Das Lagerareal, die SS versucht die Häftlinge von der Umgebung, von der Bevölkerung zu isolieren. Das ist eine ganz

wesentliche Aufgabe in der Intention der Nationalsozialisten beim Konzentrationslager, das Ausgrenzen. Das ist aber nur ein theoretisches Konzept, weil es gibt in der Realität Bezüge zwischen dem Umland und den KZ Außenlagern. Im Hauptlager Mauthausen sind die Leute zur Zahnbehandlung hinauf, aus der Umgebung, das Lager ist beliefert worden mit Nahrungsmitteln, von Firmen aus der Umgebung, genauso auch im Außenlager Saurerwerke, es hat Liebesbeziehungen gegeben zwischen Frauen aus der Umgebung und Mitgliedern der Wachmannschaften und solche Dinge. Also das Konzentrationslager selber und die KZ-Außenlager noch mehr, die sich in unmittelbarer Wohnumgebung, also Mauthausen liegt ja zumindest räumlich isoliert, aber die Außenlager eh auch so, also Wiener Neudorf, ich weiß jetzt nicht, das war ja damals Industrieareal, aber viele dieser Außenlager befinden sich in Wien, befinden sich im Ortsgebiet, direkt.

Julia: Und es gab ja auch die Wege zwischen Arbeitsort und zwischen Lager...

Robert Vorberg: Richtig, genau. Also da gibt's ganz verschiedene Bezüge, das ist nicht etwas, was vollkommen unsichtbar war.

Julia: Stimmt. Ich glaube im Grunde war es das.

Robert Vorberg: Ich hoffe, ich habe geholfen.

Julia: Ja, natürlich, danke schön!

Robert Vorberg: Bitte schön!

Sechs

« Man wird immer mehr darüber
erfahren, weil wir mit der Zeit völlig
ungezwungen daran gehen können »

Herbert Janschka

6

Herbert Janschka

Bürgermeister Wiener Neudorf
Liste Janschka-ÖVP- Unabhängige

6

*Sechstes Kapitel*Interview mit Herbert Janschka

Februar 2016

Julia: Wir hatten damals mit dem Jugendgemeinderat schon mal dieses Bestreben, eine Ausstellung zu machen, und das ist dann wieder im Sand verlaufen. Ich habe jetzt Architektur studiert die letzten Jahre und war jetzt eben dabei, das Thema auszusuchen, zu dem ich arbeiten möchte, und da ist mir die Auseinandersetzung mit diesem Bereich wieder eingefallen. Und eben gerade hier, in Wiener Neudorf und Neu Guntramsdorf, find ich persönlich sehr spannend, weil es mitten im Industriegebiet ist, weil's doch eine ganz andere Nutzung und Lage hat als andere KZ-Außenlager, und da wird jetzt meine theoretische Diplomarbeit darüber geschrieben. Und ich hätte einfach ein paar Fragen, wie Sie dazu stehen.

Herbert Janschka: Wie kommt man von der Architektur auf dieses Thema?

Julia: Naja, es ist ein sehr städte-bauliches Thema in dem Fall, weil es im Spannungsfeld von Nutzung als Industriegebiet und Gedenkort liegt. Eigentlich könnte man es ja auch für Gedenk-Kultur oder für Gedenkarbeit, nutzen. Ich mach die Arbeit am Kunstinstitut, d. h. es wird wahrscheinlich im letzten Schritt eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem Thema geben, Richtung Denkmal, temporäre Installation.

Herbert Janschka: Sehr gut, toll.

Julia: Ich möchte da eben auch die Verknüpfung der geschichtlichen Situation mit „Wie ist es heute, was hat das heute für eine Bedeutung für die Menschen in der Umgebung“ hinbekommen. Was hat es da für Auswirkungen gegeben, wie wirkt sich's auf die Gemeinden aus, oder auf die Gemeindepolitik.

Herbert Janschka: Und da haben Sie einige Fragen für mich vorbereitet.

Julia: Genau, so viele sind es aber eh nicht.

Herbert Janschka: Und wohin hat es Sie verschlagen?

Julia: Nach Wien, in den 5. Bezirk .

Herbert Janschka: Na, das ist eh nicht weit.

Julia: Gleich zum Einstieg wäre meine Frage, wie Sie die Gedenkarbeit in Wiener Neudorf wahrnehmen, ob Sie das als gut funktionierend empfinden, ob es holprig ist – auch die Arbeit zwischen den beiden Gemeinden Wiener Neudorf und Guntramsdorf. Wie ist diesbezüglich Ihre Einschätzung?

Herbert Janschka: Ich muss zugeben, dass die Arbeit an sehr wenigen Personen hängt, die Intensität geht eigentlich von den Herren Gangoly und Lorenz aus, die Namen werden sie schon gehört haben. Sie sind eigentlich das gute oder schlechte Gewis-

sen, das uns immer auf dieses Thema aufmerksam macht. Natürlich krieg' ich das sehr oft mit, weil ich in der Nähe der Gedenkstätte in Wiener Neudorf wohne und sehr oft vorbeifahre oder gehe und deshalb immer daran erinnert werde. Aber bewusste Aktionen sind nicht der Fall. Wir haben immer wieder Aktivitäten. Jetzt war gerade eine Gedenkfeier, zu der wir auch Gäste aus Polen eingeladen haben, im Freizeitzentrum. Also ich würde sagen, 2-3 Veranstaltungen größeren Umfangs finden statt, aber nicht permanent. Ich bin übrigens sehr froh, dass die Errichtung des Mahnmals von Arik Brauer unter meinem Vorgänger gelungen ist, Wir werden es auch noch schöner gestalten. Mir gefällt das von der Gestaltung mit der grünen Plane überhaupt nicht, wir sind schon mit dem neuen Grundeigentümer, der die Liegenschaft dahinter gekauft hat, schon im Gespräch. Das werden wir das ein Bisschen großzügiger, ein bisschen schöner noch gestalten.

Julia: Sehen Sie die Gedenkarbeit in Wiener Neudorf als wichtig, sehen Sie das als Motor, oder eher vernachlässigbar?

Herbert Janschka: Ich finde das ganz, ganz wichtig. Wir haben eine ganz eigenartige Reaktion der Bevölkerung, je jünger das Publikum in Wiener Neudorf ist, zumindest hab ich das so mitbekommen, um so lieber und intensiver beschäftigt man sich mit diesem Thema. Umso überraschender ist es auch für viele, dass das hier überhaupt war. Das weiß ja fast keiner. Eigenartigerweise haben wir viel Kritik von älteren Personen gehabt, die die Vergangenheit eigentlich ruhen lassen möchten. Negative Kritik haben wir eher von denen, die diese Zeit miterlebt haben, die nicht daran erinnert werden wollen, weil sie schlimme und grauenvolle Erinnerungen haben. Vielleicht auch weil sie doch manches in Wiener Neudorf mitbekommen haben. Und es hat ja Jahrzehnte gegeben, wo das totgeschwiegen wurde, als hätte es dies nie gegeben und es gab auch die Gerüchte, dass das alles nicht stimmen würde. Ich

hab die Zeit, genau wie Sie ja nicht miterlebt, nur ich kann mir nicht vorstellen, wenn hier Hunderte Menschen jeden Tag unterwegs waren, wobei damals alles nicht so dicht verbautwar , aber irgendwo denk ich mir muss man das mitbekommen haben, irgendwer muss das gesehen haben, muss etwas gefragt haben, was ist da los. Ich glaube schon, dass viele das einfach verdrängen wollen. Und bei den Jungen habe ich glücklicherweise sehr viel Verständnis und auch sehr viele positive Reaktionen erhalten. Bei mir war das auch nie ein Thema im Geschichtsunterricht, Heimatkunde, oder Sachunterricht. Das war nie ein Thema, vielleicht hat's der Lehrer aber auch nicht gewusst. Ich bin ein 60er Jahrgang, für mich ist die Zeit des Zweiten Weltkriegs auch nicht eine, die ich persönlich miterlebt habe. Unsere Generation geht da auch mit anderen Gesichtspunkten heran.

Julia: Es ist für uns leichter, weil wir eine gewisse Distanz dazu haben. Wir haben auch nicht diese Schuld., weil vielleicht ein Elternteil involviert war, weil die ja auch schon eine ganz andere Generation sind. Umso mehr ist es wichtig, das Thema ins Heute zu transportieren. Würden Sie es als persönliche Anliegen bezeichnen, oder ist es etwas, was für Sie ok ist, wenn's passiert, aber es ist jetzt nicht eine Herzensangelegenheit?

Herbert Janschka: Ja, es ist schon eine Herzensangelegenheit. Also ich glaube, dass das, was damals passiert ist, das darf nicht mehr passieren. Wir merken ja mittlerweile dass in Europa ja wieder eine gewisse Fremdenfeindlichkeit und das nationalistische Denken wieder greift, weil wir einfach unfähig sind, eine europäische Kultur oder Politik zu machen. Und wir haben ja wieder Feindbilder. Es waren einmal Juden, es waren einmal die Fremdarbeiter, dann einmal die Polen, jetzt sind's die Syrer. Irgendwo bauen wir immer wieder Feindbilder auf, ich hoffe, dass es nicht wieder so enden wird, also ich bin mir sicher dass es nicht so enden wird, wie vor 70-80 Jahren. Aber ich glaube trotzdem, dass man daran erinnert werden muss wie leicht sowas

überschwappt. Wenn man sich mit Geschichte beschäftigt, dann war ja diese Gegnerschaft zu den Juden am Anfang Zeitungsartikel. Irgendwann einmal passiert daraus ein wahnsinniges Unglück und Verbrechen. Ich glaube da müssen wir schon höllisch aufpassen, dass wir nicht alle wieder verallgemeinern. Weil mittlerweile haben, das nehme ich wahr, viele vor einem unbegleiteten minderjährigen Syrer oder Afghanen panische Angst, weil das ein potentieller Vergewaltiger sein könnte. Also da müssen wir aufpassen. Und ich glaube schon, dass es wichtig ist, dass wir durch solche Skulpturen oder Mahnmäler immer wieder daran erinnert werden. Und damit zurück zum Mahnmal. Diese Zeit des Nationalsozialismus gehört einfach zu unserer Geschichte dazu, auch zur Geschichte von Wiener Neudorf, und wir müssen uns damit beschäftigen. Da haben wir eine Verantwortung und auch eine Verantwortung des Nicht-Vergessens.

Julia: Die Geschichte der Gemeinde – ich habe einige Chroniken gesehen, ich war bei uns im Archiv – da ist es genauso, wie Sie sagen, niemand weiß es, auch in den Chroniken existiert die Zeit von 38 bis 45 ja quasi nicht. Wäre das für Sie ein Thema, dass man sagt, wir ergänzen das oder wir überarbeiten das? Um mit dieser Ehrlichkeit zu sagen, wir können nichts dafür, aber es ist passiert, und wir stehen dazu, was passiert ist.

Herbert Janschka: Ja, da bin ich absolut dafür. Ich weiß nicht, wie Ihr Geschichtsunterricht abgelaufen ist, bei dem von meinen Töchtern kann ich mich auch nicht mehr genau erinnern, aber unser Geschichtsunterricht hat eigentlich mit Beginn des Ersten Weltkriegs geendet.

Julia: Nein, das war bei uns schon anders.

Herbert Janschka: Ich glaube, diese Zeit wird immer mehr zur Geschichte werden, und man wird immer mehr darüber erfahren, weil wir mit der Zeit völlig ungezwungen daran gehen können. Bei uns

war das Problem, dass unsere Lehrer diese Zeit noch miterlebt haben, bei euch war vielleicht so, dass die Eltern der Lehrer diese Zeit miterlebt haben. Mittlerweile wird man über das Thema genauso objektiv berichten können, wie über die alten Römer. Ich glaube, dass es hoch an der Zeit ist, und wir versuchen das auch. Und ich denke, die Idee mit der Chronik ist ein guter Hinweis.

Julia: Mir ist es nur kontinuierlich aufgefallen, bei allen Überarbeitungen ist dieses Thema irgendwie, und ich hab dann auch in den Archiven von unserer Gemeindezeitung ein bisschen durchgeblättert. Auch in den 50ern, da gab's dann Themen wie – abgesehen dass es auch sehr lustig war sich das anzusehen – es gab dann auch Themen wie "Die Straßen beim Areal werden neu benannt", aber nur dass sie neu benannt werden, und nicht warum hier der Bedarf da ist, dass die Straßen neu benannt werden. Also es ist alles ein bisschen angeschnitten, aber nie richtig, und da ist mir dann aufgefallen, dass das Thema nie reflektiert betrachtet wird.

Herbert Janschka: Ja, da haben Sie Recht. Aber vielleicht ist das ein guter Anstoß, dass man da einmal ein größeres Werk in Auftrag gibt. Aber vielleicht haben Sie da nun mehr sowieso schon einige Grundlagen geschaffen.

Julia: Ja, ich habe da schon viel gefunden.

Herbert Janschka: Also vielleicht können wir dann Ihr Werk miteinbeziehen, also kein Problem. Also für mich ist es schon ein Herzensanliegen. Aber nochmal, die Diskussion mit den älteren Mitbürgern kommt auch für mich überraschend, ich hätte nämlich geglaubt, dass es gerade bei dieser Generation auf mehr positives Echo fallen wird.

Julia: Ich denk mir auch, was ich aus Berichten so kenne, gerade aus Ausschwitz oder Mauthausen von Überlebenden, gerade da ist es ganz wichtig, das immer wieder aufzuzeigen, damit es eben nicht

nochmal passiert. Ich glaub's, da ist aber gerade der ältere Teil der Bevölkerung in Österreich gespalten in die Opfer-Täter-Rolle. Sich einzugestehen, "ich habe nicht hingeschaut", fällt dann schon schwer. Ich will auch niemandem vorwerfen, ich denke, wir haben nicht das Recht, jemandem, der zu der Zeit gelebt hat, zu sagen, warum habt ihr und wieso – ich wüsst ja selber nicht, wie ich in dieser Situation reagiert hätte. Aber ich kann mir schon vorstellen, dass es da problematisch wird für manche.

Herbert Janschka: Aber diese Zeitzeugen werden eben auch immer weniger. Also worüber ich mich oft ärgere, ist dass man jetzt plötzlich drauf kommt, dass 95-jährige Kriegsverbrecher waren, aber das ist scheinbar nicht nur ein Wiener Neudorfer Problem, sondern die ganze Welt hat zig Jahre zugeschaut, und jetzt plötzlich findet man noch ein paar Täter. Wo waren die vor 50 Jahren? Die müssen ja auch da gewesen sein. Es ist schon sehr eigenartig. Da gebe ich Ihnen Recht, Österreich war sehr lang in dieser, auch heute noch in diesem Zwiespalt „Was waren wir eigentlich?“ Sicher waren wir die ersten Opfer, aber ich glaube, sehr viele waren auch sehr gerne Opfer.

Julia: Ich habe mich jetzt auch in der Recherche viel damit beschäftigt. Durch die Waldheim Affäre, da war der große Bruch innerhalb Österreichs – bis dahin war es so: „Wir sind die Armen, die Opfer.“ Und erst dann wurde das Bewusstsein geschärft, natürlich hat die Bevölkerung darunter gelitten, und Österreich war auch Opfer, aber nicht „NUR“ Opfer, und vor allem gab es auch mehr als genug Täter.

Ich glaube, das ist auch in der Gedenkarbeit, auch in der Art wie man mit Denkmälern und Mahnmälern umgeht, ein Aspekt: dass da von der Thematik her, dass da konzeptionell ganz anders heran gegangen wird als früher. Da war es so, für Deserteure war es früher undenkbar ein Mahnmal zu machen. Das wäre ein Affront sondergleichen gewesen, das ändert sich glücklicherweise auch. Das ist wichtig.

Herbert Janschka: Was mich bei der Diskussion in Wiener Neudorf immer sehr, sehr stört – Sie kennen ja das Mahnmal, vielleicht wissen Sie's sowieso – aber dieses Mahnmal heißt bei uns im Volksmund „der Skispringer“. Das ist für mich sehr entwürdigend und abwertend. Die Aussagen „Warum müssen's da unbedingt so einen Skispringer hinstellen“ oder „Treff“ ma uns beim Skispringer“ sind vielleicht für manche lustig gemeint, was mir aber irgendwie schon ein bisschen weh tut. Ich glaube, dass viele dahinter stehen, aber viele das Gedenken total ablehnen.

Julia: Auch durchaus von oben?

Herbert Janschka: Das tut mir auch ein bisschen weh, wenn ich oft mit Leuten spreche, da muss ich manche wirklich zurechtweisen, da heißt's immer, dass ich keinen Humor habe, aber okay, dann habe ich halt in diesem Sinne keinen Humor.

Julia: Rein von der künstlerischen Ausformung her, gibt es da viele Fragen in die Richtung „Wieso schaut denn das so aus wie's aussieht“?

Herbert Janschka: Schon, ja. Für mich passt die, persönlich jetzt, die Dimension nicht ganz. Für mich ist diese Skulptur ein wenig zu klein geraten für diesen Sockel, vielleicht auch absichtlich, vielleicht wollte der Künstler den Menschen, die Wertigkeit des Menschen, die scheinbar damals nicht groß gewesen ist, einfach so darstellen. Ich hätte mir doch eher was Auffälligeres gewünscht. Für mich stimmt die Proportion nicht ganz. Aber sonst finde ich's sehr gelungen.

Julia: Von der Positionierung her, hätten Sie auch diesen Ort gewählt?

Herbert Janschka: Ja, es ist der richtige Ort, weil's ja genau das südliche Ende des KZ's war. Der Platz gehört auch der Gemeinde, weiter nördlich ist es Privatbesitz. Aber trotzdem müssen wir jetzt weiter

schauen, dass es nicht einfach so lieblos hingestellt wirkt. Der Platz gehört nach hinten weiter ausgebaut, aber da bin ich mit dem neuen Eigentümer schon im Gespräch, dass wir das in den nächsten 1-2 Jahren schöner gestalten. Insgesamt denke ich schon dass der Platz gut geeignet ist, es ist ein sehr auffälliger Platz, wo sehr viele Leute auch vorbei kommen, zwischen Freizeitzentrum und Volksschule. Es ist die Ein- und Ausfahrtsstrecke für viele Neudorfer ist, also man bekommt das schon mit.

Julia: Also ich denke, es steht zwar im öffentlichem Raum, aber es ist nur ein Durchzugsplatz. Es wäre schön, wenn das Denkmal integriert wäre in den öffentlichen Raum, wo die Leute auch ein bisschen verweilen, wo man Bänke hat zum Sitzen.

Herbert Janschka: Vielleicht schaffen wir das. Da haben Sie natürlich Recht. Wenn ich das im Rathauspark mache, wär das ein bisschen gescheiter gewesen.

Julia: Natürlich, es ist vom Platz und vom Konzept und der Idee her total richtig. Aber vielleicht schafft man es auch, den Platz ein bisschen größer zu machen, dass die Leute auch sitzen bleiben können.

Herbert Janschka: Das ist etwas, wo wir auch hindenken.

Julia: Von der künstlerischen Annäherung her, persönlich, wie gefällt es Ihnen? Abgesehen von den Proportionen?

Herbert Janschka: Ja, ich find es richtig, dass man sich einen renommierten Künstler genommen hat und nicht jemand anderen. Arik Brauer hat diesen bekannten Ruf Kunst ist immer ambivalent, dem einen gefällt's, dem anderen nicht. Die Reaktion der Bevölkerung ist, dass es den meisten nicht gefällt, das muss ich schon sagen. Den wenigsten, mit denen ich gesprochen habe, gefällt es.

Julia: Und die Tatsache, das Arik Brauer involviert

war, wird das wiederum geschätzt, ist da überhaupt ein Bewusstsein dafür da, oder ist es egal?

Herbert Janschka: Arik Brauer steht natürlich für die jüdische Bevölkerung. Das war aber kein jüdisches KZ Vielleicht wär's auch richtiger gewesen, einen polnischen Künstler zu fragen, weil ja sehr viele Polen im Lager waren, also ich schätze Arik Brauer sehr, nicht nur als Bildhauer, mehr noch als Maler und Musiker, aber ich denke, es war richtig, einen renommierten Künstler zu nehmen, zu dem stehe ich, und ich glaube, er hat es gut getroffen.

Julia: Und die Diskussionen im Gemeinderat, als der Vorschlag da war, wie haben Sie die wahrgenommen, war das sehr problematisch, war da eigentlich recht schnell eine positive Stimmung diesbezüglich?

Herbert Janschka: Ich kann mich jetzt nicht mehr ganz genau daran erinnern, aber ich glaube, es war nicht einmal eine Debatte.

Julia: Also es gab nicht einmal irgendwelche Akteure in dem Kontext, die gemeint haben, „Wieso brauchen wir das?“, „Wieso steht das überhaupt zur Diskussion?“.

Herbert Janschka: Nein, diese Diskussion gab es nicht.

Julia: Das kommt ja in machen Orten auch vor, dass es da von der Politik her Aspekte gibt, die schwierig sind.

Herbert Janschka: Diese Diskussion gab es in Wiener Neudorf nicht. Ich muss auch sagen, dass wir sehr vernünftige Vertreter der FPÖ in Wiener Neudorf haben. Das sind keine Hardliner, also was ich mich erinnern kann, war das überhaupt kein Thema.

Julia: Ich hätte ihn auch kontaktiert, ob er mal Zeit hat, vielleicht wenn Sie ihm mal über den Weg laufen, dass Sie ihm einen Schubs geben, dass er sich zurück meldet. Ich hab ihm schon geschrieben,

vielleicht hat er es übersehen.

Herbert Janschka: Vielleicht tut er sich auch schwer, seine persönliche und die Meinung, die er durch die Partei hat, ich weiß es nicht...

Julia: Umso interessanter wäre das Interview auch. Sie wollte ich noch fragen, ob Sie in den Jahren im Vergleich eine starke Veränderung auch in der Wahrnehmung der Bevölkerung feststellen konnten, Sie waren ja vorher schon mal Bürgermeister, dann war der Herr Wöhrleitner, also da gab's diesen Wechsel, hat sich da viel geändert in diesem Zeitraum, auch dass es überhaupt Thema war, also ich kann mich nicht erinnern, dass, als ich 16, 17 war, ich weiß nicht mehr, wie ich auf das Thema gekommen bin, aber für mich war das damals so ein großes „Was?“. In der Gemeinde oder so haben wir nie davon gehört, jetzt gibt's ja den Gedenkverein, der da sehr aktiv arbeitet.

Herbert Janschka: Oh ja, das Gefühl hab ich schon, Sie werden wissen, ich hab' ja an vorderster Front gegen die Verbauung dieses Gebiets im Norden gekämpft. Und da hab ich einen Hinweis bekommen, Anfang der 90er Jahre „Du, da war ein KZ, oder Vernichtungslager, irgendwas war da“. Dann hab ich ein wenig recherchiert, da hab ich ein paar Hinweise gefunden und bin auf die Suche gegangen und hab' mit älteren Leuten gesprochen in Wiener Neudorf. Eine Dame, Frau Geritz, war die Einzige, die mit mir offen gesprochen hat, die hat da in der Linke Gasse gewohnt, das war in den Augen der anderen immer eine „Spinnerin“. Da habe ich einiges erfahren, ansonst war absolutes Stillschweigen. Ich habe nichts herausgefunden übers Land Niederösterreich. Weil ich wollt ja diese Verbauung der SCS-Erlebniswelt auch durch dies verhindern. Wir können ja nicht, da hat ja die SCS eine Erlebniswelt geplant, wir können ja nicht einen Wurschtel-Prater hinstellen, wo Leute zu Tode gekommen sind. Es haben nahezu alle geblockt. Vielleicht habe ich auch nicht diese Akribie gehabt, um genau zu wissen, wo muss

ich überall suchen. Aber wir sind beim Land, der Gemeinderatskollege Lintner und ich, wir sind beim Land von Archiv zu Archiv, auch der Dr. Janetschek, der damals unser Archivar war, hat fast nix gefunden, ist aber Zeithistoriker. Es hat dann aber offenbar sehr viele Jahre gedauert, bis eben die Zeit reif war. Als ich Bürgermeister war, 2000 bis 2005, war's kein Thema, überhaupt kein Thema, wir haben nichts herausbekommen, auch in den 90er Jahren nicht.

Und scheinbar ist es dann aber Schlag auf Schlag gegangen. Da hat sich diese Gruppe in Guntramsdorf gebildet, man hat dann nachweisen können, dass das Lager dort zerbombt wurde. Dann war das Lager da, das hat man nicht mehr leugnen können und dann ist sehr viel aufgebrochen. Es ist aber, glaube ich, nicht unbedingt ein Hauptthema in Wiener Neudorf. Dass wir jetzt so wie Ausschwitz oder wie Mauthausen deshalb ein Inbegriff zu dieser Zeit geworden wären, das hätte ich so nicht miterlebt.

Julia: Das wär auch meine nächste Frage: Sehen sie die Tatsache, dass das in Wiener Neudorf passiert ist, dass wir dieses Konzentrationslager in Wiener Neudorf hatten, haben Sie das irgendwie einerseits als negativ empfunden, weil eben z. B. ein Ort, an dem so etwas passiert ist, sollte eben nicht für einen Vergnügungspark benutzt werden, und ist damit ein bisschen eine Wirtschaftsbremse, könnte man sagen, auf der anderen Seite gibt's ja durchaus diesen Kulturtourismus dahinter, Leute interessieren sich dafür, kommen her, das kurbelt die Wirtschaft auf der anderen Seite wieder an. Hätten Sie das positiv oder negativ oder als „Schandfleck“ für Wiener Neudorf gesehen?

Herbert Janschka: Ich seh's weder positiv noch negativ, es gehört zu unserer Geschichte dazu. Das was uns von anderen unterscheidet, wir haben ja nichts mehr. D.h. Mauthausen oder Ausschwitz, da gibt's noch Ruinen, das gibt's ja bei uns nicht mehr, das ist alles dem Erdboden gleich gemacht. Am Palmers-Gelände, da findetman nichts mehr. D h.

es kann so ein Tourismus kaum entstehen, weil man ja eigentlich vor einer leeren Wiese steht, und sagt: Da war's einmal. Das Zeichen, das mein Vorgänger Christian Wöhrleitner mit dem Mahnmal gesetzt hat, über das ich ihm sehr dankbar bin, das wird es wahrscheinlich gewesen sein. Aber Sie haben Recht, ich sehe eigentlich kaum einmal jemanden hinpilgern, kaum jemanden, der Blumen dorthin bringt, wie es bei andern Gedenkstätten der Fall ist. Ja, es gehört rudimentär zu unserer Geschichte dazu, aber sehr, sehr latent, würde ich sagen. Ich glaube aber nicht, dass so ein Kulturtourismus entstehen wird. Eine polnische Delegation kommt 1-2 Mal im Jahr, die besuchen einige Gedenkstätten. Sie fahren nach Auschwitz, nach Mauthausen und kommen traditionell bei uns vorbei. Ja, aber das war es eigentlich. Ich weiß auch gar nicht, ob es sehr viel Sinn macht, dass wir von der Gemeinde aus einen enormen Fokus darauf legen. Aber wir müssen sicherlich Aktionen setzen, dass es nicht in Vergessenheit gerät und dass auch dieses Mahnmal nicht irgendwie in Vergessenheit gerät.

Julia: Da komme ich eh zur nächsten Frage, von der Nutzung her, wie würden Sie sich vorstellen, dass der Platz genutzt wird, gerade dahinter, wo's dann weiter zum Palmersgelände geht?

Herbert Janschka: Ich stelle mir schon vor, dass das Mahnmal dann nicht ganz hinten steht, sondern schon irgendwo in der Mitte des Platzes. Es ist aus meiner Sicht ein guter Gedanke, dass man das nach hinten so weit wie möglich ausweitet, das haben wir im Detail noch nicht genau überlegt. Das, was ich mit dem neuen Eigentümer besprochen habe, war „Wir müssen das hinten besser gestalten“. Aber wir werden mit ihm reden, ob man das nicht noch weitläufiger machen kann, und es vielleicht doch die Möglichkeit gibt, dass jemand sich hinsetzen und gedenken kann. Diese Möglichkeit hab ich eigentlich derzeit kaum, ich kann vorbei gehen und stehen bleiben und geh dann weiter. Die Möglichkeit, dort wirklich nachhaltig zu gedenken hab ich derzeit nicht. Und vielleicht wird man das schaffen.

Julia: Ich habe auch die Diskussion über den Bildungscampus mitbekommen in der Gemeinde, ich muss sagen, ich persönlich finde das gerade dort einen sehr guten und einen sehr treffenden Platz. Genau dieser Aspekt von Geschichte soll irgendwie ins Heute transportiert werden – wie passiert das? Durch Bildung, und gerade Campus ist ein Gelände, wo's viele öffentliche Plätze gibt, wo man sitzen kann und wo sich auch Gedenkarbeit sehr gut rein integrieren lassen würde, also ich weiß, das ist gerade in Wiener Neudorf ein heikles Thema.

Herbert Janschka: Aber überhaupt nicht.

Julia: Ich habe die Gemeinderats-Protokolle gelesen, da habe ich das Gefühl, dass das immer wieder sehr –

Herbert Janschka: Na, zu dem noch zurück: Wir haben niemanden, der das finanziert, das Bildungsministerium sagt „Kein Bedarf“. Wenn ihr euch ein Privatgymnasium als Gemeinde leisten wollt, dann baut es. Das Problem, das wir haben, ist, dass wir die 35 Millionen, die das kostet, nicht haben. Und ich sehe mich als Bürgermeister nicht geeignet, ein Privatgymnasium zu unterhalten, Lehrer anzustellen und ich glaube auch nicht, dass das es Aufgabe einer Gemeinde ist, ein Gymnasium zu betreiben.

Julia: Aber wäre die finanzielle Thematik nicht da? Von der Nutzung her, ein Bildungscampus?

Herbert Janschka: Dann wäre es durchaus interessant. Wir haben zwei Dinge, die wir berücksichtigen müssen: Das Erste wäre das Finanzielle. Und das Zweite ist: So ein Campus wird in etwa 700 bis 800 Schüler haben. Wir haben dort sehr große Verkehrsprobleme. Wir werden ganz, ganz schwer diese Kids und diese Jugendlichen dort hin bringen. Das ist unser zweites Problem. Aber würde man diese zwei Dinge lösen, wäre es ein perfektes Gelände.

Julia: Ich habe mir das im Zuge dieser Arbeit auch

schon überlegt, was kann man dort hinstellen, oder wie kann man solche Plätze in weiterer Funktion auch der Bevölkerung zurückgeben. Wenn man das mit Bedacht macht, dann kann man diesen Raum auch in ein Licht rücken, dass man bewusst mit der Vergangenheit umgeht, aber dass der Raum eben trotzdem der Bevölkerung zur Verfügung steht. Und da finde ich einen Bildungscampus vom konzeptionellen Gedanken her eigentlich einen wunderbar geeigneten Zweck, gerade dort.

Herbert Janschka: Natürlich, aber wir werden die finanzielle Hürde nicht nehmen können, weil das Ministerium schon abgeblockt hat, Auch das Land hat abgeblockt. Also es müsste ein Privatgymnasium werden, wo es aber keinen Betreiber derzeit gibt. Wir haben keinen gefunden, der gesagt hat:

Ja bauen wir. Die Gemeinde wird es nicht heben können und auch nicht wollen. Ich kann auch von der Gemeindestube aus kein Gymnasium leiten, ich bin kein Pädagoge, ich kann das nicht betreiben. Und das Zweite ist einfach, dass die Topografie dort sehr schwierig ist. Aber auf der finanzielle Komponente liegt sicher das Hauptaugenmerk.

Julia: Wenn es die Nutzung nicht wird, was können Sie sich vorstellen? Eine Fabrik hinzustellen?

Herbert Janschka: Also, gehören tut es der Raiffeisen Immobilien Leasing, das ist der Grundeigentümer – und schlussendlich muss der Grundeigentümer überlegen, was er machen möchte. Ich nehme an, dass es eher Richtung Wohnbau gehen wird.

Julia: Immer noch die beste Lösung?

Herbert Janschka: Also das ist Sache des Eigentümers, ich kann dem Eigentümer nicht vorschreiben, was er dort macht.

Julia: Man kann sich trotzdem in die Diskussion involvieren.

Herbert Janschka: Natürlich, das werden wir auch. Wir haben eine Bausperre gerade in Wiener Neudorf. Wir konzipieren den ganzen Ort und es wird dort nichts Großartiges hinkommen können, weil wir verkehrstechnisch zu sind und alles dem Verkehrsthema unterordnen müssen. Man muss dieses Gebiet aber im Zusammenhang mit der Umgebung sehen und außerdem ist es ja irgendwie das Einfahrtstor nach Wiener Neudorf.

Julia: Es ist ja auch kein sehr schönes im Moment.

Herbert Janschka: Genau, und es muss einfach schön werden. Auch wenn Wiener Neudorf in der SCS anfängt, richtig in Wiener Neudorf angekommen ist man eigentlich erst dort.

Julia: Gefühlsmäßig, ist man's erst hier (Anmerkung: Im Ortszentrum beim Gemeindeamt). Und es ist trotzdem der Übergang von dieser Gstettn, von der ich weiß, wie wir damals mit der Volksschule dort noch gearbeitet haben und so ein Bio-Projekt gestartet haben, und das geht halt nahtlos von dieser brachen Wiese über, da ist der Palmers, dann kommt die Fabrik und dann kommt Wohnsiedlung, dann kommt die Schule.

Herbert Janschka: Ich stimme zu. Wir versuchen dort wirklich eine bessere Gestaltung. Wir haben die Grünfläche um den neuen Wohnbau, vis a vis von der Kammfabrik, noch nicht gestaltet. Wir wollten das eigentlich alles aus einem gestalten, haben aber gesagt, lass ma's lieber 1-2 Jahre noch eine naturbelassene Gstettn und dann überlegen wir uns dort was.

Julia: Bevor man einen unüberlegten Schnellschuss macht.

Herbert Janschka: So ist es. Und – wie gesagt – es ist das Eintrittstor nach Wiener Neudorf, wo jeder das Gefühl haben soll: Jetzt bin ich im Ort herinnen. Und da soll jeder wissen: Das ist ein schöner Ort.

Julia: Es ist städtebaulich spannend, mit den Gemeinden im Industriegebiet zu arbeiten. Das ist sowieso, denke ich, eine Herausforderung, von den Industriegebieten zu den alten Stadtkernen.

Herbert Janschka: Aber das wäre ja gerade für Architekten spannend, weil in Laab am Walde irgendwas zu bauen, wäre ja einfach.

Julia: Genau, eine Herausforderung. Da auch alle Bedürfnisse zu erfüllen, die der Industrietreibenden, der Bevölkerung, die, die den Ort nur als Durchfahrt verwenden.

Herbert Janschka: Genau, das ist politisch spannend, das ist architektonisch spannend, das macht Wiener Neudorf interessant.

Julia: Und noch dazu ein so historisch bedeutender Fleck mitten in der Gemeinde. Genauso wie im Industriegebiet in Neu Guntramsdorf, bei der Stelle. Ich finde, das ist sehr spannend, jetzt sind die Schafe darauf. Man kann nichts Großes hinzubauen, das wird von der Bevölkerung, denke ich, nicht positiv aufgenommen, wenn da die dementsprechende Gedenkarbeit gleichzeitig passieren soll.

Herbert Janschka: Das sehe ich genauso.

Julia: Sie haben sicher noch ein größeres Problem als wir in Wiener Neudorf, weil dorthin zu marschieren, das ins Leben zu integrieren, ist sicher schwierig.

Herbert Janschka: Ja, es ist ziemlich ab vom Schuss. Obwohl ja dort noch viel Historisches da ist.

Julia: Dort ist noch viel Bausubstanz, das macht es interessant. Ich finde beide Grundstücke, auch das sie beide so verbunden sind, geschichtlich – ich finde es spannend, und ich kann mir auch nicht anmaßen, zu sagen, ich finde im Zuge dieser Arbeit DIE Lösung. Ziel wäre es, eine ideale Lösung zu finden. So, und das ist meine nächste und wahrscheinlich

auch letzte Frage. Da ich eben ein künstlerisches Projekt zu dem Thema machen werde, wäre in der Gemeinde das Interesse da, bei einem partizipativen Kunstprojekt mit der Bevölkerung mitzumachen, da den Platz zu Verfügung zu stellen?

Herbert Janschka: Na selbstverständlich, liebend gerne. Nur kann ich mir unter einem partizipativen Kunstprojekt noch gar nichts Genaues vorstellen.

Julia: Ich muss Ihnen ganz ehrlich sagen, ich kann Ihnen noch überhaupt keine Richtung sagen, weil ich für mich beschlossen habe, ich möchte den theoretischen Teil machen und dann werde ich mich an die kreative Umsetzung machen. Es kann sein, dass es eine Installation wird, dass Leute ihre Meinung dazu kundtun können, dass es eventuell auch auf dem Internet basiert. Ich habe noch keine Ahnung.

Herbert Janschka: Also, wir sind an Bord.

Julia: Also eben temporär, vielleicht auch irgend-etwas, das gleichzeitig hier und in Guntramsdorf passieren wird, das ist für mich noch nicht alles ganz klar. Aber eine Auseinandersetzung mit der Bevölkerung fände ich sehr spannend. Ich denke, dass Gedenkarbeit auch als Motor für eine Stadt verwendet werden kann, dass sich die Leute auch mit ihrem Ort auseinander setzen und mit ihrer Geschichte. Ein bewussterer Zugang, wie funktioniert ein Raum, was erwartete ich von einem Raum, weil viele Menschen wohnen hier, ärgern sich über viele Dinge, sind sich aber nicht bewusst, was ärgert. Und da finde ich, kann man das gut verwenden für die Bewusstseinsbildung.

Herbert Janschka: Ja, ein guter Gedanke. Wie gesagt: Wir sind dabei.

Julia: Dann würd ich da wieder auf die Gemeinde zu kommen, wenn es soweit ist und mein theoretischer Teil abgeschlossen ist. Das war es vorerst, danke.

Sieben

« Wenn eine Gemeinde heutzutage
ein Grundstück hält, dann muss sie
es in irgendeiner Form entwickeln »

Robert Weber



Robert Weber

Bürgermeister Guntramsdorf
SPÖ

7

*Siebentes Kapitel***Interview mit Robert Weber**

Februar 2016

Julia: Ich wollte Sie generell mal fragen, wie Sie die Gedenkarbeit hier in Guntramsdorf bzw. auch in Zusammenarbeit mit Wr. Neudorf wahrnehmen. Ist es so, wie Sie sich es wünschen, sehen Sie es problematisch?

Robert Weber: Nein. Also zunächst einmal, unser KZ-Gedenkverein hat letztes Jahr ein Jubiläum gefeiert, das 10-jährige Gründungsjubiläum. Ich glaube, dass sich die dort ehrenamtlich Tätigen, die sich auch rund um die Pfarre Neu-Guntramsdorf - Guntramsdorf hat ja zwei Pfarren, eine im Alt-Teil, eine im Ortsteil Neu-Guntramsdorf, und auch das ehemalige Flugmotorenwerk, um das es ja geht, das Gelände selbst befindet sich im Ortsteil Neu-Guntramsdorf - und da haben sich sehr engagierte Personen getroffen, die diesen Verein seinerzeit gegründet haben, einen Ableger vom Mauthausen Komitee. Gemeinsam mit Wr. Neudorf, wobei Wr. Neudorf erst in den letzten Jahren hier auch mitgewirkt hat und sich sehr positiv eingebracht hat. Vor rund zwei Jahren (2014) wurde auch eine Skulptur enthüllt, die Arik-Brauer-Skulptur, auch mit sehr prominentem Besuch. Ich glaube auch, dass es wichtig ist, aus der Vergangenheit zum einen zu lernen, wir können nur aus der Vergangenheit lernen, und deshalb ist es auch wichtig, gewisse Dinge niemals zu vergessen, auch wenn es viele nicht hören. Aber gerade diese Arbeit sehe ich als sehr sehr wichtig und auch gerade in den Schulen. Und da gab es

ein sehr schönes Beispiel: Es war ja letztes Jahr ein Überlebender des KZs Mauthausen und der auch in Guntramsdorf in der Dependence untergebracht war und ein Zwangsarbeiter war, ein polnischer, der war hier und war einen Tag vor der Gedenkveranstaltung auch in unserer Mittelschule. Er hat dort mit einem Simultanübersetzer mit verschiedensten Schulklassen der oberen Schulstufen über diese Zeit und seine Erlebnisse erzählt. Ich war selbst nicht dabei, ich hab mir nur von den Lehrkörpern und den beteiligten Personen ganz emotionale Bilder schildern lassen, wo wirklich auch hartgesottene Schüler und Schülerinnen in Tränen gestanden sind, wie sie sich vor Augen geführt haben, was dieser Mensch bzw. diese Menschen in dieser Zeit dort durchmachen haben müssen.

Julia: Das beantwortet auch ein bisschen die nächste Frage schon, wie Sie persönlich dazu stehen. Mir hat der Jürgen das ganz schön aufgezeichnet, generell, was er mitbekommen hat im Zuge der Gedenkarbeit, dass es eben Bürgermeister gibt, die das sehr wohl als wichtig finden; jemand, der das auch eventuell aus persönlichen Gründen wichtig findet. Dann gibt's Leute, die dem Ganzen nicht im Weg stehen, und dann gibt es Leute, die sagen, warum macht man das? Aber, das beantwortet die Frage eigentlich, wo Sie sich da einordnen, ziemlich gut.

Robert Weber: Ziemlich eindeutig.

Julia: Nehmen Sie die Gedenkarbeit, also z.B. Gedenkarbeit ist ja auch so, dass es ein positives Asset für eine Gemeinde ist, wenn man sieht, „da wird sich damit auseinandergesetzt“. Nehmen Sie es auch irgendwie als Rivalität zwischen Wr. Neudorf und Guntramsdorf wahr?

Robert Weber: Nein, überhaupt nicht, nein. Gotteswillen, das darf nie in diese Richtung gehen.

Julia: Ich glaube, die Gefahr besteht schon.

Robert Weber: Ah ok, ich erkenne natürlich gewisse Tendenzen, dass sich auch in Wr. Neudorf was geändert hat. Ich zähle aber voll auf den Herbert Janschka als Bürgermeister, dass er mit seinem Koalitionspartner, der FPÖ, da ganz klar eine Trennlinie zieht. Ich wiederhole mich, wenn ich sage, wir können aus der Vergangenheit lernen, aber wenn es nicht unsere Nachbargemeinde tut – genau da den Daumen auf den Puls zu legen, dann werden das wir tun.

Julia: War für Sie das Thema mit dem KZ-Außenlager, ist das erst ein Thema geworden, als Sie sich politisch engagiert haben und dadurch mit dem Gedenkverein irgendwie in Kontakt gekommen sind? Ich frage, ich habe erst mit 16,17 entdeckt, dass es dieses Außenlager gab, und ich war damals wahnsinnig schockiert. Es steht in Wr. Neudorf in keiner Chronik drinnen, es ist nirgendwo präsent. Und damals war ja auch kein Gedenkverein da, der das irgendwie gepusht hätte in den Schulen, dass es unterrichtet wird. Haben Sie davor schon von diesem Thema gewusst, war Ihnen das ein Begriff?

Robert Weber: Also, ich hab mich natürlich mit der Zeit des NS-Regimes in meiner Mittelschulzeit auseinander gesetzt. Wobei ich sagen muss, ich bin bekennender Sozial-Demokrat, aber ich bin in meiner Kindheit nicht unbedingt sozial-demokratisch erzogen worden. Ich bin in eine katholische Privatschule gegangen, aber auch da, in der Klosterschule, habe ich sehr vieles gelernt über diese Vergan-

genheit, und ich glaub' auch, das Richtige gelernt. Aber ja, selbst ich hab in meiner Kindheit, die ich hier in Guntramsdorf verbracht habe, kaum etwas über dieses Außenlager gehört. Es wurde von den „Alten“, also meine Großeltern-Generation –

Julia: Also sind Sie schon lange Guntramsdorfer?

Robert Weber: Jaja, ich bin gebürtiger Guntramsdorfer. Aber selbst mein Großvater mütterlicherseits – der Guntramsdorf Bezug von mir – der in einer großen sozial-demokratischen Familie, das war auch sozusagen der Richtungsweiser meiner politischen Laufbahn, selbst der hat sehr kritisch über diese Zeit, aber wahrscheinlich hat er es entweder verdrängt oder wusste man tatsächlich nicht alles, was dort damals passiert ist. Ich glaub, dass zur damaligen Zeit, gerade auch was die Flugmotorenwerke dort betroffen hat, wo unzählige Zwangsarbeiter, Häftlinge diese Wirtschaft am Leben gehalten haben, ich glaube, dass man da schlichtweg auch in dieser fürchterlichen Zeit den Überblick verloren hat und sehr vieles als gegeben hingenommen hat und viel mehr geschaut hat, wie man selbst sich um die eigene Familie und die Angehörigen kümmern kann, wo viele auch im Krieg waren, im Krieg geblieben sind, und dann nach dem Krieg einen geistigen Trennstrich gezogen hat. Aber umso wichtiger ist es, dass es sehr wohl auch Erzählungen gegeben hat, von meinem Großvater, in dem Fall hab ich nicht mehr viel hören können, weil er zuvor verstorben ist. Aber von sehr vielen alten Guntramsdorfern, die dann sehr wohl gesagt haben, da war schon etwas und die sind dann auch in die Tiefe gegangen. Aber in meiner Kindheit selbst war es allgegenwärtig, weil dort, wo jetzt heute viele Betriebe sind, angesiedelt haben, im Industriezentrum, da waren noch die Krater, die Fundamente der Bunkeranlagen.

Julia: Also, es war spürbar, vom Räumlichen, von der Struktur her?

Robert Weber: Natürlich, wir sind ja auch als Kinder

in den Bunkern herumgelaufen und haben Relikte noch vom Krieg gefunden, und das war natürlich aufregend und ein Abenteuer. Das sieht man ja jetzt nicht mehr in diesem Ausmaß. Wobei, in der Gedenkstätte des KZ-Gedenkvereins, also das, was die ecoplus dankenswerterweise auch frei gehalten hat, da hat man ja vor zwei oder drei Jahren im Rahmen einer Schüleraktion, 24 oder 48 Stunden, sehr viele Dinge, also sowie die Ein-Mann-Stellungen, diese kleinen Bunker, ausgegraben und auch einiges ans Tageslicht gefördert. Ich glaube, das ist wichtig. Und es wäre natürlich schön, wenn von Seiten des Landes, und die ecoplus gehört ja schließlich dem Land, wenn da ein Teil dieses Geländes wirklich auch nachhaltig gesichert wird, dass hier das ,was jetzt noch über ist, sei es an Fundamenten oder an Ein-Mann-Stellungen, dass das erhalten bleibt.

Julia: Ja, ich finde genau deswegen ist grad dieser Standort im Industriezentrum so spannend. Man hat diesen historisch extrem beeindruckenden Platz, der extrem viele Emotionen auslöst, und rundherum ist halt dieses Industriegebiet. Und diese Diskrepanz finde ich bzw. hat mich dazu bewegt, mich damit mehr auseinanderzusetzen. Und von den Zuständigkeiten her, weil sie jetzt auch grad vom Land geredet haben, Mauthausen ist ja ein Teil des Innenministeriums. Würden sie sich wünschen, dass das in dem Fall auch so ist, dass da quasi dadurch, dass es zum Innenministerium gehört, ein bisschen mehr „Macht“ für dieses Grundstück da wäre? Ich weiß, es geht nicht.

Robert Weber: Ja, würde ich mir wünschen, habe ich jetzt eh gesagt. Ich würde mir wünschen, dass wir dieses Gelände sichern können, für Gedenkarbeit.

Julia: Sehen Sie von der Zuständigkeit, sehen Sie da die Verantwortung bei der Gemeinde, dass diese Arbeit forciert wird, oder sehen Sie dieses Zuständigkeit eher beim Gedenkverein?

Robert Weber: Nein, ich glaube auch, dass jede

Gemeinde, jede politische Gemeinde, ein Erbe, ein politisches Erbe übernommen hat. Deshalb ist es auch in der Verantwortung der politisch Agierenden, sich da einzubringen.

Julia: Hätten Sie mitbekommen, dass dieses Thema bei Wahlen als politischer Spielball verwendet wird. Dass es Parteien gibt, die definitiv sagen, das ist für uns ein „Mehrwert“, wir beschäftigen uns mit der Gedenkarbeit, weil wir wissen, unsere Wähler wollen das, oder ist das da in diesem größeren Kontext gemeindenspezifisch nie –

Robert Weber: Also darüber habe ich mir nie Gedanken gemacht und werde mir auch nicht Gedanken machen, weil das für mich eine Selbstverständlichkeit ist, und deshalb heg' ich nicht selbst die Frage in mir, bringt mir das was oder bringt mir das politisch nichts.

Julia: Also Sie hätten es auch nicht mitbekommen, dass es generell politisiert wurde?

Robert Weber: Nein.

Julia: Wenn man sich auf künstlerischer Ebene damit auseinandersetzt, glauben Sie, ist da Bereitschaft in der Bevölkerung da?

Robert Weber: Ja, wobei auch sehr differenziert. Es gab ja ein Projekt in Guntramsdorf, wo man sich künstlerisch diesem Thema und diesem Platz gewidmet hat. Es gibt in Guntramsdorf einen Kreisverkehr, den übrigens ein Schulkollege vom Jürgen Gangoly und mir, der Thomas Soretz(?), wir sind ja alle drei in Neu-Guntramsdorf in die Volksschule gegangen. Die Schule in Neu-Guntramsdorf, unsere alte Volksschule, war ja auch eine Baracke, die noch übrig geblieben ist, die erst Anfang/Mitte der 90er einer neuen Schule, der jetzigen Volksschule in Guntramsdorf, gewichen ist, wo noch mit einem Koksöfen geheizt wurde, also wir haben das in der ersten Klasse '78 noch mitbekommen. Interessant, dass der Jürgen

Gangoly jetzt Obmann dieses KZ-Vereins ist, der Thomas Soretz sich als HTL-Lehrer dem Thema gewidmet hat, mit dieser Skulptur, aus verschiedenen Maschinen- und Motorbauteilen etwas geschaffen worden ist und zum Nachdenken anregt, wie ich meine, und ich Bürgermeist bin, das ist lustig.

Julia: Wie haben Sie die Aufnahme der Bevölkerung wahrgenommen?

Robert Weber: Na, eben differenziert. Manche haben damit überhaupt nix anfangen können, das ist schlichtweg hässlich. Andere haben gesagt, ja schön, endlich nimmt man sich der Sache an. Ist schon einige Zeit her, die negativen Meinungen hab ich anscheinend verdrängt. Wahrscheinlich fällt es mittlerweile vielen nicht mehr auf, weil es zum alltäglichen Bild gehört.

Julia: Ja, der Mensch gewöhnt sich ja schnell an Dinge.

Robert Weber: Man muss aber auch sagen, dass solche Skulpturen mittlerweile sehr modern sind. Diese Skulptur ist schon über 10 Jahre alt, und damals war das noch ein Novum. Was ganz was Tolles, das hat man noch nicht gekannt, dass man aus alten Motorteilen, Zahnrädern und Kolben etwas zusammenschweißt. Ich kann mich noch erinnern, dass damals die Frage gestellt wurde, wird's klar lackiert, dass sozusagen der Look des Metallenen zumindest eine Zeit lang erhalten bleibt, oder lassen wir es verrostet. Da hab ich gesagt, lasst es, wirkt ja auch. Wird auch noch einige Jahre hin rosten, bis es verschwunden ist, aber das soll es ja auch nicht. Mir persönlich gefällt es, ich finde es auch wichtig und gut platziert. Es regt zum Nachdenken an, ich sag' jetzt einmal: Ziel erreicht.

Julia: Also generell künstlerische Auseinandersetzung in diesem Kontext auf jeden Fall?

Robert Weber: Auf jeden Fall.

Julia: Ich überleg das künstlerische Projekt als partizipatives Projekt zu gestalten. Glauben Sie, funktioniert das in Guntramsdorf?

Robert Weber: Könnt ich mir sogar vorstellen. Ich glaube, dass wir sehr viele engagierte Guntramsdorferinnen und Guntramsdorfer haben. Wir haben erst gestern eine Veranstaltung gehabt im Musikheim zum Thema Asylunterkünfte, wo es natürlich verschiedenste Meinungen gegeben hat, wo auch gewisse Gruppen aufgetreten sind in einer Formation, wo mir manchmal das Schauern über den Rücken läuft. Aber so ist es. Diesen Auseinandersetzungen haben wir uns zu stellen und ich bin sehr stolz auf unsere Bevölkerung, dass wir darauf eine klare Antwort gestern gegeben haben. Ich glaube auch, dass gerade, was Gedenkarbeit betrifft und was Partizipation betrifft, auch in der Politik (?), auch gerade jetzt, in unserer jetzigen Koalitionsregierung, sehr viele Ideen dazu haben. Ein Beispiel: Wir haben, auch über die Parteigrenzen hinweg, mit allen im Gemeinderat vertretenen Fraktionen vor einem halben Jahr einen Workshop gehabt, wo es um Partizipation gegangen ist, also wie können wir die Bevölkerung in verschiedensten Sachen mit einbinden. Und da sind einige Ideen entstanden, und das werden wir auch in der jetzigen Legislaturperiode vorantreiben.

Julia: Super, das heißt, sollte sich mein künstlerisches Projekt in diese Richtung entwickeln, darf ich wieder auf die Gemeinde zukommen?

Robert Weber: Gerne.

Julia: Eine Frage, die das Grundstück betrifft: Wäre das Grundstück im Besitz der Gemeinde und könnte man damit machen, was man wollen würde, Ihr utopischer Wunsch, Ihre Vorstellung. Beinhaltet das, dass dieser Platz ein öffentlicher Platz wird für die Bevölkerung, stellen Sie sich da ein Museum vor, einfach mal so von der Funktion, was wäre Ihre Vorstellung?

Robert Weber: Hab' ich mir ehrlich gesagt noch keine Gedanken macht. Ich wüsste gar nicht, ob ich es mir wünschen würde. Wenn eine Gemeinde heutzutage ein Grundstück hält, dann muss sie es in irgendeiner Form entwickeln, weil sie einen finanziellen Druck hat. Insofern bin ich froh, dass ich mir diese Frage in dem Fall nicht stellen muss. Aber ich würde alles daran setzen, dass es als Gedenkstätte erhalten bleibt. Ob es in dieser Form erhalten bleibt, wahrscheinlich, auch aus budgetären Gründen, auch weil ich derzeit mir als Bürgermeister nichts anderes leisten kann und auch die Gemeinde Guntramsdorf sich nichts anderes leisten kann für diesen Platz. Aber natürlich könnte man diese Gedenkstätte auch entsprechend anders ausstatten, auch baulich, und unter Umständen die Gedenkarbeit dort konzentrieren, forcieren. Wäre gut und würde vermutlich auch viele Menschen wieder zueinander bringen.

Julia: Das beinhaltet eh das Nächste: Sehen Sie die Tatsache, dass dieses KZ hier situiert war, sehen Sie das auch als Wirtschaftsfaktor? Weil es gibt ja auch diesen Dark-Tourism, Leute fangen an von KZ zu KZ zu reisen. Auch in Berlin ist das sehr präsent. Was auch sehr von neonazistischen Gruppen genutzt wird.

Robert Weber: Nein.

Julia: Also, Sie erleben nicht, dass wesentlich mehr Touristen herkommen würden? Und als negativ für den Wirtschaftsstandort, dass es stört, weil es direkt in einem Industriegebiet liegt?

Robert Weber: Ich glaube auch nicht, weil es gibt noch genug freie Flächen, wenn nicht unbedingt im Eigentum des Landes, der ecoplus im Industriegebiet IZ-Süd, dass diese Flächen jetzt unbedingt verbaut werden müssen. Das zweite ist, wir sind der Mittelpunkt des Industrieviertels. Also wenn man jetzt sagt, Niederösterreich hat vier Landesviertel, dann weiß man so ungefähr vom Namen her, was einen dort erwartet. Also wenn ich im Waldviertel bin, weiß ich, was ich dort habe, gleich verhält es

sich im Mostviertel. Da brauch ich nur einmal zum Buschenschank gehen, da werd' ich sehen, dass dort der Obstwein anders schmeckt als z.B. der Wein im Weinviertel. Deshalb find ich auch die Diskussion, ob Viertel unbenannt werden, wirklich für vernachlässigbar.

Julia: Wusste gar nicht, dass dies zur Option steht.

Robert Weber: Ja, also es gibt einen ÖVP-Bürgermeister, der Bürgermeister von der Gemeinde Bad Erlach, wo auch die Lindsberg Therme steht. Bad Erlach hieß noch vor wenigen Jahren Erlach an der Pitten. Aber man war damals in dem Boom, in dem Wahn, eine Therme in der eigenen Ortschaft zu etablieren. Man hat dann auch tatsächlich Wasser gefunden und daraufhin die Gemeinde umbenannt. Dieser Herr hat vor wenigen Wochen den Anstoß gesetzt, man möge das Industrieviertel in Thermengebiet umbenennen. Da bin ich auch von verschiedenen Medien interviewt worden, ich kann damit nix anfangen. Wir leben von der Industrie. Unser Einkommen als Gemeinde ist abhängig von der Wirtschaft und wir müssen froh sein, dass wir die Arbeitsplätze und Betriebe vor der Haustür haben. Und insofern ist auch das eine Aufarbeitung der Geschichte, weil wenn man sich die Achse anschaut von Wien bis Wr. Neustadt, war das auch unter dem NS-Regime jener Bereich entlang der – damals – Reichsstraße, jetzt B17, der sozusagen als Industriezone vorgesehen war. Diese Flächen waren geografisch auch prädestiniert dafür und folgedessen hat man heute auch eine nahezu lückenlose Verbindung von Wien bis Wr. Neustadt, wo man immer Handelsbetriebe, Produktionsbetriebe etc. (?). So ist es nun mal, und so sind auch unsere Gemeinden gewachsen und entstanden. Das muss man immer wieder klar bekennen. Nichtsdestotrotz schadet es nicht, einen Blick nach hinten zu wagen und trotzdem auch zu sehen, geschichtlich zu betrachten, warum das so ist.

Julia: Interessant, das war mir wirklich nicht bekannt,

dass das zur Option steht. Ich finde das wirklich falsch. Eine Frage habe ich noch: Das konnte ich in Recherchen nicht herausfinden. Es passieren immer wieder Schandtaten von Neonazis, rassistische Aktionen im Umfeld von Gedenkstätten. Ist da in Guntramsdorf irgendetwas bekannt?

Robert Weber: Nein, ist mir nicht bekannt in Guntramsdorf, Gott sei Dank.

Julia: Das war's auch schon, danke schön!

